3 1761 07837908 8

Henri Welschinger

Der Krieg von 1870

Ursachen und Verantwortungen

I

Der Krieg von 1870
Ursachen und Verantwortungen

Henri Welschinger
Mitglied des Institut de France

Der Krieg von 1870
Ursachen und Verantwortungen

Mit einer Übersichtskarte und drei Faksimiles

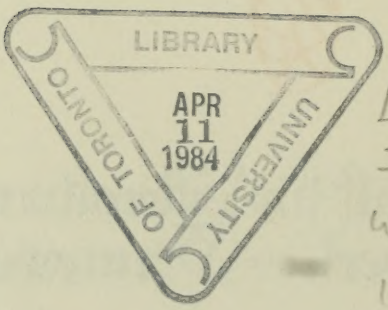
Autorisierte Übersetzung von
H. J. Plange

Zweiter Band

Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst in Berlin-Grunewald

Der Satz und Druck dieses Buches wurde ausgeführt in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Den Einband fertigte H. Fikentscher in Leipzig. Den Titel zeichnete Bernhard Lorenz in Dresden.

Zweihundertundfünfzig numerierte Exemplare wurden als Luxusausgabe auf Büttenpapier abgezogen. Der Preis dieser Ausgabe beträgt für beide Bände des Werkes in echt Leder gebunden 30 Mark.



DC
292
W45
1910
v.2

Zweiter Band

Zehntes Kapitel.

Die Affäre Regnier-Bazaine.

Fürst Chlodwig von Hohenlohe sagt in seinen „Denkwürdigkeiten", Bismarck scheine wirklich den Gedanken gehabt zu haben Napoleon wieder auf den Thron zu setzen, trotz der gegenteiligen Ansicht Moltkes. „Dieses erklärt mir die Haltung Bazaines, der, was nicht wegzuleugnen ist, mit Bismarck bis zu dem Tage korrespondierte, wo man am Erfolge verzweifelte." Dem Herzog de Gramont, der ihm versicherte, Bazaine habe aus Ehrgeiz Verrat geübt, hatte Hohenlohe geantwortet: „Er hat Politik getrieben, anstatt Krieg zu führen." Und Gramont hatte dieser Antwort mit den vernünftigen Worten beigestimmt: „Ein Soldat soll keine Politik treiben[1])."

Die Intrigen Bazaines und des berüchtigten Regnier, dieses Abenteurers, der aus dem Nichts hervorgekommen, allen unbekannt, sich selbst zum Unterhändler machte und plötzlich zwischen Ferrières, Versailles, Metz und Hastings eine fast hervorragende Rolle spielte, diese Intrigen bilden in der Geschichte des Krieges eine sehr wichtige Rolle, die von allen bemerkt zu werden verdient, die in den vom Kanzler gemachten Versuchen, auf irgend eine Weise zu einem schnellen Friedensschlusse zu kommen, klar sehen wollen. Es ist nötig festzustellen, daß in dem Augenblicke — es war am 10. September —, wo Bismarck erfuhr, Jules Favre habe die Absicht zur Besprechung nach Ferrières zu kommen, Bazaine in Metz die Revolution vom 4. September bekannt wurde. Am 11. hatte der Kanzler, wie ich schon gesagt habe, durch den Indépendant Rémois, der Bazaine zugesandt wurde, bekannt gemacht, er könne füglich nur mit Napoleon III., der Kaiserin oder dem in Metz kommandierenden Marschall verhandeln. Die feindlichen Gefühle Bazaines gegen die Regierung der nationalen Verteidigung waren bekannt. „Bazaine", sagt Schneider, der Sekretär König Wilhelms, „wollte die improvisierte Republik nicht anerkennen. Er haßte einige der in Paris eingeschlossenen Generäle und war bereit, seine Armee dazu zu benutzen, das Kaiserreich wieder herzustellen, falls man ihn hinauslassen wollte[2])."

[1]) Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 142.

[2]) Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. Bd. II, S. 303.

Wie konnte man es erreichen, sich mit diesem so gut gesinnten Manne zu verständigen?... Wie durch ein Wunder tauchte auf einmal der Vermittler auf, dessen man bedurfte.

Ein Herr Victor Regnier, geboren im Jahre 1823 in Mée bei Melun, der etwas Medizin und Jura studiert hatte, war mit einem Kaufmann assoziiert, der in England ein Geschäft leitete. Beim ersten Bekanntwerden des Krieges kaufte er ein englisches und amerikanisches Geschäftspatent, und da er von Natur zur Intrige neigte und ein geschickter Sprecher war, hatte er geglaubt imstande zu sein Politik zu treiben. Er war seit dem 31. August in London. Am 11. September erfuhr er, daß die Kaiserin Eugenie nach Hastings gegangen sei, und begab sich dorthin. In den Stunden, wo der Kaiserliche Prinz sich zur Erholung im Garten aufhielt, näherte er sich ihm. Durch Liebenswürdigkeit gelang es ihm das Vertrauen des Jünglings zu erlangen, und er photographierte ihn und den Wohnsitz von Chislehurst. Am 12. schrieb er an Frau Le Breton, die Ehrendame der Kaiserin, eine Schwester des Generals Bourbaki, „um sich Ihrer Majestät zur Verfügung zu stellen". Er sagte, er sei mit dem Gedanken nach England gekommen, sich als Vermittler zwischen dem deutschen Kanzler und der Kaiserin anzubieten. Gehorchte er dabei einem freiwilligen und persönlichen Gefühle? Wurde er dazu angetrieben? Das ist noch dunkel; doch wäre es nicht zu verwundern, wenn geschickte Leute in ihm den Mann vermutet hätten, den sie gebrauchten. „Er sah ganz danach aus, als ob er große Dienste leisten könnte", sagt der Sekretär König Wilhelms. Die einen sahen in ihm einen bis zur Übertreibung hinterlistigen Mann oder einen Gauner, andere einen Abenteurer; diese einen eingebildeten Dummkopf, jene einen politischen Dilettanten, der danach strebte, eine Rolle zu spielen. Wie man ihn nun auch beurteilen will, keiner hat seinen intriganten Sinn leugnen können.

Zu derselben Zeit, als Regnier sich an Frau Le Breton wandte, schrieb er auch an Herrn von Bernstorff, den Gesandten Preußens in London, um bei ihm anzufragen, ob der König es nicht vorzöge, über den Frieden mit der kaiserlichen Regierung statt mit der republikanischen Regierung zu verhandeln. Wenn der Botschafter dieser Ansicht wäre, erkläre er sich bereit nach Wilhelmshöhe zu gehen, und er bat den Botschafter, ihm einen Paß auszustellen. Frau Le Breton hatte am 14. geantwortet, die Kaiserin könne seinem Briefe keine Folge geben. Regnier ließ aber nicht nach und übergab der Ehrendame ein neues Billett, worin er der Kaiserin riet, gegen die Wahl einer Verfassunggebenden Versammlung zu protestieren. Am 15. schickte er ihr einen anderen Brief, um die Verhandlungen mit dem Grafen Bismarck ein-

zuleiten. Die Kaiserin ließ ihm antworten, das Wohl Frankreichs müsse über den dynastischen Interessen stehen und sie wolle die Nationale Verteidigung in nichts behindern. Die Hartnäckigkeit Regniers zeigt, daß die preußische Botschaft, die über seine Schritte unterrichtet war, ihm nicht ungünstig gesinnt war; denn Regnier brüstete sich damit, von der kaiserlichen Regierung bessere Bedingungen zu erlangen, als von der „sogenannten republikanischen Partei". Es steht auch fest, daß Bismarck schon über die Vorschläge dieses Abenteurers unterrichtet war, und daß er mit seinem geschickten und schnell erfassenden Geiste daran dachte, Nutzen daraus zu ziehen. Da er sah, daß die Kaiserin nicht auf das Entgegenkommen des Herrn von Bernstorff einging, der sich mit der alten kaiserlichen Regierung verständigen wollte, willigte er ein, mit Jules Favre in Verhandlungen zu treten, er verfuhr dabei aber mit der scharfblickendsten Geschicklichkeit, indem er sofort allen Nutzen aus dem wunderbaren Zufalle zog, der sich ihm darbot.

Am 16. September kam Regnier nach Hastings zurück und wandte sich an den Lehrer des Kaiserlichen Prinzen, Herrn Filon, der ihm wiederholte, daß sich die Kaiserin weigere, an irgend einer Intrige teilzunehmen. Regnier ließ nicht nach. Er ginge nach -Wilhelmshöhe mit der Absicht, den Kaiser zu sehen. Die preußische Botschaft autorisiere ihn dazu. Er bringe Herrn Filon eine Photographie von Hastings, die er gemacht habe, und bäte den Kaiserlichen Prinzen darum, einfach ein Wort für seinen Vater daraufzuschreiben. Das wäre der Grund seiner Reise. „Ich werde den Kaiser sehen," sagte er, „und wenn Sie ein Wort für ihn auf diese Karte schreiben wollen, dann wird ihm das Freude bereiten und ihm zeigen, daß ich ein Mann bin, den man empfangen kann."

Der Kaiserliche Prinz willigte endlich ein, die Worte zu schreiben: „Mein lieber Papa, ich sende Ihnen diese Ansichten von Hastings. Ich hoffe, daß sie Ihnen gefallen werden." Auf einer anderen Photographie, die Regnier um hohen Preis von einem der Diener der Kaiserin erhalten hatte, stand von ihrer Hand: „Dies ist die Ansicht von Hastings, das ich für meinen guten Louis gewählt habe." Am 18. September las Regnier, der Jérôme David besucht hatte, im Observer, daß Jules Favre in Meaux mit Bismarck zusammentreffen werde. Da ließ er seinen Paß auf dem preußischen Konsulate visieren und fuhr nach Calais. Am 20. kam er über Amiens, Ruel und Nanteuil nach Ferrières. Jules Favre war seit dem 19. dort. Vor dem unbekannten Manne, der Regnier war, verschwanden alle Hindernisse wie durch ein Wunder, und die gefährliche Reise wurde für ihn leicht. So wie er sich meldet, um mit dem Kanzler zu sprechen, wird er empfangen. Das sind Tat-

sachen, die man hervorheben muß. Bismarck ist von Bernstorff benachrichtigt, mit welchem Abenteurer er es zu tun hat, und anstatt ihn nach Wilhelmshöhe zu schicken, wird er ihn nach Metz senden, um zu versuchen, das Vertrauen Bazaines zu gewinnen, der schon mit den Deutschen in Verbindung steht. Nachdem er dies Regnier mitgeteilt hat, läßt er ihn einige Stunden allein, um mit Jules Favre zu verhandeln, dessen Anwesenheit Regnier bekannt ist. Der Kanzler sagt zu Jules Favre, er verlange nichts anderes als den Frieden, er müsse aber vor allem wissen, daß Preußen notwendig den Elsaß haben müsse. Jules Favre erhebt sich dagegen. Es ist nicht nur eine Gebietsberaubung, die der Sieger vorbereitet, es ist, seiner Meinung nach, eine bonapartistische Restauration.

„Wenn wir glaubten, daß Napoleon unseren Interessen günstiger wäre," sagte Bismarck, „würden wir ihn Ihnen zurückbringen; wir lassen Ihnen aber die Wahl Ihrer Regierung. Was wir wollen, ist unsere Sicherheit, und die können wir nur mit dem Hausschlüssel haben, und das ist Straßburg."

Trotz der Einwände Jules Favres bleibt der Kanzler unerbittlich, und die Unterredung wird unterbrochen. Am Abend wird sie wieder aufgenommen, da aber die beiden Verhandelnden bei ihrer Ansicht bleiben, kommt man zu keinem Ziele.

„Sie reden wie ein Franzose", sagte Bismarck. „Gestatten Sie mir, daß ich Deutscher bleibe." — „Sie haben die Armeen des Kaiserreiches besiegt," antwortete Jules Favre, „aber das Kaiserreich ist nicht mehr da, und die Nation bittet Sie um die Einstellung eines Krieges, der keinen Zweck mehr hat. Wenn Sie das verweigern, dann geben Sie ihr die Berechtigung zu glauben, daß Sie es gegen sie abgesehen haben ... Wollen Sie mir erlauben offen zu sprechen? Sie sind, glaube ich, nur das Werkzeug der kaiserlichen Politik, die Sie uns aufzuzwingen beabsichtigen." — „Sie täuschen sich darin ganz und gar. Ich habe keinen Grund, Napoleon III. zu lieben. Ich leugne nicht, daß es uns bequemer gewesen wäre, ihn beizubehalten, nur Sie selbst haben Ihrem Lande einen schlechten Dienst erwiesen, als Sie ihn stürzten. Es wäre uns sicher möglich gewesen, mit ihm zu verhandeln; aber ich persönlich habe nie Grund gehabt, mit ihm zufrieden zu sein."

Der Kanzler erklärte sodann, keiner Dynastie für Frankreich den Vorzug zu geben, und macht dann das aus seinem Munde überraschende Geständnis: „Ich bin sogar Republikaner und glaube, daß es keine gute Regierung geben kann, wenn sie nicht vom Volke stammt."

Nach dieser Abweichung scheint Bismarck einen Waffenstillstand für möglich zu halten, unter der Bedingung, die Vogesenfestungen und

Straßburg zu besetzen. Metz würde man für den Augenblick außer acht lassen. „Aber," fügte er plötzlich hinzu, „es ist vielleicht nicht unangebracht zu bemerken, daß Bazaine Ihnen nicht angehört. Ich habe gute Gründe zu glauben, daß er dem Kaiser treu bleibt und deshalb sich weigern wird, Ihnen zu gehorchen." Jules Favre bestreitet das und fragt, ob Bazaine über die Kapitulation von Sedan und die Gefangenschaft Napoleons III. unterrichtet ist. „Vollständig!" antwortet Bismark, der so die zwischen dem Prinzen Friedrich Karl und dem Befehlshaber der Rheinarmee angeknüpften Beziehungen bestätigt. Darauf wurde die Besprechung bis zum anderen Morgen abgebrochen; aber vorher hatte Bismarck eine zweite Unterredung mit Regnier. Dieser hatte über die Vorschläge des Kanzlers nachgedacht und bot ihm nun an, nach Metz und Straßburg zu gehen; er nimmt es auf sich, die Kommandanten dieser beiden Plätze zu bewegen, im Namen der kaiserlichen Regierung zu kapitulieren. „Tun Sie das", sagt Bismarck, „und Sie haben Ihrem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen!" Darauf übergibt er ihm mit dem Entwurfe der Kapitulation, den er Bazaine aushändigen soll, den von ihm unterzeichneten Geleitbrief: „Ich ersuche die kommandierenden Offiziere der verbündeten Truppen, Herrn Regnier ungehindert passieren zu lassen und ihm seine Reise so viel wie möglich zu erleichtern." Am 20. September reist der Abenteurer, dessen Ankunft Bismarck dem Prinzen Friedrich Karl nach Corny gemeldet hat, ab, mit dem Versprechen, Bazaine aufzusuchen und einen General mitzubringen, der nach Hastings gehen solle, um sich mit der Kaiserin zu verständigen. Er wußte, daß Bourbaki der Bruder der Frau Le Breton war, und wollte versuchen, hieraus Nutzen zu ziehen. So benutzte denn Bismarck, den die Fortsetzung des Krieges nach Sedan enttäuscht hatte, und der einen Volksaufstand mit sehr langandauernden Feindseligkeiten und schließlich eine Einmischung der Neutralen befürchtete, die niedrigste Intrige, um sich einer starken Festung zu bemächtigen, indem er den Oberbefehlshaber verführte und einen seiner besten Generäle beiseite schaffte.

Bei der Wiederaufnahme der Unterredungen mit Jules Favre zeigt Bismarck wie zufällig die Photographie des Strandes von Hastings mit der Schrift des Kaiserlichen Prinzen. „Dies ist der Paß einer Person, die heute morgen mit mir in Unterhandlung getreten ist." Aber der Kanzler sagte nicht, daß die Kaiserin den Lehrer des Prinzen getadelt hatte zugegeben zu haben, einige Worte auf die Photographie zu schreiben, und ihrerseits den Kaiser in Wilhelmshöhe benachrichtigt hatte, daß sie Regnier in keiner Weise ermächtigt habe, sich in ihrem Namen vorzustellen. „So hatte ich also recht", sagte Jules Favre unklugerweise;

„und wenn Sie sich gestern dagegen verwahrt haben, für die bonapartistische Politik zu arbeiten, so waren Sie nicht ganz im Einklange mit den Tatsachen. Es ist offenbar, daß man Sie bearbeitet, daß Sie das geschehen lassen um sich alle Möglichkeiten vorzubehalten." — „Ich kann weder ja noch nein sagen", erwiderte Bismarck. Schließlich gestand er, daß die fragliche Person gebeten habe, den Kaiser zu sehen, der nicht ein Gefangener, sondern der Gast Preußens sei[1]). Jules Favre drang weiter in ihn. Preußen wäre also bereit, den Kaiser wieder einzusetzen, wenn ihm das zusage? Bismarck wich aus. Er habe keine vorgefaßte Meinung und habe sogar die Person abgewiesen, die sich angeboten habe zu verhandeln (was falsch war). Dann aber gab er alle Bedingungen zu dem Waffenstillstande an und verlangte die Besetzung von Toul, Bitsch, Straßburg und des Mont Valerien. Nach einer energischen Ablehnung verließ Jules Favre Ferrières, das Herz zerrissen von Schmerz und Zorn[2]). Der Krieg sollte weitergehen.

Eine Notiz und ein Bericht des Ministers des Auswärtigen, die am 22. September offiziell veröffentlicht wurden, machten das Land mit den unannehmbaren Bedingungen Preußens bekannt, das Straßburg nehmen und seine heldenhafte Garnison in Gefangenschaft führen wollte, Forderungen, die die Ehre Frankreichs angriffen und gegen die Pflichten der kaum zur Gewalt gelangten Regierung gingen, die nicht den Anschein erwecken durfte, sich einer Aufforderung zu fügen, die jeder gute Franzose zurückweisen würde. Die Ungewißheit, mit der der Feind sich umgeben hatte, war endlich aufgehellt. Der König hatte, als er in Frankreich eindrang, erklärt, er werde nur das Kaiserreich angreifen. Und als dieses zusammengebrochen war, setzte er trotzdem die Feindseligkeiten fort. Welche Hoffnungen sollte man nun noch auf seine Erklärungen setzen können? Auf den aufrichtigen und pathetischen Bericht Jules Favres, dem ganz Frankreich beistimmte, antwortete Bismarck durch das Zirkular vom 27. September. Er beschuldigte die Regierung der nationalen Verteidigung, die Vorteile des versöhnlichen Angebotes Preußens, um zur Wahl einer Verfassunggebenden Versammlung schreiten zu können, nicht benutzen zu wollen.

[1]) Am 23. September schrieb Bismarck seinem Sohne Herbert, der ihm sagte, man wundere sich in Preußen über die Rücksicht, die man in Wilhelmshöhe auf den Kaiser nehme: „Ein gut behandelter Napoleon ist uns nützlich, und darauf kommt es uns allein an. Die Rache gehört Gott. Die Franzosen müssen darüber im Zweifel bleiben, ob er ihnen zurückgegeben wird. Das wird ihren Zwiespalt vergrößern."

[2]) Vgl. die Erzählung über diese Zusammenkunft in Jules Favres Gouvernement de la Défense nationale, Bd. I, und den dramatischen Vorfall in der Nationalversammlung, der in den Sitzungen vom 2. und 17. Juni 1871 von Herrn de Vallon veranlaßt wurde.

Jules Favre erwiderte darauf in einem anderen Zirkulare, worin er die Bedingungen Preußens anführte und sie darüber tadelte, daß sie unannehmbar wären, da man ihm dadurch das Geschick des Landes ausliefere. Zu dieser Zeit beglückwünschte Herr de Chaudordy den Minister wegen seines festen und edlen Protestes, dem alle Wohlgesinnten Beifall zollten. Er hatte von unserem Geschäftsträger in London eine Note erhalten, worin folgendes stand: „Herr Gladstone soll sich in äußerst lebhaften Ausdrücken über die Haltung des Kaisers bei Sedan und in Wilhelmshöhe ausgesprochen und besonders die Schwäche und den Egoismus getadelt haben, die den Urheber des Krieges dazu veranlaßt haben, die Verantwortung auf das Land zu schieben. Auf die Hoffnungen der gestürzten Dynastie anspielend, soll Herr Gladstone der Überzeugung Ausdruck gegeben haben, eine Wiederherstellung derselben sei ganz unmöglich, wenn auch Preußen glaube, Frankreich damit drohen zu können."

Bismarck hatte Regnier gesagt, wenn er sich einer Regierung gegenüber befände, die auf den vorgeschlagenen Grundlagen verhandeln wolle, d. h. auf der vorherigen Abtretung des Gebietes, dann würde er es tun. Er habe es aber mit zwei Regierungen zu tun: einer tatsächlichen und einer rechtmäßigen, und er erklärte dadurch in Verlegenheit gesetzt zu sein. Doch hatte er es Regnier nicht verheimlicht, daß seine Sympathien dem Kaiserreich gehörten. Er hielt darauf, mit dem Oberbefehlshaber der Metzer Armee in Verhandlung zu treten, um es zu ermöglichen, die Anstrengungen der Garnison zu entmutigen und sie nach und nach zu einer Kapitulation zu bringen, die dem hartnäckigen Widerstande der Franzosen den letzten Stoß versetzen sollte. Am 23. September rief Herr von Keudell aus: „Krieg, Krieg! Man hat einen Brief von Jules Favre erhalten, der sich unseren Forderungen nicht fügen will. Man muß dies der Presse mitteilen mit den nötigen Bemerkungen und sagen, daß der Gefangene von Wilhelmshöhe uns noch recht gut nützlich sein könne." Das war der ständige Gedanke des Kanzlers.

An demselben Tage sah Regnier, den der Kanzler empfohlen hatte, den Prinzen Friedrich Karl, der ihn zu den französischen Vorposten führen ließ. Von dort ging er zu Bazaine, der ihn sofort empfing, und erzählte ihm seinen Auftrag. Es handele sich darum, im Einvernehmen mit der Kaiserin, in deren Auftrage er zu kommen vorgab, die Armee von Metz zu retten und für Frankreich günstige Friedensbedingungen zu erlangen. Die Art, wie Regnier zu den Vorposten gelangt und herrisch verlangt, mit dem Marschall Bazaine zu verhandeln, war ganz danach angetan Verdacht zu erregen. Doch bringt man diesen geheimnisvollen Gesandten zu Wagen fort, ohne erst abzuwarten, bis dem Gebrauche ge-

mäß der Oberbefehlshaber über seine Bitte entscheidet. Man fordert ihn auf, seinen Namen zu nennen, er antwortet: „Das ist unnötig. Ich werde mich selbst anmelden." Er tritt in den Salon, von wo ihn der Marschall in sein Arbeitszimmer abholt. Offenbar war Bazaine von den Deutschen unterrichtet worden. Er hört den Abenteurer an und vertraut ihm sofort in der ersten Unterredung und ohne sich darüber zu vergewissern, wer dieser Gesandte in Wirklichkeit ist, daß er bereit ist mit den kriegerischen Ehren zu kapitulieren, wobei er aber die Festung Metz beiseite lassen wolle. Er sagt ihm sogar, daß die Verteidigung von Metz nur mit Mühe bis zum 18. Oktober ausgehalten werden könne, weil er an dem Tage keine Lebensmittel mehr habe. Ein solches Geständnis wird natürlich dem Feinde hinterbracht und von ihm benutzt. Bazaine beging schon dadurch ein Verbrechen. Er weiß recht gut, was er tut, denn er hat von den Preußen die Nummer des Indépendent Rémois erhalten, worin gesagt worden war, daß die Deutschen, die die Regierung der nationalen Verteidigung noch nicht anerkannt hätten, „mit dem Marschall Bazaine verhandeln könnten, der sein Kommando vom Kaiser habe". Am 16. September hat er die Einfältigkeit oder Kühnheit an den Prinzen Friedrich Karl zu schreiben, um ihn zu bitten, ihm „offen und ehrlich" Nachrichten über den 4. September zu geben, und er schenkt denen, die ihm der Feind gibt, Glauben. Darauf kehrt Regnier zum Prinzen Friedrich Karl zurück, um ihm die Antwort des Marschalls mitzuteilen. Der Prinz stellt seine Bedingungen auf: die Armee und die Festung sollen kapitulieren. Regnier kehrt am 24. nach Metz zurück und hat eine neue Unterredung mit Bazaine. Er bittet ihn, Bourbaki nach England zu senden, und Bazaine stimmt, nach Canroberts Weigerung, zu, diesen General zur Kaiserin zu schicken. Die Order vom 25. September lautet: „Da Ihre Majestät die Kaiserin-Regentin den Herrn Divisionsgeneral Bourbaki zu sich gebeten hat, wird dieser General ermächtigt, sich dorthin zu begeben[1])."

Wie soll man sich dieses plötzliche und außerordentliche Zugeständnis Bazaines und Bourbakis erklären, wenn alle beide nicht wirklich an die offizielle Sendung Regniers glaubten? Was für Beweise hatte er also? Nur die Photographien von Hastings? Es liegt hier etwas sehr Sonderbares vor. Zwei Generäle begnügen sich mit einem Papier, auf das der kaiserliche Prinz einige Worte gekritzelt hat, und eines anderen, das eine banale Zeile der Kaiserin enthält. Sie fragen sich nicht, ob diese Schrift echt ist und ob sie nicht von einem Agenten im Dienste des Feindes betrogen werden?... Der Marschall, der den Ober-

[1]) Papiers Tachard.

befehl führt und weiß, daß eine andere Regierung da ist, verletzt leichtfertig seine Pflicht, die ihm vorschreibt, keinen Vorschlag zur Kapitulation anzunehmen, bevor er nicht alle seine Hilfsquellen und alle Anstrengungen erschöpft hat. Er verhandelt mit dem Feinde und mit einem Fremden, ohne dazu berechtigt zu sein. Er geht noch weiter. Er vertraut diesem Fremden, von dem er weiß, daß er mit dem preußischen Hauptquartier und dem Kanzler in Verbindung steht, an, daß er nur bis zum 18. Oktober Lebensmittel hat. So entdeckt er das wichtigste Geheimnis der Verteidigung, welche Enthüllung Regnier bei Bismarck benutzt zu haben eingesteht, und verurteilt sich so zu einer unvermeidlichen Kapitulation! Soll man nicht annehmen müssen, Regnier habe noch andere Schriftstücke in Händen gehabt und andere Mitteilungen machen können, um fast sofort das Vertrauen Bazaines zu gewinnen? Haben nicht wichtige Persönlichkeiten der kaiserlichen Partei, wie Jérôme David, Persigny oder Rouher ihm die notwendigen Aufklärungen machen können, um seiner Mission mehr Nachdruck zu geben? Und hatte er nicht vielleicht eine besondere Empfehlung von Bismarck und dem Prinzen Friedrich Karl? Nie wären doch wohl zwei arme Photographien mit einigen nichtssagenden Worten genügend gewesen, diesem Fremden den Zugang zur Festung Metz und zu deren Oberbefehlshaber zu erleichtern.

Am 28. September war Regnier nach Ferrières zurückgekehrt, nachdem er es vermocht hatte Bourbaki herauszuführen, der als luxemburgischer Militärarzt verkleidet nach Hastings geht, und hatte Bismarck eine Photographie mit dem Namenszuge Bazaines mitgebracht. Diese einfache Unterschrift des Marschalls ist das erste Anzeichen seines Verrates. Regnier hat vom Marschall den Auftrag, gemäßigte Friedensbedingungen zu fordern. General Jarras, Generalstabschef der Metzer Armee, wundert sich über die Mission und fragt Bazaine. Dieser sagt ihm, die Kaiserin habe Bourbaki kommen lassen, einen großen Freund der kaiserlichen Familie. Dann erklärt er, Bourbaki sei gegangen, um von der Kaiserin zu erbitten, die Armee von ihrem Treueide zu entbinden. Ein anderes Mal sagt er, den wirklichen Zweck der Mission Bourbakis nicht zu kennen. Schließlich beklagt er sich, daß Bismarck ihm einen Intriganten geschickt habe, um ihn zu einer bedauerlichen Handlung zu verleiten. Er behauptet, nicht sogleich bemerkt zu haben, daß Regnier mit dem Feinde im Einvernehmen sei, um im Interesse der deutschen Armee zu handeln, und verrät so, von Lüge zu Lüge gehend, sich selbst, wodurch sein Doppelspiel bekannt wird.

Regnier ist zu Bismarck zurückgekehrt. Der Kanzler wundert sich, ihn nicht mit ausreichender Vollmacht ausgestattet zu sehen. Er tele-

graphiert an Bazaine, ob er Regnier berechtige, wegen der Übergabe von Metz zu verhandeln, wenn er bei den Instruktionen bliebe, die der Marschall ihm gegeben habe. Bazaine antwortet durch Vermittlung Stiehles, er könne eine Kapitulation mit den kriegerischen Ehren annehmen, ohne daß aber Metz in der Kapitulation einbegriffen sein solle. Er bietet an, den General Boyer zur weiteren Verhandlung zum Prinzen Friedrich Karl zu schicken. Von nun an ist Regnier in den Augen Bismarcks nichts mehr, da er alles mit ihm erreicht hat, was er wollte, und nun seine Intrigen fortsetzen wird, um Metz und die französische Armee zur Übergabe zu bringen. Die Furcht zu sehen, daß die Rheinarmee die deutschen Linien durchbrechen würde, ist verschwunden, und man weiß, daß sie nur bis zum 18. Oktober Lebensmittel hat. Das was deutlich beweist, daß der Kanzler, durch einen Abenteurer unterstützt, diese Tragikomödie in vier Akten (die in Ferrières, Metz, Hastings und Versailles spielten) geleitet hat, ist seine Anfrage bei Napoleon, den er am 21. September von seinen Unterhandlungen mit Jules Favre benachrichtigt und fragt, ob er zustimme, die der Regierung der nationalen Verteidigung gestellten Bedingungen anzunehmen. Napoleon antwortet, der Kampf könne nur durch den vollständigen Ruin eines der Gegner oder durch ihre ehrliche Versöhnung beendet werden. Der Kaiser nahm die Schleifung einiger Festungen und eine Kriegsentschädigung an. Seiner Meinung nach sollte der Sieger aber großmütig sein, denn wenn das französische Volk sich durch ein heroisches Vorgehen bewegen ließe, werde es niemals dem Egoismus und der Furcht weichen. Ohne den Schritt Jules Favres gutzuheißen, erkannte Napoleon an, er habe gut daran getan, den Waffenstillstand unter den von Preußen geforderten Bedingungen abzulehnen. Die Kaiserin sollte sich wenigstens gerade so zurückhaltend zeigen wie der Kaiser.

Am 28. September war sie ganz erschreckt, Bourbaki in Hastings eintreffen zu sehen. Sie fragte ihn sofort, ob die Metzer Armee gefangen sei und wie er habe entrinnen können. Noch mehr erstaunt versicherte ihr der General, er sei auf ihren Befehl gekommen und mit der Autorisation seines Chefs, des Marschalls Bazaine. Die Kaiserin antwortete ihm, sie habe ihn nicht gerufen und habe ihm nichts zu sagen, sie habe weder direkt noch indirekt, weder schriftlich noch mündlich dem Marschall etwas befohlen. Der General schilderte ihr die klägliche Lage Lothringens und Frankreichs, und die Kaiserin bezeigte darüber einen solchen Schmerz, daß die Unterredung nicht fortdauern konnte. Am folgenden Tage sagte sie, sie weigere sich mit Preußen zu verhandeln und wolle der Regierung der nationalen Verteidigung nicht vorgreifen, da diese es besser machen werde als sie selbst und günstigere Bedingungen erlangen

könne; denn sie wußte, daß Thiers um diese Zeit bei den neutralen Mächten Hilfe suchte.

Was sie nur noch versuchen kann, ist beim Kaiser von Österreich um Fürsprache zu bitten, und so schrieb sie ihm einen neuen flehenden Brief. Sie wisse, daß Frankreich Frieden wünsche, und bäte deshalb den Souverän, die Mächte zu veranlassen, bei dieser Gelegenheit eine Pflicht gegen die Menschlichkeit zu erfüllen und durch eine freundschaftliche Intervention einen billigen Vertrag zu ermöglichen. Als Zuschauerin eines Kampfes, der ihr Herz zerreiße, könne sie bei solchen Schmerzen und so vielem Unglück nicht schweigen. „Ich weiß," sagte sie, „wenn ich mich an Ew. Majestät wende, werden Sie begreifen, daß meine einzige Sorge Frankreich ist, und daß für dieses allein mein stark geprüftes Herz etwas erbittet." Sie hoffte, Franz Joseph werde seinen hohen Einfluß geltend machen, um ihr Land vor erniedrigenden Forderungen zu bewahren, und die Unversehrtheit des Landes achten lassen. Dieser Brief und die Worte, die vorhergingen, die aufrichtig bewegte Haltung der Kaiserin, ihr Protest gegen die Rolle, die man sie hatte spielen lassen wollen, zeigen, daß, ohne daß sie es wußte, von unternehmenden Männern wie Rouher und Persigny eine Intrige eingeleitet worden war, um sie geschickt mit Hilfe Regniers darein zu verwickeln, und einen schon kompromittierten Offizier wie Bazaine und einen anderen loyalen, aber leichtgläubigen, wie Bourbaki zu Besprechungen mit dem Feinde zu verleiten.

Wie soll man die Verzweiflung Bourbakis bei einer so traurigen Lage beschreiben, der ganz verstört war und darauf hielt, seine Soldatenehre gegen alle schimpflichen Auslegungen zu verteidigen? Er wendet sich an Lord Granville, damit er ihm die Rückkehr nach Metz ermögliche, wo er sein Kommando wieder übernehmen wollte. Er sagt, daß er ebenso wie die Kaiserin das Opfer unerklärlicher Umtriebe und Handlungen ist. Er ist erst auf einen schriftlichen Befehl hin fortgegangen. Die kaiserliche Garde weiß, daß er sich nur für kurze Zeit entfernt hat, und hat in seiner Abwesenheit wohl nicht am Kampfe teilgenommen. Durch Vermittlung des Leiters der Foreign-Office und des Herrn von Bernstorff, des deutschen Botschafters, wird Bourbaki ermächtigt, nach Metz zurückzukehren, aber an der luxemburgischen Grenze verhindern ihn die preußischen Vorposten daran, auf besonderen Befehl des Prinzen Friedrich Karl und entgegen der Erklärung von Bernstorffs, der am 4. Oktober an Lord Granville schrieb: „Prinz Friedrich Karl hat von hier aus Befehl erhalten, dem General Bourbaki die Rückkehr auf seinen Posten in Metz zu gestatten und zu ermöglichen. Regnier macht den Eindruck eines Spions, scheint aber der Kaiserin Eugenie

einen ehrlichen Dienst haben erweisen wollen, als er ihr Bourbaki zuschickte." In Chislehurst glaubte man, es sei absichtlich geschehen, daß man der Armee von Metz in so heimtückischer Weise den Beistand Bourbakis entzogen habe, um die Verteidigung weniger energisch und weniger sicher zu gestalten. General von Monts behauptet in seinen Bemerkungen über Wilhelmshöhe und Napoleon, es sei das Recht des preußischen Hauptquartieres gewesen, Bourbaki an der Rückkehr zu verhindern, — darin irrt er sich. Es war höherer Befehl gegeben worden, Bourbaki seinen Posten wieder einnehmen zu lassen, aber der Kommandeur der belagernden Armee widersetzte sich dem. In dem am 8. Oktober an Gambetta gerichteten Briefe setzt Bourbaki auseinander, wie Regnier ihn an einen Ruf der Kaiserin hatte glauben lassen, die ihn über einen vom Grafen von Bismarck angebotenen Vertrag um Rat fragen wolle, der für Frankreich ehrenvolle Bedingungen enthielt. Er sagte dann, in welcher Weise er von der Kaiserin aufgeklärt worden sei, die nie den Wunsch ausgesprochen hatte, ihn bei sich zu sehen. Diese Erklärung habe ihn aufs heftigste erregt. Er sei bereit, zu seinen Soldaten zurückzukehren; da er das aber nicht könne, stelle er sich sofort zur Verfügung der Nationalen Verteidigung[1]). Da die Preußen ihr Wort nicht gehalten hatten, erhielt Bourbaki das Kommando der Nordarmee, dann das der Ostarmee, wo ihn ein anderes tragisches Geschick erwartete.

Bismarck war schon dazu gelangt, einen Teil seiner Absichten zu verwirklichen: Bazaine eine nützliche Zeit verlieren zu lassen, indem er ihn mit verfänglichen und kompromittierenden Verhandlungen beschäftigte, von Metz einen der kühnsten und hartnäckigsten Generäle zu entfernen, die Gemüter an eine Kapitulation zu gewöhnen, deren Zeitpunkt ihm eine sträfliche Eröffnung verraten hatte. Und eben der, der sie ihm gemacht hatte, wurde nun vom preußischen Hauptquartier als Spion behandelt. Er hatte einige Tage lang als nützliches Mittel gedient; jetzt verachtete man ihn[2]). Auf eine aus Wilhelmshöhe von Napoleon III. an Bismarck gesandte Depesche, ob Regnier einen besonderen Auftrag erhalten hätte und sein Vertrauen besäße, antwortete der Kanzler: „Ich kenne Herrn Regnier erst seit seinem Besuche hier, und er hat keinen Auftrag von mir. Er hat mich annehmen lassen, er habe einen von der Kaiserin. Nachdem festgestellt worden war, daß dies nicht wahr sei, habe ich ihn gebeten, das Hauptquartier zu verlassen[3])."

---

[1]) Papiers Tachard.

[2]) Das Kriegsgericht vom 17. September 1874 verurteilte Regnier zum Tode, aber in contumaciam, da er sich mit dem Feinde gegen Frankreich verschworen habe.

[3]) Busch, Gedenkblätter.

Noch war aber nicht alles zu Ende. Am 10. Oktober schlug der Marschall Bazaine, der nichts versucht hatte, den eisernen Gürtel zu durchbrechen, der ihn umgab, den Korpskommandanten vor, die Besprechungen mit dem preußischen Hauptquartier wieder aufzunehmen, um zu einem anständigen Abkommen zu gelangen. Er sagte, daß die Armee jeden Tag Kräfte und Hilfsmittel einbüße, so daß ein Ausfall nur eine Niederlage sein könne. Er fügte hinzu, man müsse sich wegen der endgültigen Verhandlungen an den König und Bismarck wenden, da der Prinz Friedrich Karl dazu keine genügende Vollmacht habe; schließlich behauptete er, die Preußen würden keine andere Regierung in Frankreich anerkennen als die der Kaiserin. Der General Coffinières machte darauf die Bemerkung, die Einflüsterungen Bismarcks hätten nur den Zweck, die vollständige Erschöpfung der Hilfsquellen der französischen Armee abzuwarten, und der schlechteste Dienst, den man dem Kaiserreiche erweisen könne, sei ein Versuch, es mit Hilfe fremder Bajonette wiederherzustellen. Marschall Bazaine ließ diese gerechte Bemerkung, ohne eine Miene zu verziehen, über sich ergehen und beorderte den General Boyer nach Versailles zu gehen und mit dem Kanzler zu verhandeln. Wenn man sich von den geheimen Gedanken Bazaines genau Rechenschaft ablegen will, muß man die Instruktionen, die er Boyer mitgegeben hat, aufmerksam lesen. Der Marschall sagt darin: die Gesellschaft sei durch die Haltung, die eine gewalttätige Partei angenommen habe und deren Tendenzen nicht zu einer Lösung gelangen könnten, die den guten Bürgern erwünscht sei, bedroht; daß die Armee, die unter seinen Befehl gestellt sei, bestimmt wäre, das Palladium der Gesellschaft zu werden; daß sie die einzige Macht sei, die die Anarchie in unserem unglücklichen Lande bezwingen könnte; sie gäbe Preußen durch die Wirkung dieser Tatsache eine Garantie für die Sicherheiten, die es in der Gegenwart zu verlangen haben könne, und trüge dazu bei, daß eine regelmäßige und gesetzmäßige Regierung zur Herrschaft gelangen könne.

Es ist offenbar, daß solche Behauptungen nur aus den vom Prinzen Friedrich Karl gegebenen Nachrichten entspringen konnten, der am 10. September dem Marschall hatte schreiben lassen, Frankreich sei das Opfer einer beklagenswerten Umwälzung, daß die Republik nicht vom ganzen Lande anerkannt und die Ordnung bedroht sei. Am 10. Oktober aber war die einzige Sorge des ganzen Landes die Verteidigung bis aufs Messer, und alle Parteien, ohne Unterschied, dienten dem Vaterlande unter der nationalen Fahne. Bevor die Armee von Metz „das Palladium der Gesellschaft" wurde, hatte sie den Posten zu verteidigen, der ihr anvertraut war, und an dem Tage, wo sie kapitulierte,

konnte sie in keiner Weise Frankreich nützlich sein. Über die militärische Frage war noch kein Urteil gefällt. Die deutschen Armeen waren noch nicht endgültig siegreich, wie das der Marschall behauptete, und die Lösung, die von den guten Bürgern gesucht wurde, war vor allem ein hartnäckiger Widerstand, das einzige Mittel ehrenhafte Friedensbedingungen zu erlangen. Man sieht also deutlich aus den Instruktionen vom 10. Oktober, daß Marschall Bazaine die Absicht hatte, aus seiner Armee ein Werkzeug politischer Tätigkeit zu machen, um dem Lande eine regelmäßige und gesetzmäßige Regierung aufzudrängen, d. h. die Wiederherstellung des Kaiserreiches, das die Preußen, seiner Ansicht nach, allein anerkennen würden. Er irrte sich. „Ich, für meinen Teil," sagte General Jarras, „erkannte schon damals, und seit der Zeit hat meine Überzeugung hierüber noch immer zugenommen, daß die Rheinarmee, so wohldiszipliniert sie sein mochte, nicht zugestimmt hätte, sich blindlings in den Dienst einer Partei zu stellen und daß sie nur denen gehorchen würde, die in ihren Augen den Willen des Landes repräsentierten[1])."

Am 12. Oktober reiste General Boyer mit dem Leutnant Deskau und einem anderen preußischen Offizier über Ars, Frouard, Toul, Nanteuil, Meaux und Lagny nach Versailles. Er kam am 14. beim Grafen Bismarck an und verlangte, daß die Armee Metz mit den militärischen Ehren verlassen könne. Er wollte, daß sie sich in eine Stadt im Innern begebe und sich verpflichte, nicht mehr gegen Preußen zu kämpfen. Der Kanzler antwortete, daß er das unmöglich annehmen könne. Seiner Ansicht nach müsse die Metzer Armee erklären, sie sei immer noch die Armee des Kaiserreichs, entschlossen, die Regierung der Regentschaft zu stützen. Außerdem müsse diese Erklärung mit einem Manifeste der Kaiserin zugleich an das französische Volk gerichtet werden, das aufgefordert werden solle, sich über die Form der Regierung auszusprechen; außerdem müsse ein Schriftstück von einem Beauftragten der Regentschaft unterzeichnet werden, worin die Präliminarien eines mit der deutschen Regierung abzuschließenden Vertrages angenommen würden. General Boyer bestätigte, daß die Armee ihrem dem Kaiser geleisteten Eide treu bleiben werde, solange das Land sie nicht davon entbunden hätte, er könne aber nichts versprechen, als bis er nach Metz zurückgekehrt sei und die Korpskommandanten befragt habe. Er kehrte am 18. Oktober nach Metz zurück und erstattete über seinen Auftrag Bericht, wobei er vom Lande das traurigste Bild entwarf. Die Mehrheit des Kriegsrats verwarf nach einer ernsten Prüfung der verschiedenen

[1]) Souvenirs, S. 201.

Fragen jede politische Tätigkeit, die zu unangenehmen Auslegungen Veranlassung geben könnte. Sie ließ nicht zu, daß der Oberbefehlshaber die Abordnung der Regentschaft empfinge, um einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, und sprach die Ansicht aus, General Boyer müsse nach England gehen und der Kaiserin die Lage auseinandersetzen, um ihre Ansicht einzuholen. Das sind die Verhandlungen, zu denen der Befehlshaber einer großen Armee, ein Marschall Frankreichs, seine Untergebenen verleitete, wobei er die erste Pflicht eines Festungskommandanten außer acht ließ, die darin besteht, dem Feinde Widerstand zu leisten bis zur letzten Stunde und mit allen Mitteln!

Und nun sehe man, durch welches System von Verzögerungen er seine Armee dahin gebracht hatte, physisch und moralisch herunterzukommen und für sie die Großmut des Feindes erbitten zu müssen!

General Boyer hatte den bestimmten Auftrag zu erfahren, ob es möglich sei, eine ehrenvolle militärische Abmachung herbeizuführen unter der Bedingung, daß kein Vertrag vom Oberkommandierenden unterschrieben würde. Wenn dies nicht zu erreichen wäre, sollte der General von der Kaiserin einen Brief erbitten, worin sie die Armee von ihrem Eide gegen den Kaiser entbände und ihr die Freiheit zu handeln zurückgäbe. General Boyer, der am 23. Oktober in Hastings angekommen war, machte den genauen Gegenstand seiner Mission bekannt. Nach einer zweitägigen Prüfung wies die Kaiserin, trotz der gegenteiligen Ansicht Rouhers und Persignys, die Bedingungen Bismarcks zurück. Sie begriff, daß der Kanzler in schändlicher Berechnung die Metzer Armee der Loirearmee entgegenstellen, französische Soldaten auf andere französische Soldaten stürzen wollte, um so unter den Augen der Preußen die Anstrengungen der Nationalen Verteidigung in einem schrecklichen Kampfe zu vernichten. Ein Manifest dieser Art hätte den Bürgerkrieg hervorgerufen. Eine Annahme der Friedenspräliminarien durch einen Abgeordneten der Regentschaft würde als ungültig betrachtet worden sein. Endlich würde sich diese Armee von Metz, angenommen der Feind hätte sie freigegeben, um sich einer politischen Tätigkeit zu widmen, selbst aufgerieben haben, und der Frieden, der durch eine Gebietsabtretung erlangt worden wäre, hätte fast ganz Frankreich gegen das schon gestürzte Kaisertum zur Erhebung gebracht. Das wäre eine Aufhäufung allen Unglückes auf ein Land gewesen, das schon so geprüft, so gequält war!

Nun wurde die Kaiserin vom Fürsten Metternich über die Befürchtungen unterrichtet, die bei der Regierung der nationalen Verteidigung die geheimen Verhandlungen Bourbakis und Boyers hervorriefen. Sie erfuhr, daß die Loirearmee fast ganz organisiert sei, und

daß die militärische Lage des Landes in einem günstigeren Lichte erschien. Sie beeilte sich zu erklären, sie würdige die patriotischen Anstrengungen der Regierung und werde nichts tun, um sie zu behindern, wünsche aber, soviel in ihrer Macht stände, die Bedingungen der unvermeidlichen Kapitulation von Metz, die nach General Boyer stündlich bevorstände, zu mildern. „Sie können nicht an meinem glühenden Patriotismus zweifeln, der mich heute ganz zurücktreten läßt, wobei ich mir jedoch unsere Rechte beim Friedensschlusse vorbehalte." Sie fügte aber zugleich hinzu: „Ich wünsche die letzte Armee der Ordnung zu retten, selbst auf die Gefahr aller unserer Hoffnungen hin." Man hatte ihr vorgeschlagen, sich mit ihrem Sohne nach Metz zu begeben. Sie weigerte sich, diesem Vorschlage Folge zu geben, da sie wohl begriff, daß ihre Anwesenheit in der alten kaiserlichen Armee die traurigsten Folgen haben würde, und Preußen die lästerliche Freude nicht bereiten wollte, unter den Soldaten zum unverbesserlichen Schaden des Vaterlandes schreckliche Zwistigkeiten ausbrechen zu sehen[1]). Die Kaiserin sagte zu Bernstorff, sie werde nie in eine Gebietsabtretung einwilligen, und bat Lord Granville, die Delegation von Tours davon zu benachrichtigen, daß sie um keinen Preis die englische Gastfreundschaft mißbrauchen wolle, um sich zu irgend etwas, was wie eine Intrige aussähe, herzugeben. Lord Granville übermittelte diese „wichtige" Mitteilung dem Herrn de Chaudordy.

Zu ebenderselben Zeit, am 22. Oktober, sagte Bismarck, der den Entschluß der Kaiserin noch nicht kannte, zu Herrn Rameau, dem Bürgermeister von Versailles:

„Es ist ein großer Irrtum zu glauben, Napoleon habe im Lande keinen Halt mehr. Er hat die Armee für sich. Frankreich will Frieden, Deutschland auch. Wir werden genötigt sein, mit Napoleon zu verhandeln und ihn Ihnen aufzuzwingen." — „Das werden Sie nicht tun," protestierte Herr Rameau; „Frankreich würde das wie eine blutige Beleidigung auffassen." — „Doch liegt es im Interesse des Siegers, den Besiegten in den Händen einer Gewalt zu lassen, die sich nur auf die Prätorianer stützen kann. Dann kann man sicher sein, daß der Besiegte nicht daran denkt, auswärts Krieg zu führen ... Sie haben Unrecht zu glauben, Napoleon habe keine Soldaten mehr. Er hat noch die Armee für sich. General Boyer ist vom Marschall Bazaine geschickt worden, um im Namen Napoleons über den Frieden zu verhandeln. Wenn wir zum Abschlusse kommen und die Garnison aus Metz herauslassen, dann zieht sie sich, unter der Verpflichtung, drei

[1]) Histoire du gouvernement de la Défense nationale par Jules Valfrey. Bd. I, S. 131.

Monate lang nicht mehr zu kämpfen, in die Gironde zurück, um dort die Ereignisse abzuwarten. Dann können wir über 200 000 Mann verfügen, die vor Metz liegen, und haben sieben Armeekorps, mit denen wir ganz Frankreich durchziehen, auf dessen Kosten wir leben[1])."

Bismarck schrieb der Metzer Armee Gefühle zu, von denen sie aber weit entfernt war[2]), und wollte den Bürgermeister von Versailles glauben machen, General Boyer sei gekommen, um im Namen des Kaisers Frieden zu schließen. Er ließ am 22. Oktober durch seinen Sekretär Busch einen Artikel „für die Parteien, die mit ihm verhandeln wollten", schreiben, in dem er seine erste Bedingung stellte; es war das die Wahl einer Versammlung. Und um zu beweisen, daß er dazu allen den Zutritt gewähre, fügte er hinzu: „Der Kanzler hat diese Bedingung den kaiserlichen Abgesandten, sowie den Republikanern und den Abgesandten einer dritten Partei zugeschickt." Bismarck schreckte also vor keinem Mittel zurück, um zum Ziele zu kommen, d. h. zu einem baldigen Frieden unter den günstigsten Bedingungen. Ob er aber nun mit dem gestürzten Kaiserreiche, mit dem Grafen von Chambord oder mit der Republik verhandelt haben würde, er hätte seine Bedingungen nie verändert, d. h. Metz, Straßburg und eine kolossale Kriegsentschädigung. Weder der König, noch der Generalstab, noch Bismarck würden je zugestimmt haben, die Forderungen zu verringern.

Der Kanzler hatte dafür Sorge getragen, den General Boyer, dem er es ganz unmöglich gemacht hatte sich genauer zu informieren, glauben zu lassen, daß in Frankreich vollständige Anarchie herrsche und Paris sich bald übergeben werde. In den Mitteilungen, die Marschall Bazaine den Korpskommandanten in Metz zukommen ließ, wurde dieser beklagenswerten Anarchie Erwähnung getan, ebenso auch der Meinungsverschiedenheit unter den Mitgliedern der Regierung der nationalen Verteidigung. Nach Bazaines Ansicht konnte Preußen nicht daran denken, solide Grundlagen für die Verhandlungen anders herzustellen, als wenn es sich an die Regierung wendete, die vor dem 4. September bestand, d. h. an die Regentschaft.

„Man ist noch im Ungewissen darüber," sagte der Marschall, „ob die Regentschaft unter den gegenwärtigen Umständen den Friedensvorschlägen ein geneigtes Ohr leihen wird, aber im Falle einer Weigerung könnte man sich nur an die Deputiertenkammer wenden, die aus der allgemeinen Wahl hervorgegangen ist und noch das Land gesetz-

[1]) Vgl. Versailles pendant l'occupation, par E. Délerot, und Graf Bismarck und seine Leute von Busch, S. 188.

[2]) Vgl. hierüber die Souvenirs des Generals Jarras.

mäßig vertritt. Damit jedoch der Gesetzgebende Körper sich von neuem versammeln und beraten kann, müßte er von einer französischen Armee geschützt sein ... Das ist die Rolle, die ohne Zweifel die Metzer Armee zu erfüllen haben wird. Während man nun die Rückkehr des Generals Boyer abwartet, der mit neuen Vollmachten nach Versailles zurückgegangen ist, ist es nötig den Truppen mitzuteilen, daß die peinliche Lage, in der wir uns befinden, nur vorübergehend ist. Die Armee trennt ihre Sache von der der Stadt Metz. Ehe sie nun abmarschieren kann, um eine patriotische Mission zu erfüllen, wird sie mutig noch einige Tage Entbehrungen ertragen können."

Diese authentische Mitteilung des Oberbefehlshabers war sonderbar klar. Sie zeigt, wie Bazaine, der an die Anarchie im Lande, sowie an den Zwiespalt in der Regierung der nationalen Verteidigung nach den vom Feinde gegebenen Nachrichten glaubte oder glauben wollte, bereit war, entweder die Regentschaft oder den Gesetzgebenden Körper zu verteidigen, um Frieden zu schließen. Die Metzer Armee hatte seiner Auffassung nach eine politische Mission zu erfüllen, und er benachrichtigte seine Offiziere davon, von denen er glaubte, sie seien seiner Ansicht. Die Bereitwilligkeit, mit der Bazaine einen Abenteurer, eine Art preußischen Spion, empfangen hatte, die Leichtigkeit, mit der er, der Oberbefehlshaber einer französischen Armee, sich zu Intrigen herbeiließ, die den Widerstand schwächten und eine äußerste Anstrengung verhinderten, machten ihn auf alle Weise verdächtig. Der Prozeß, in dem über dieses schmachvolle Benehmen geurteilt ist, hat in gesetzlicher Weise dahin erkannt, daß eine verbrecherische Pflichtvergessenheit stattgefunden hat.

Nachdem die Kaiserin den General Boyer gesprochen hatte, entschloß sie sich zu einem letzten Schritte. Sie schrieb am 22. Oktober einen Brief an den Grafen von Bismarck selbst, um einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen nebst Verproviantierung für die Metzer Armee zu erbitten: „Ich bin bereit," sagte sie, „dem Marschall Bazaine Vollmacht zu geben und ihn zum Generalstatthalter des Kaiserreiches zu ernennen. Wenn Sie das annehmen, ist es dringend nötig, dem Marschall diese Depesche zu übermitteln und ihn sich verproviantieren zu lassen. Ich erwarte Ihre Antwort, um den General Boyer mit meinen Instruktionen fortgehen zu lassen[1])." Hier muß nun bemerkt werden, daß die Kaiserin für einen Augenblick eine persönliche Rolle übernimmt, aber vielleicht hat sie geglaubt, so in den Augen Bismarcks mehr Autorität zu haben. Man hat gesagt, daß der Sohn Théophile Gautiers, der Unterpräfekt von Pontoise, beauftragt worden sei, im Namen der Kaiserin

[1]) James de Chambrier, le Second Empire.

am 24. Oktober nach Versailles zu gehen, um Bismarck davon zu benachrichtigen, sie nähme die Schleifung der Festungswerke Straßburgs an, das eine freie Stadt werden solle, nebst einer Kriegsentschädigung von zwei Milliarden und der Abtretung Kochinchinas. Der Elsaß sollte fünf Jahre lang selbständig bleiben, darauf sollte er über sein Geschick durch eine Volksabstimmung entscheiden. Diese Mission, die nie ganz aufgehellt worden ist, soll durch Rouher veranlaßt worden sein, aber alles, was die Kaiserin vorher und nachher gesagt und getan hat, spricht dagegen. Der Kanzler antwortete der Kaiserin, ein Waffenstillstand sei unmöglich. „Die Armee des Marschalls Bazaine", sagte er, „hat ihre Zustimmung nicht gegeben, und wir würden genötigt sein, die Ausführung des Vertrages mit unseren Waffen und wahrscheinlich gegen die Metzer Armee zu betreiben. Der König wird nicht anders als unter den Bedingungen verhandeln, die ich dem General Boyer bekanntgegeben habe, und von denen keine erfüllt worden ist." So wollte also der Kanzler, daß die Metzer Armee offiziell der Regentschaft zustimme und einen Vertrag unterstütze, der die Abtretung des Elsaß und eines Teiles Lothringens bestimmte und dem Sieger für die anderen Bedingungen vollständig freie Hand ließ. Es ist gestattet zu behaupten, und es ist sogar sicher, daß kein französischer Offizier in diesem Sinne dem Marschall gehorcht haben würde. So erhielt denn Bazaine, nachdem die Kaiserin es abgelehnt hatte auf die Forderungen Preußens einzugehen, am 24. Oktober folgende Depesche vom Grafen von Bismarck, die zeigt, bis zu welch sträflichem Einverständnis er sich hatte bringen lassen:

„Ich muß Ihnen bemerken, daß seit meiner Unterredung mit dem General Boyer keine der Garantien, die ich ihm als unumgänglich bezeichnet hatte, ehe ich mit der kaiserlichen Regentschaft in Verhandlung treten könnte, sich verwirklicht hat, und da die Zukunft der Sache des Kaisers keineswegs durch die Haltung der französischen Nation und Armee gesichert ist, es dem Könige unmöglich scheint, sich zu Verhandlungen herbeizulassen, deren Ergebnisse Seine Majestät allein bei dem französischen Volke zur Annahme zu bringen hätte. Die Vorschläge, die uns aus London zugehen, sind bei der gegenwärtigen Lage vollständig unannehmbar, und ich stelle zu meinem größten Bedauern fest, daß ich keine Möglichkeit mehr sehe, durch politische Verhandlungen zu irgend einem Ziele zu gelangen."

Der Kanzler hatte dem General Boyer bei seiner Rückkehr von Hastings gesagt, die preußische Regierung verlange die Abtretung von Metz und die Unterschrift aller Korpskommandanten, daß sie die Regentschaft anerkennten und sich verpflichteten, sie wieder herzustellen. Diese

Bedingungen wagte Bazaine keinem seiner Offiziere bekanntzugeben, besonders nachdem ihm der Brief Bismarcks die entgegengesetzten Absichten der Kaiserin bekanntgegeben hatte. So hatten ihm denn seine schmählichen Versuche nichts geholfen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Kapitulation zu unterzeichnen und sich so schnell wie möglich nach Deutschland zu flüchten. Er verläßt am 29. Oktober bei Tagesanbruch, ohne sich zu erkennen zu geben, Metz, seinen braven Soldaten die militärischen Ehren verweigernd, indem er dem Feinde die Fahnen auslieferte, von denen er auf dem Schlachtfelde keine einzige genommen hatte, sich aber anschickte in Potsdam daraus Trophäen zu bilden, und indem er in den Gepäckwagen, die seinem Wagen folgten, den Rest des Goldes mitnahm, den der Kaiser zum geheimen Dienste der Festung bestimmt hatte[1]). Die letzte Parole, die er selbst vor seiner Flucht noch ausgegeben hatte, war ein Name, der an einen berühmten Abfall erinnerte: Dumouriez. Bazaine entfernt sich in Eile von Metz. In Ars wird er von den Bewohnern erkannt, verhöhnt und ausgepfiffen. Gendarmen sind gezwungen ihn zu schützen, um ihm zu ermöglichen, sich in das Schloß von Corny zum Sieger zu flüchten, der ihn wegen der Ehrlichkeit beglückwünscht, mit der er die so bitteren Bedingungen der Kapitulation erfüllt hätte. Der Marschall wagte bei seinem Abschied von Frankreich diese Worte zu sprechen: „Diese Sache hat wenigstens eine gute Seite. Sie wird den Widerstand von Paris brechen und unserem unglücklichen Lande den Frieden wiedergeben!" Er täuschte sich, denn dieser stolze Widerstand sollte erst recht energisch werden.

Am Tage der Kapitulation, dem unvergeßlichen Tage, zogen die Soldaten der Rheinarmee bleich und abgezehrt aus ihren Lagern, die nur noch Kloaken waren. Ihr unwürdiger Chef hatte für sie auf die militärischen Ehren verzichtet, weil er sich fürchtete, sich an ihrer Spitze zu zeigen. Sie zogen langsam und in guter Ordnung, obwohl waffenlos und in zerfetzten Uniformen, ernst und schweigend vor dem Feinde vorüber, der ihr Unglück achtete. Das Wetter war schrecklich, kalter Regen fiel in Strömen, es pfiff ein eisiger Wind; die Natur schien über ein solches Schauspiel aufgebracht. Als die Stunde der Trennung nahte, warfen sich die Soldaten in die Arme ihrer gerührten Offiziere. Alle weinten über das trauernde Vaterland; sie weinten über die Stadt, die bis dahin

[1]) Rothan, L'Allemagne et l'Italie, Bd. I, S. 251. — Albert Sorel hat mir im Jahre 1897 gesagt, aus dem Munde eines Verwalters der Metzer Armee gehört zu haben, Bazaine habe die Erlaubnis erhalten, die deutschen Linien zu passieren, ohne daß sein Wagen untersucht würde, und daß er 800 000 Franken mitgenommen habe, den Rest der Kasse der Rheinarmee oder geheimer Ausgaben.

noch nie von einem Feinde berührt worden war, sie weinten über ihre glorreichen Fahnen, die den Deutschen überliefert worden waren, die sich einer namenlosen Intrige bedient hatten, um sich ihrer zu bemächtigen ... Ich habe sie wiedergesehen, diese Fahnen, in der Garnisonkirche von Potsdam, in vier Bündeln auf der weißen Mauer, nur mit den Worten: „Metz 1870." Diese erhabenen Fetzen hängen traurig in der preußischen Kirche und scheinen den Franzosen zu sagen, die dorthin kommen, um das Grab des großen Friedrich zu sehen: „Erinnert Euch daran, daß man uns durch Verrat ausgeliefert hat, aber daß man uns nicht erobert hat!"

So ging diese schöne Armee, die dreimal die Armee des Prinzen Friedrich Karl hätte besiegen können und ihr am Anfange des Feldzuges schreckliche Verluste beigebracht hatte, nun in unendlichen Reihen über aufgeweichte Wege in eine ferne Gefangenschaft, dem Tode durch Hunger und Kälte unter der Wut der entfesselten Elemente ausgesetzt, während die Verwundeten und Kranken, die in Viehwagen untergebracht waren, jammerten, und die Bewohner von Metz beim Klange der Sturmglocke ihre langen verzweifelten Klagen zum unbarmherzigen Himmel emporsandten.

Der Urheber dieser Katastrophe hatte sich in einer der Vorstädte Cassels verborgen, wo er bis zum Ende des März 1871 in einem kleinen vereinsamten Häuschen lebte. Der General Monts besuchte ihn eines Tages und hörte von ihm, er erwarte nichts Gutes von Frankreich, wenn es der Anarchie überliefert werde. Er sprach vom Kriege mit Verachtung. Er behauptete, der Kaiser sei von allen Seiten umgarnt worden, hätte aber lieber Frieden behalten. Er sagte, beim letzten Ministerrate habe Napoleon den Forderungen Olliviers und Gramonts nachgegeben, die erklärt hätten, man könne der kriegerisch gewordenen öffentlichen Meinung nicht widerstehen. Der Metz dem Feinde preisgegeben hatte, verachtete Palikao und Trochu und betrachtete ihre Handlungsweise als infam. Von Gambetta aber, der sich zum Vorkämpfer des Widerstandes gemacht hatte, sagte er, seine Regierung sei eine Schande und das französische Volk sei demoralisiert. Er gestand aber, daß die Armee einen tiefen Haß gegen ihn habe, und noch kürzlich sei ein französischer Hauptmann, der in Cassel als Gefangener war, vor sein Haus gekommen, wo er in seiner Abwesenheit heftige Drohungen gegen ihn ausgestoßen hätte. Monts hatte ihn gefragt, ob er beabsichtige, nach dem Friedensschlusse wieder nach Frankreich zurückzukehren. „Ich habe keine Lust dazu," antwortete er, „mich in Stücke zerreißen zu lassen. Ich werde einen meiner Offiziere schicken, um auf den Busch zu klopfen." Der Verräter sagte Frankreich viel Unglück

voraus, den Umsturz der Gesellschaft, die Errichtung der sozialistischen Republik, den Ruin des Ganzen. „Als ich ihm sagte," berichtet Monts, „Deutschland habe die Absicht, den ganzen Nordosten Frankreichs zu besetzen, antwortete er, ‚da tun Sie recht daran!'"

Die Unterredung Bazaines mit dem Gouverneur von Cassel zeigt, daß dieser Mann die Ordnung in Frankreich mit dem Reste der Armee wiederherstellen, die Republik zerstören, das Kaiserreich wiederaufrichten und Frieden schließen wollte. Der Marschall sprach in geziemender Weise von der Kaiserin, kritisierte aber den romantischen und wenig politischen Charakter des Kaisers. Monts spricht von den Angriffen, die in Frankreich gegen Bazaine erhoben worden waren, und erinnert daran, daß man schon vor dem Kriege seinen Namen mit Mißtrauen nannte, wegen seines Feldzuges in Mexiko und seiner sonderbaren Haltung während dieser Zeit. Es genügt, die Korrespondenz des Generals Felix Douay zu lesen, um zu begreifen, wie sehr dieses Mißtrauen gerechtfertigt war. „Ich glaube," schrieb dieser General am 2. Februar 1866 an seinen Vater, „daß die Zeit herankommt, wo der Marschall ernten wird, was er gesät hat. Die Meinung der Armee ist ihm sicher nicht günstig ..." Und am 16. Februar: „Seine Exzellenz versteckt sich hinter großen Projekten, die das Höchste von Unsinn sind." Und am 27. Oktober: „Die Vorsehung hat gewollt, daß alle diese Lügen und seine Doppelzüngigkeit vor seiner Abreise entlarvt wurden." Und am 27. November: „Es ist schwer, sich einen so vollständigen Halunken vorzustellen. Er hat nur eine Sorge, das ist sich durch unser Unglück zu bereichern. Er opfert die Ehre des Landes und das Heil seiner Truppen zugunsten der gemeinsten Schwindeleien." Und am 29. Januar 1867: „Der aufgeklärte Teil des Expeditionskorps ist darüber einig, daß der Marschall seit fast zwei Jahren daran gearbeitet hat, das Schiff des Kaisers Maximilian zum Scheitern zu bringen, um sich an seiner Stelle der Gewalt zu bemächtigen ... Er hat sich von den ehrsüchtigen Absichten seiner mexikanischen Familie so berauschen lassen, daß er für sich in Mexiko das Glück der Bernodottes in Schweden erträumt hat." Wie diese Korrespondenz die Haltung Bazaines in Metz erklärt! ... Und das ist derselbe Mann, der vor dem General Monts den übertriebenen Ehrgeiz Maximilians und der Kaiserin Charlotte beklagte, und den unglücklichen König deshalb tadelte, daß er so gut aus Stolz wie aus Tapferkeit Mexiko nicht habe verlassen wollen. Er konnte eine so ritterliche Haltung nicht begreifen, da seine Seele bis auf den Grund verächtlich war.

Doch muß man den moralischen Verfall Bazaines nicht für so groß halten, daß man ihm das Bewußtsein seiner Handlungen abstreiten

könnte. Er hat ganz genau gewußt, was er tat, als er den General Frossart aus Eifersucht bei Forbach vernichten ließ; als er dem General Canrobert bei Gravelotte die Hand nicht reichte, ihm aber versprach, eine Division der Garde und Verstärkung an Artillerie schicken zu wollen, was er dann nicht getan hat; als er Mac Mahon, auf den er auch eifersüchtig war, seinen bevorstehenden Abzug aus Metz ankündigte, wodurch jener in die Sackgasse von Sedan geriet; als er sich vor Monseigneur Dupont des Loges rühmte, zu jeder beliebigen Stunde aus Metz hinauszukönnen, und als er den Bürgermeister von Metz, Herrn Prost, glauben ließ, dieser Aufenthalt in Metz sei nicht nach seiner Wahl, er sei ihm vorgeschrieben worden, und durch Aufgabe desselben kompromittiere er die kaiserliche Dynastie. Er log, er log wissentlich, um jeder Verantwortung zu entgehen und die Fehler anderen zuzuschieben. Er wußte, was er tat, als er die Rheinarmee nach und nach dem Ruine zuführte; als er mit dem Feinde verhandelte; als er über die Lage Frankreichs schlechte Gerüchte verbreitete, als er den General Jarras zwang, die Verantwortung für die Verhandlungen mit dem General von Stiehle zu übernehmen, nachdem er ihn vorher systematisch von allen Beratungen fern gehalten hatte; schließlich als er nicht auf den militärischen Ehren bestand und die Fahnen der Armee auslieferte!

Der General Jarras hat vollständig recht, wenn er sagt, er sei weder durch ein ausgedehntes Wissen, noch durch sein militärisches Genie, noch durch Charaktergröße imstande, seine Truppen aus der traurigen Lage zu erretten, in die er sie versetzt hatte; denn er besaß in keiner Weise die Energie eines Oberbefehlshabers, da er unfähig war, einen klaren und deutlichen Befehl zu geben, sondern immer tastete, auf die Ereignisse wartete, sich vom Spiele des Zufalls abhängig machte, in der Hoffnung, sich durch doppeldeutige Ausflüchte loszumachen, wobei er suchte, durch eine täuschende Gutmütigkeit zu imponieren, und seine Fehler seinen Untergebenen in die Schuhe schob.

Ebensogut hat ihn General Palat erkannt[1]), wenn er ihn uns im Überblick aller seiner Handlungen darstellt, wie er nach Sedan und dem 4. September sich still verhielt und heimtückisch auf die Ereignisse wartete, um sich zum Schiedsrichter der Lage aufzuwerfen, wobei er jedoch glauben läßt, er habe keine Partei ergriffen, er erkenne die neue Regierung nicht an, er halte einen unglücklichen Frieden für unvermeidlich und wolle seine Armee bewahren, um einen Zustand herbeizuführen, der seinen Ideen entspräche; wie er sagen läßt, Frankreich sei eine Beute der Anarchie, falsche Nachrichten leichtfertig glaubend

[1]) Metz et Bazaine, par Lehautcourt (Histoire de la guerre de 1870—1871, Bd. IV).

und weiterverbreitend, wie er mit Freuden einen Abenteurer empfängt, der ihm die Ausführung seines Planes erleichtert, überall Doppelzüngigkeit und Lügen benutzend, Generäle mit verdächtigen Intrigen kompromittierend, sich dem Feinde zur Verfügung stellend, der sich in unsere inneren Angelegenheiten mischen wollte, indem er annahm, Napoleon III. werde zugunsten seines Sohnes abdanken und er könne die erste Rolle in der Regentschaft spielen. Er hat ihn recht so dargestellt wie er war, wie er die Armee und die Führer täuscht, indem er vorgibt, ausfallen zu wollen, dann bekannt macht, die Lebensmittel würden ausgehen, und den Kriegsrat dazu zwingt, offizielle Friedensverhandlungen zu eröffnen; wie er zugibt, daß die militärische Frage geschlichtet sei und daß die Deutschen Sieger wären; daß die Armee von Metz allein die Anarchie in Frankreich bezwingen und zur Errichtung einer regelrechten und gesetzmäßigen Gewalt beitragen könne, wobei er seine Vollmacht überschreitet und sich gestattet Politik zu treiben, anstatt seine Stellungen bis in den Tod zu verteidigen; wie er noch in letzter Stunde vor der Aufregung in Metz, wo man seinen Verrat ahnte, glauben macht, er beabsichtige, auf den beiden Ufern der Mosel hinauszugehen, dann sich dagegen verwahrt, er wolle das Kaiserreich wiederherstellen, dabei aber die schreckliche Lage Frankreichs übertreibt; wie er dann kapituliert und die Aufmerksamkeit des Feindes auf die Fahnen lenkt, die er ihnen ausliefert, und wie er schließlich in aller Eile flieht und sich unter den Schutz der deutschen Gendarmen stellt, um der gerechten Wut des Volkes zu entgehen.

Die Untersuchungskommission über die Kapitulation von Metz und das Kriegsgericht im Trianon haben ihn für schuldig erklärt an dem Unglück der Armee von Chalons, am Verluste von Metz und der Rheinarmee. Er ist in gerechter Weise für schuldig befunden worden, nicht alles getan zu haben, was ihm Pflicht und Ehre vorschrieben. Er, der seine Kameraden, seine Soldaten und seine Mitbürger betrogen und verraten hat, ist zum Tode verurteilt worden und dann, durch einen unerwarteten Gnadenakt, zu zwanzigjähriger Haft. Er ist von der Insel Sainte-Marguerite geflohen und hat seinen Verrat achtzehn Jahre überlebt. Er ist 1888 in Madrid gestorben und hat Frankreich, das ihn nie vergessen wird, eine schreckliche Erinnerung davon hinterlassen, was Egoismus, Stolz und Unfähigkeit vermögen. General Bonnal, der die militärische Psychologie Bazaines sorgfältig studiert hat, hat bei ihm einen übermäßigen Ehrgeiz, eine Leidenschaft für Intrigen, übertriebene Eitelkeit und eine ganz orientalische Vernachlässigung des Körpers und des Geistes festgestellt. Seine Unwissenheit in bezug auf die napoleonische Kriegsmethode war ebenso groß wie sein Skeptizis-

mus. Wie Major Kunz kommt General Bonnal zu dem Schlusse, daß die Befehle dieses erbärmlichen Chefs wegen ihrer Unfähigkeit und Dummheit jede Kritik entwaffneten[1]).

Was den traurigen Regnier anbelangt, der eine Zeitlang während der Okkupation am Moniteur prussien de Versailles unter dem Namen Jacques Bonhomme mitgearbeitet hat, so erhielt er in London, wohin er sich geflüchtet hatte, nachdem er zum Tode verurteilt worden war, diesen Brief vom preußischen Kanzler, der trotz der Versicherungen, die man als ehrenvoll bezeichnen möchte, doch ein formeller Beweis seiner Schuld ist.

„Mein Herr," schrieb ihm Bismarck aus Varzin am 2. Oktober 1874, „angesichts des Urteils, das vom französischen Kriegsgericht gegen Sie gefällt worden ist, haben Sie mich gebeten zu wiederholen, was ich in unserer letzten Unterredung über die Meinung, die ich von Ihrer Haltung hätte, gesagt habe. Ich glaube nicht, daß mein Zeugnis so nützlich sein wird, wie Sie das hoffen. Die Überreizung der Gemüter ist noch zu groß und die Mehrzahl derer Ihrer Landsleute, die auf mich schimpfen und mich mit Unrecht für einen Feind Frankreichs halten, wird Ihnen aus dem einen Vorwurf machen, was ich zu Ihren Gunsten aussagen kann. Jedoch zögere ich nicht Ihnen zu wiederholen, daß Ihr Benehmen mir stets von einer mutigen Aufopferung für die Interessen Ihres Landes eingegeben zu sein schien, die Ihrer Überzeugung nach mit denen der kaiserlichen Dynastie identisch waren. Ich habe die Ausführung Ihrer Pläne aus dem Grunde begünstigt, weil sie, wie ich glaubte, zur Beschleunigung des Friedensschlusses gedient hätten, wenn sie zur Ausführung gekommen wären, und das eben darum, weil die kaiserliche Regierung, die einzige, die wir damals kannten, mit der Metzer Armee in Verbindung gekommen wäre, die ihr damals noch treu zu sein schien. Wenn diese Verbindung einmal hergestellt und befestigt gewesen wäre, hätten wir uns einer Regierung gegenüber befunden, die stark genug gewesen wäre, um mit ihr im Namen Frankreichs über den Frieden zu verhandeln und ihn abschließen zu können. Ich kann auf meine Ehre versichern, daß Sie von uns weder einen Vorteil gefordert, noch erhalten haben, und daß ich, als ich Sie nach Metz hineinließ, geglaubt habe, Ihnen eine patriotische Tat zu erleichtern, die wohl imstande gewesen wäre, einen Friedenschluß herbeizuführen[2])."

---

[1]) Revue des Idées, 15. Februar 1904.

[2]) Zum Tode verurteilt betrat er Frankreich nicht wieder. Er bot im Jahre 1872 dem Grafen von Arnim seine Dienste an, der ihn abwies, dann sah man ihn 1876 in Konstantinopel und 1884 in Rom, wo er mit der Türkei gegen Rußland intri-

Das Ehrenzeugnis, von einem Manne, der behauptet, kein Feind Frankreichs zu sein, einem Abenteurer ausgestellt und der ihn nach dem Fehlschlagen seiner Intrigen „einen Hanswurst" genannt hat, ist wert, was es wert ist. Aber aus dem Briefe, den man gelesen hat, geht klar hervor, daß der deutsche Kanzler durch die Regentin die Bedingungen angenommen sehen wollte, die sie unannehmbar fand, und daß er dagegen an der Wiederherstellung des kaiserlichen Regimes arbeitete. Im letzten Augenblicke hatte er bemerkt, daß die Haltung der französischen Nation und Armee nicht danach angetan war, seine Pläne zu begünstigen, und er hatte Kehrt machen müssen. Die Kaiserin hatte alles versucht, um zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen. Nachdem sie vergeblich versucht hatte, Bismarck zu erweichen, wandte sie sich am 23. Oktober an den Botschafter Preußens in London, Herrn von Bernstorff, der ihr riet, „die notwendigen Opfer" anzunehmen. Sie hat aber nie zur geringsten Gebietsabtretung ihre Zustimmung gegeben, obwohl verschiedene Politiker, wie Clément Duvernois, La Valette und Jérôme David ihre Skrupel übertrieben fanden. „Nein", erwiderte ihnen die Kaiserin, „ich würde lieber mein ganzes Leben lang mit meinem Sohne im Exil bleiben und würde sogar zustimmen, auf die Rechte der kaiserlichen Familie zu verzichten, wenn ich dadurch eine glückliche Lösung herbeiführen könnte." Sie appelliert an das Herz des Königs von Preußen und seine Großmut als Soldat und bittet den Botschafter, seinem Souverän ihre Gefühle zur Kenntnis zu bringen. Am 26. Oktober hatte König Wilhelm ihr geschrieben:

„Graf von Bernstorff hat mir die Worte telegraphiert, die Sie an mich haben richten lassen. Ich wünsche von ganzem Herzen den beiden Völkern den Frieden wiederzugeben; um dahin zu gelangen, müßten wir aber wenigstens zuerst die Wahrscheinlichkeit feststellen, daß es uns gelingen kann, das Ergebnis unserer Verhandlungen von Frankreich angenommen zu sehen, ohne den Krieg gegen die gesamten französischen Streitkräfte weiterführen zu müssen. In der gegenwärtigen Stunde bedaure ich, daß uns die Ungewißheit, in der wir uns in bezug auf die Absichten der Metzer Armee und ebenso der französischen Nation befinden, nicht gestattet, den von Ihrer Majestät vorgeschlagenen Verhandlungen Folge geben zu können. Ich liebe mein Land, wie Sie das Ihrige lieben, und begreife daher die Bitterkeit, mit der das Herz Ew. Majestät erfüllt ist und habe aufrichtig Mitleid damit. Aber Deutschland, das zu seiner Verteidigung ungeheure Opfer gebracht hat, will die Sicherheit haben, daß es der nächste Krieg besser vorbereitet

gierte und das Papsttum mit Italien versöhnen wollte. Er starb 1886 in Ramsgate als Direktor einer Wäscherei.

findet, den Angriff zurückzuweisen, mit dem wir rechnen müssen, sobald Frankreich seine Kräfte wiederhergestellt oder Verbündete gefunden hat... Ich kann nicht beurteilen, ob Ew. Majestät autorisiert sind, im Namen Frankreichs die Bedingungen anzunehmen, die Deutschland stellt, glaube aber, wenn Sie es getan hätten, würden Sie Ihrem Vaterlande viele Leiden erspart und es vor der Anarchie bewahrt haben, die heute eine Nation bedroht, für deren Wohlergehen der Kaiser zwanzig Jahre lang gesorgt hat."

Auf diese Bemerkungen, in denen man die Gedanken des Kanzlers erkennt, hatte die Kaiserin geantwortet: „Die Frage der Regierung muß zurückstehen. Das Wichtigste ist die Unabhängigkeit des Landes. Ich will keinen Schritt mehr tun, der als ein Versuch aufgefaßt werden könnte, die Streitkräfte Frankreichs vor der Nation zu entzweien oder zu schwächen[1])."

Als Metz, durch Hunger bezwungen aber nicht von der Tapferkeit der feindlichen Armeen überwältigt, kapituliert hatte, schrieb die Kaiserin dem General Boyer: „Von Schmerz gebeugt kann ich Ihnen nur meine Bewunderung für diese tapfere Armee und ihre Führer ausdrücken. Sie kennen meine Anstrengungen, um ein Schicksal zu beschwören, das ich ihr auf Kosten meiner teuersten Hoffnungen ersparen wollte[2])." Die Intrige hatte dazu beigetragen, eine schöne Armee, die nichts anderes wünschte, als sich zu schlagen, zur Untätigkeit zu verurteilen, und es war ein Jammer zu sehen, wie 173 000 Soldaten, 3 Marschälle, 50 Generäle und mehr als 6000 Offiziere sich mit der jungfräulichen Festung Metz einem Feinde übergeben sahen, den sie sicher hätten zurückdrängen können, wenn sie nicht unter den Befehl eines Unfähigen und Verräters gestellt gewesen wären!

„Wenn die Franzosen", sagt der Major Hans von Kretschman, der sich bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl befand, „an ihrer Spitze einen Führer von einiger Intelligenz gehabt hätten, würden sie uns zurückgeschlagen haben... Bazaine hätte trotz allem einen Durchbruch wagen müssen. Er mußte seine Armee in der Nacht aufstellen, unser drittes Korps und unser zehntes mit je einem Korps beschäftigen und mit den vier anderen über den Rest unserer Truppen hinweggehen[3])."

Und der Major Kunz erkennt in einer ebenso ernsthaften wie unparteiischen Studie an, daß am 6. August bei Spichern, am 14. bei Courcelles, am 16. bei Gravelotte und am 18. bei Saint-Privat Bazaine

[1]) Le second Empire par James de Chambrier, 1908.
[2]) Ebenda.
[3]) Kriegsbriefe des Generals H. v. Kretschman, Berlin, 1909.

die Deutschen hätte besiegen können. Er schließt: „Er hat eine derartige Pflichtvergessenheit gezeigt, daß von da bis zu einem offenen Verrat nur noch ein Schritt ist[1])."

Nachdem der Schlag geglückt, die Intrige beendet, der Platz übergeben war, läßt Bismarck durch seine Zeitungen sagen, Preußen habe nie an irgend einer Intrige oder an der geheimnisvollen Sendung des Generals Boyer teilgenommen und sich nicht um unsere inneren Angelegenheiten bekümmert; daß das Kaiserreich ihm gleichgültig und es bereit sei, mit der Republik zu verhandeln, wenn sie seine Bedingungen annehmen wolle. „Die Kaiserin", schrieb G. Rothan am 31. Oktober, „fühlte sich durch diesen plötzlichen und gewagten Umschwung aufs schmerzlichste betroffen. Sie erklärte in den Daily News, daß ihr im Namen des Herrn von Bismarck, durch von ihm beauftragte Zwischenhändler Vorschläge gemacht worden seien. Dagegen erklärte sie, an der Sendung des Generals Boyer und den Umtrieben Regniers unbeteiligt zu sein. Es ist ihr schmerzlich, einer Täuschung zum Opfer gefallen zu sein und als Teilnehmerin an einer Felonie dargestellt zu werden[2])." Auch bezeugt Rothan, daß die Haltung der Kaiserin in diesen traurigen Tagen äußerst würdig gewesen sei. „Sie hat keine andere Sorge gehabt als die Sympathien, die ihr Schicksal bei den Höfen Europas erweckte, zugunsten Frankreichs zu verwenden... Unser Vertreter in London, Herr Tissot, wurde durch den Grafen de Chaudordy beauftragt, ihr für ihre patriotische Haltung zu danken[3])." Dies machte den bedauernswerten Eifer wieder gut, durch den sie am 14. Juli den Ministerrat bewogen hatte, Krieg zu erklären. Man kann jedoch daran erinnern, daß sie schon beim Verlassen dieses Ministerrates über den gefaßten Entschluß unruhig erschien; denn sie fragte Herrn de Parieu, von dem sie wußte, daß er jeder Verwicklung abgeneigt war, was er von diesem Beschlusse dächte. Da dieser offen geantwortet hatte: „Ich denke, Majestät, daß England, wenn es morgen eine Form fände, die uns gestattete, den Krieg zu vermeiden, sich um Frankreich große Verdienste erwürbe!" worauf sie sich nicht enthalten konnte zu sagen: „Ich bin ganz Ihrer Meinung." Leider war es zu spät.

Wenn Albert Sorel sagt, es sei natürlich gewesen, daß sie sich getäuscht habe[4]), dann spielt er ohne Zweifel auf die kühnen Versicherungen an, die sie vom Kriegsminister erhielt, als dieser erklärte, alles sei bereit,

[1]) Bazaine aurait-il pu sauver la France en 1870? 1897.
[2]) L'Allemagne et l'Italie, Bd. I, S. 252.
[3]) L'Allemagne et l'Italie, Bd. I, S. 387.
[4]) Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande, Bd. I, S. 75—79.

und auf die des Ministers des Auswärtigen, als er sichere Bündnisse versprach. Ja, der Kaiser und die Kaiserin wurden von ihren Ministern über die wahre Lage Frankreichs im Jahre 1870 getäuscht. Man muß sie aber tadeln, nicht selbst die Richtigkeit dieser Tatsachen geprüft zu haben, oder haben prüfen lassen, und nicht absolut sichere Gewißheit verlangt zu haben, anstatt sich mit hochmütigen Erklärungen zu begnügen. Der König von Preußen, der in Erfahrung gebracht hatte, daß die Gesundheit der Kaiserin durch die Prüfungen, die sie durchgemacht hatte, sehr gelitten habe, schrieb am 6. November der Königin Augusta: „Es ist nur zu begreiflich, daß die Kaiserin Eugenie gealtert hat. Sie muß ihr Gewissen furchtbar belastet fühlen, zum Kriege gedrängt zu haben." Aber er selbst, der trotz seines Widerspruches an der Hohenzollernschen Intrige beteiligt war, aus der notwendigerweise der Krieg entstehen mußte, konnte er ein ganz ruhiges Gewissen haben? Allerdings glaubte er im Erfolge eine weitgehende Entschuldigung zu finden. Lord Granville, der auch die Größe des Unglücks der Kaiserin anerkannte, sagte gleichfalls: „Aber alles in allem, sie selbst hat es sich zugezogen", und er erinnert an ihr unglückliches Eingreifen bei der mexikanischen Angelegenheit, bei Rom und bei Preußen. Dieses herbe Urteil hinderte ihn aber nicht, ihrer würdigen Haltung in England und ihren patriotischen Gefühlen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und er wie die ganze Regierung bezeigte ihr respektvolle Rücksicht, darüber hinaus wollte er aber nicht gehen.

Deutsche Geschichtschreiber, wie Sybel und Vogt, haben die Kaiserin beschuldigt, den Feldzug nach spanischer Manier haben führen zu wollen, „mit einem ganzen Gefolge von fanatischen Priestern und Bauern". Auch Bismarck hat am 5. Dezember 1874 im Reichstage gesagt, wahrscheinlich um den von ihm entfesselten Kulturkampf zu rechtfertigen, „daß der Krieg im Einverständnis mit der römischen Politik begonnen, und das Konzil deshalb abgekürzt worden ist, daß die Durchführung der Konzilsbeschlüsse in ganz anderem Sinne ausgefallen wäre, wenn die Franzosen gesiegt hätten, daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die katholischen Einflüsse den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, ein Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde, und ihn fast überwältigte, so daß eine halbe Stunde lang der Frieden dort fest beschlossen war, dieser Beschluß aber umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien nachgewiesen ist".

Bismarck hat sich erboten, seine Aussagen durch unveröffentlichte Papiere und Mitteilungen belegen zu können, die aus den beschuldigten Kreisen stammen. Dies hat noch zu geschehen. Was Bismarck nicht

eingestehen wollte, das ist, daß er es Pius IX. verdachte, daß er von allen Souveränen allein während des Krieges zweimal zu unseren Gunsten offiziell eingeschritten ist. Er zeigte seinen Groll deutlich, als er am 24. Oktober 1870 dem Großherzog von Baden erklärte, der es dem Kronprinzen wiedergesagt hat, „daß er nach dem Kriege gegen die Unfehlbarkeit des Papstes vorgehen werde". Daß in den Tuilerien und anderswo Leute gewesen sind, die einsichtsvoll genug waren, ein Bündnis der lateinischen und katholischen Rasse gegen die sächsische und protestantische angeraten zu haben, das unterliegt keinem Zweifel; wenn man aber das Konzil in diese Angelegenheit verwickeln will, dann geht man damit über die Wahrscheinlichkeit hinaus und mißbraucht die öffentliche Leichtgläubigkeit doch zu sehr.

England, das dem Kaiserreiche lange Zeit hindurch seine große und herzliche Sympathie bewiesen hatte, war nun sehr strenge mit ihm. Es verzieh ihm den im Jahre 1867 mit Preußen entworfenen Plan zur eventuellen Einverleibung Belgiens nicht[1]), der durch den preußischen Kanzler in dem bekannten Zirkular vom 28. Juli 1870 veröffentlicht worden war, worin Benedetti die von ihm selbst gespielte Rolle zugeschrieben und das Datum fälschlich als 1869 angegeben wurde, um so die Annahme den letzten Ereignissen näher zu bringen und den unersättlichen Ehrgeiz Frankreichs mehr hervorzuheben.

[1]) Vgl. wegen der Veröffentlichung der Vorbesprechungen und der Urkunden im Jahre 1867 betreffend die Erwerbung Luxemburgs und die Besetzung oder Eroberung Belgiens die Archives diplomatiques 1871—1872, Bd. II (Nr. 244, 257, 258, 259, 262, 265, 267, 268, 269, 270 und 276).

Elftes Kapitel.

Die Folgen der Kapitulation von Metz und die Gründung des Deutschen Reiches.

Nach dem Falle von Metz hatte Sir John Burgoyne, der sich im Krimkriege mit den englischen Truppen ausgezeichnet und den verdienten Ruf eines Strategen erworben hatte, derselbe General, der die Kaiserin nach England brachte, an Napoleon III. geschrieben, um ihn zu beklagen und zu gleicher Zeit seine Meinung über die Ursachen unseres Unglücks zu sagen. Der Kaiser antwortete ihm mit einem Briefe, der beweist, wie mangelhaft die Vorbereitungen für den Krieg von 1870 und wie gerechtfertigt die gegen die Minister und den Souverän selbst gerichteten Klagen waren:

„Wilhelmshöhe, den 29. Oktober 1870.

Mein lieber Sir Bourgoyne,

Ich habe Ihren Brief erhalten, der mir sehr viel Vergnügen bereitet hat, denn er ist ein beredtes Zeugnis Ihrer Sympathie für mich, und dann auch, weil Ihr Name mich an die glücklichen Zeiten erinnert, wo unsere beiden Armeen zusammen für dieselbe Sache kämpften. Sie, der Sie der Moltke Englands sind, haben begriffen, daß unsere Niederlagen daher kommen, daß die Preußen schneller fertig waren als wir, und daß sie uns sozusagen auf frischer Tat bei der Rüstung überraschten.

Die Offensive war mir unmöglich geworden. Ich habe mich zur Defensive entschlossen, aber der Rückzug wurde uns durch politische Bedenken verhindert, der Rückmarsch wurde aufgehalten und wurde dann unmöglich. Nach Chalons zurückgekehrt, wollte ich die letzte Armee, die uns noch blieb, nach Paris führen, aber auch da haben uns politische Komplikationen wieder gezwungen, den unvorsichtigsten und wenig strategischen Marsch anzutreten, der mit dem Unglück von Sedan endete. Das ist in wenigen Worten, was der unglückliche Feldzug von 1870 war. Ich habe darauf gehalten, Ihnen diese Erklärung zu geben, da mir an Ihrer Achtung liegt.

Napoleon."

In dem Berichte über die Schlacht bei Sedan, den der Kaiser selbst in Verviers, am Tage nach der Schlacht, abgefaßt hat, von dem oben (Band I) die Rede war, sagt Napoleon III., daß die Rückzugsbewegung Mac Mahons auf Mézières schon begonnen hatte, „als eine Depesche, die von Paris gekommen war, ihn zwang, bei einem Marsche zu verharren, der ihm verderblich werden sollte". Und in seiner Broschüre über die Ursachen der Kapitulation von Sedan fügt Napoleon hinzu: „Die Sprache der Vernunft begriff man in Paris nicht mehr: man wollte der öffentlichen Meinung um jeden Preis die eitle Hoffnung geben, daß man Bazaine zu Hilfe kommen könne, und der Herzog von Magenta erhielt vom Ministerrate, dem sich der geheime Rat und die Präsidenten der beiden Kammern zugesellt hatten, ausdrücklichen Befehl, in der Richtung nach Metz zu marschieren."

Nach diesem Geständnis des Kaisers, „die Preußen haben uns auf frischer Tat bei der Rüstung überrascht", was wird da aus den Worten Le Boeufs und Rouhers: „Wir sind bereit", und denen des Kriegsministers und Olliviers, die der Kreditkommission beteuerten, wir hätten acht oder zehn Tage vor den Preußen voraus? Am 14. Juni 1870 hatte General Lebrun dem Kaiser Franz Joseph erklärt, Napoleon III. habe es für vorsichtig gehalten, schon jetzt zwischen den beiden Souveränen eine Verständigung zu erzielen, die es auf der einen wie der anderen Seite ermöglichte, „nicht auf frischer Tat bei der Rüstung überrascht zu werden". Diese so kluge Erklärung war, wie das Übrige, vernachlässigt oder verkannt worden.

Es war das Gerücht gegangen, wenn die Kaiserin am Tage nach der Kapitulation von Metz habe Frieden schließen wollen, würden die deutschen Bedingungen gewesen sein: die Abtretung des Elsaß bis Colmar, Lothringens bis Metz und dreiundeinehalbe Milliarde Kriegsentschädigung. „Unsinn!" rief Bismarck aus, als man ihm das erzählte, „ich verlange viel mehr von ihnen." In der Tat sprachen die Preußen schon nach Sedan vom Elsaß, Lothringen und fünf Milliarden. Kurze Zeit darauf vertraute Bismarck seinen Sekretären, ein Gesandter Gambettas sei zu ihm gekommen, um zu fragen, ob er geneigt sei, die Republik anzuerkennen. Mit seiner schwerfälligen und derben Lustigkeit antwortete Bismarck — er selbst erzählt es uns —: „Ohne Zweifel und ohne zu zögern, und nicht allein die Republik, sondern auch eine Dynastie Gambetta, wenn Sie eine gründen wollen, wenn sie uns einen vorteilhaften und sicheren Frieden besorgt. Und in der Tat, ich bin bereit, jede Regierung, jede Dynastie anzuerkennen, sogar die Bleichröders oder Rothschilds!" Es ist bekannt, zu welchen unerbittlichen Bedingungen. Der Kanzler stimmte allem bei, voraus-

gesetzt, daß man das Land verstümmelte und ihm die Staatskasse weit öffnete.

Am 21. Oktober war Thiers nach Toul zurückgekehrt und sofort zum Sitze der Delegation gegangen. Er stattete über seine Sendung in Europa Bericht ab, und setzte die schwierige Frage der Wiederaufnahme der diplomatischen Verhandlungen auseinander und was hierüber mit dem Fürsten Gortschakow vereinbart war. In diesem Augenblicke teilte Herr de Chaudordy eine Depesche des britischen Kabinetts mit, wonach England den beiden kriegführenden Parteien einen Waffenstillstand vorschlug, damit Frankreich eine konstituierende Versammlung einberufen könne. Der Ministerrat nahm den englischen Vorschlag mit Freuden an und auf Thiers Antrag ebenso den russischen Vorschlag und den Plan eines Telegramms, das Kaiser Alexander an den König von Preußen schicken sollte, um für Thiers einen Geleitbrief zu verlangen, damit er nach Paris gehen könne und von da nach Versailles ins preußische Hauptquartier. Man beschloß, trotz Gambettas Widerspruch, daß der Waffenstillstand die Wahl einer konstituierenden Versammlung zum Zwecke haben solle, unter der Bedingung, daß Paris verproviantiert werde. Am 25. erfuhr man, daß Metz aus Mangel an Lebensmitteln dicht davor stände zu kapitulieren, und zu derselben Zeit ließ der General von der Tann durch den Bischof von Orleans Thiers Geleitbriefe übergeben, um ihn nach Versailles zu locken. Thiers schickte sie zurück und machte dabei bekannt, er erwarte andere, um zuerst nach Paris zu gehen und dort die Regierung um Rat zu fragen. Am 27. überbrachte Herr Okouneff eine Depesche Gortschakows, der ihm mitteilte, daß der König von Preußen dem Wunsche des Kaisers Alexander zustimme, und am 28. reiste Thiers über Orleans nach Paris ab.

Nach einer zweitägigen anstrengenden Reise kam Thiers am 30. Oktober in Versailles an und machte dem deutschen Kanzler einen kurzen Besuch, da er noch nicht mit ihm in Verhandlungen treten wollte. Bismarck, der durch Bancroft und Washburne über die Absichten der Nationalen Verteidigung unterrichtet war, scheint seine Bedenken zu billigen und läßt ihn bis zur Brücke von Sèvres begleiten. Nachdem man dort die weiße Parlamentärsflagge gezeigt hatte, löste sich vom gegenüberliegenden Ufer ein Boot und kam, um den alten und unermüdlichen Staatsmann zu holen. Er geht ins französische Hauptquartier und dann ins Ministerium des Auswärtigen. An demselben Abende macht er die Regierung mit der schrecklichen Kapitulation von Metz und dem Vorschlage Englands und Rußlands bekannt, einen Waffenstillstand abzuschließen, um eine konstituierende Versammlung wählen und einberufen

zu können, was den Armeen in der Provinz gestatten würde, sich zu bilden und zu vermehren, sich zu verproviantieren und dem Lande die Leitung seines Geschickes wiederzugeben. Nach langen Verhandlungen nahm man den Plan eines Waffenstillstandes unter diesen beiden Bedingungen an: „Verproviantierung im Verhältnis zur Dauer des Waffenstillstandes; freie Wahlen in ganz Frankreich." Bald ist man in Paris darüber unterrichtet, was vorgeht; die Erregung ist ungeheuer bei der Nachricht von der Metzer Kapitulation. Es geht das Gerücht, Thiers sei gekommen, im Namen Preußens den Waffenstillstand zu erzwingen. Die Revolutionäre rühren sich, und man befürchtet einen Aufstand. Wir sind am historischen Tage des 31. Oktober. Thiers wird am anderen Tage in Versailles mit Bismarck verhandeln. Der Kanzler weist den Gedanken eines Waffenstillstandes nicht von der Hand, er bestreitet aber, daß der Vorschlag von den Neutralen gemacht worden sei; das ist ein Irrtum, denn Sir Edward Malet hatte mit ihm im Namen Lord Lyons darüber verhandelt, und andererseits war Gortschakow der offizielle Dolmetscher der Wünsche Alexanders gewesen. Als jedoch Thiers die wohlwollenden Absichten des Zaren Frankreich gegenüber hervorhob, machte Bismarck Busch ein Zeichen und sagte: „Bringen Sie mir den Karton Rußland!" Die Schriftstücke, die er ihm zeigte, waren derart deutlich, daß der französische Unterhändler nicht auf der wirklichen Sympathie der Russen für unsere Sache bestehen zu können glaubte. Darauf richtete sich Bismarck auf und bemerkt, daß der Waffenstillstand für Frankreich viel günstiger als für Preußen sein werde, und verlangt dafür als Entschädigung einige ernsthafte militärische Vorteile, wie die Übergabe eines Pariser Forts an die Deutschen; dann geht er auf die politische Frage über und erklärt, daß ihm nichts lieber sei, als es mit einer regelmäßigen Vertretung Frankreichs zu tun zu haben, er habe aber die Wahl zwischen der Wiederaufrichtung des Kaiserreichs, der republikanischen Regierung und sogar der Monarchie der Bourbonen. „Wieso, die Wahl?" ruft Thiers aus. Nach all dem Unglücke, das die Bonapartes über Frankreich gebracht haben, wird sie kein Mensch mehr dulden!" — „Ich habe nur beweisen wollen," fuhr Bismarck fort, ohne sich im geringsten aufzuregen, „daß wir außer der Regierung des Rathauses noch andere Leute finden können, die den Frieden unterzeichnen."

Nachdem dies gesagt ist, kommt man auf den Waffenstillstand zurück, auf seine Dauer und die Verproviantierung. In bezug auf die Wahlen widersetzte sich Bismarck der Befragung der Wähler in Elsaß-Lothringen. Thiers erhob sich lebhaft gegen diesen Anspruch. „Niemals werden wir eine Gebietsfrage ohne vorherige Verständigung entscheiden lassen",

und auf die Anschuldigung, die den unersättlichen Ehrgeiz Frankreichs betraf, antwortete er durch die klare Darstellung des unbefriedigten Ehrgeizes Preußens seit den Zeiten des Großen Kurfürsten. Damit nahm die Unterredung ein Ende. Am folgenden Tage, am 3. November, verhandelte man über die Grundlagen der Übereinkunft: „Einstellung der Feindseligkeiten — Einberufung einer Versammlung — achtundzwanzig Tage Waffenruhe — Freiheit der Wahlen — Verproviantierung usw....“ Im Laufe der Unterredung ließ Bismarck sich vernehmen, wenn er Franzose wäre, würde er eine gute Regierung schaffen, indem er die Anhänger des Grafen Chambord und die des Grafen von Paris vereinigte, und bot Thiers an, ihn mit den Prinzen von Orleans in Verbindung zu setzen, wenn er das wünsche: „Ich liebe und achte die Prinzen von Orleans,“ antwortete Thiers, „ich glaube aber, daß sie Unrecht hätten, wenn sie in diesem Augenblicke als Prätendenten auftreten wollten. Meine Haltung, die nur vom Interesse Frankreichs geleitet ist, ist stets loyal gewesen; sie wird es auch mit der Republik sein. Ich habe deren Führern gesagt, wenn sie uns eine gute, ordentliche Regierung gäben, würden wir sie annehmen; sonst aber würden wir auf unsere Wünsche zurückkommen. Wir werden dieses Versprechen halten.“

Am folgenden Tage neue Konferenz. Bismarck, der sehr besorgt schien, sagte zu Thiers, in Paris sei die Kommune ausgerufen worden. Durch diese Nachricht betrübt, aber nicht überrascht, bat er einen seiner Sekretäre zu den Vorposten nach Sèvres schicken zu dürfen, um zu erfahren, was wirklich vorgekommen sei. Cochery, der mit dieser Sendung beauftragt worden war, kam bald zurück um zu melden, daß die Ordnung über die Unordnung den Sieg davongetragen hätte. Bismarck schien darüber wenig befriedigt zu sein, denn er hatte die geheime Hoffnung, daß, wenn kein General ihm die Tore von Paris öffne, wie Bazaine ihm die Tore von Metz geöffnet hatte, er in der anarchistischen Partei Männer finden würde, die ihm behilflich sein würden, um seinen heimlichen Absichten zu dienen. Er nahm die Verhandlung mit Unlust wieder auf und erklärte, der König und die Militärpartei wollten die Verproviantierung nur zugeben, wenn Paris ihnen ein Fort abträte. Thiers konnte diese Bedingung nicht annehmen und bat von neuem Cochery, die Regierung der nationalen Verteidigung von dieser Weigerung zu benachrichtigen. Während dieser Zeit ließ Bismarck Thiers wissen, daß nach der Kapitulation von Paris, die durch Aushungern erzwungen werden sollte, Preußen Elsaß und Lothringen fordere und als Kriegsentschädigung wenigstens zwei französische Budgets.

Thiers erklärte, Frankreich würde niemals imstande sein, vier Milliarden zu zahlen ... Bismarck schien nachzugeben, und Thiers glaubte zu verstehen, daß zwei Milliarden mit dem Elsaß und einem Teile Lothringens ohne Metz die Bedingungen des bevorstehenden Friedens sein würden. Da fühlte er, wie die Energie seiner Pflicht sich verdopple, und dachte, daß er die Regierung von Paris bestimmen könne sofort die Wahlen vorzunehmen, selbst ohne Verproviantierung. Am 5. November brachte ihn wieder ein Boot zu den französischen Vorposten, wo ihn Jules Favre und der General Ducrot erwarteten. Er machte sie mit der Lage bekannt. Jules Favre und der General Ducrot antworteten, es sei absolut unmöglich — wie das auch der Wahrheit entsprach —, daß Paris ohne Verproviantierung einen Waffenstillstand annehmen könne. Doch übernahm es der Minister des Auswärtigen, diesen Vorschlag der Regierung zur Kenntnis zu bringen, deren Antwort Cochery am folgenden Tage nach Versailles bringen sollte. Am 6. November übergab Cochery Thiers einen Brief, der zwei Depeschen enthielt: die eine forderte ihn auf, die Unterhandlung abzubrechen und das preußische Hauptquartier zu verlassen, die andere war an die Delegation von Tours gerichtet. Thiers begab sich also zu Bismarck und meldete ihm diese Entscheidung. Dieser drückte ihm sein mehr oder weniger aufrichtiges Bedauern aus und verabschiedete sich von ihm mit dem Wunsche, ihn bald wiederzusehen, um den beiden Ländern den Frieden wiederzugeben. Sie sollten sich in der Tat drei Monate später wieder sehen, aber nach welchen Ereignissen! Und wie schmerzlich sollten da die neuen Forderungen des Siegers sein!

Man wird bemerkt haben, wie eindringlich Bismarck von der kaiserlichen Regierung sprach, von der er sagte, daß sie noch immer von ganz Europa anerkannt sei. Er hatte Thiers gegenüber außerdem erklärt, die imperialistische Partei sei nach Wilhelmshöhe gegangen, um sich mit Napoleon III. über die Wiederherstellung des Kaiserreiches zu verständigen.

Es ist aber angebracht genau zu untersuchen, was zu dieser Zeit der Kaiser tat, und welche Haltung er in seiner Gefangenschaft annahm. Wir werden bei diesen Untersuchungen unterstützt durch die Erinnerungen des Herrn Mels-Cohn, eines Mitarbeiters der Gartenlaube[1]), und durch die kürzlich erschienenen Aufzeichnungen des Generals Grafen von Monts, des Gouverneurs von Cassel. Am Abend des 5. Septembers hatte sich General von Monts, der Gouverneur von Cassel,

[1]) Souvenirs de la captivité de Napoleon III. Paul Dupont, 1880, Bd. I.

auf Befehl des Generals von Treskow mit dem General von Plonski und dem Oberpräsidenten von Möller zum Bahnhofe von Wilhelmshöhe begeben, um dort den Kaiser und sein Gefolge, das aus dem General Castelnau, dem General Fürsten de la Moskowa, dem General Pajol, dem Prinzen Achille Murat, dem Kommandanten Hepp, dem Grafen Lauriston, dem Grafen Davillier, dem Stallmeister Raimbeaux, den Doktoren Conneau und Corvisart und dem Privatsekretär F. Pietri bestand, in Empfang zu nehmen. Fünfzig Diener und fünfundachtzig Pferde folgten. Es wurde ein Ehrenposten mit einer Sicherheitswache von vierzig Mann und einigen Polizeibeamten in Zivil ins Schloß gelegt. Die Nachricht von der Wahl von Wilhelmshöhe als Aufenthaltsort für den gefangenen Napoleon III. mißfiel dem Grafen Monts ebenso wie der Bevölkerung von Cassel. Der Haß gegen den Urheber eines so unklugen Krieges war derart, daß manche für ihn die Festung Graudenz vorgezogen hätten[1]). „In den ersten Wochen der Gefangenschaft", meldet Mels-Cohn, „mußte die preußische Regierung ernstliche Vorsichtsmaßregeln treffen, um die persönliche Sicherheit des Kaisers zu garantieren. Man hatte gegen ihn zu sehr den Haß entfesselt und sah sich genötigt, dessen Überhandnehmen zu beschwichtigen. Und unter den tausend erfundenen Anklagen, mit denen Bismarck Napoleon III. und seine Politik überschüttet hatte, um in der deutschen Nation diese einmütige Begeisterung hervorzurufen, die ein Unterpfand für den Erfolg war, hatte besonders eine eine ganz besondere Wut hervorgerufen. Ich will von der angeblichen Beleidigung sprechen, die Graf Benedetti dem König Wilhelm in Ems zugefügt haben sollte[2])." Ein jeder Deutsche glaubte, der König sei vom Botschafter im Namen des Kaisers selbst herausgefordert worden, und wollte den König rächen. Die meisten Einwohner Cassels hielten ein so prachtvolles Schloß für viel zu schön für ihren Feind, nur die Hotelwirte waren über seine Ankunft erfreut, da sie ihnen großen Verdienst einbringen sollte. Am 6. September wurde General Monts vom Kaiser empfangen, und er bemerkte sofort den Ausdruck seiner Gutmütigkeit und sein gewinnendes Wesen. „In seinen Zügen", sagt er, „liegt viel Milde und Wohlwollen, auch seine Stimme entspricht diesem Eindruck." Napoleon sprach vollkommen deutsch, zog es aber vor, sich französisch auszudrücken. Monts, der nun schon weniger gegen seinen Gefangenen eingenommen war — er war mit der Bewachung des Schlosses beauftragt —, fand, daß die franzö-

[1]) Napoleon III. auf Wilhelmshöhe. Nach Aufzeichnungen des Generals Grafen Monts, herausgegeben von Tony von Held. Berlin, 1909, S. 2.

[2]) Wilhelmshöhe, Souvenirs de la captivité de Napoleon III, S. 32.

sischen Offiziere ihr Geschick mit Ruhe trugen und sich nicht über ihr Unglück beklagten, ebensowenig wie über die Fehler ihrer Waffengenossen.

Es ist interessant zu sehen, wie der preußische General den Kaiser beurteilte, den er alle Tage sehen sollte. Er stellt zunächst bei ihm eine sehr diskrete und zurückhaltende Natur fest, die sehr zum Schweigen neigte. Bald trat Napoleon aus dieser Zurückhaltung heraus, da ihm der Offizier sehr viel Achtung bewies. „Seine Haltung in Wilhelmshöhe war ruhig, gemäßigt und würdig," sagt Monts. „Weder eine Klage, noch Verzweiflung über die Katastrophe, deren Opfer er war ... Keine bittere Bemerkung gegen die Irrtümer und schweren Fehler seiner Marschälle während des Feldzuges. Sein Gesicht war so ruhig, daß man glauben konnte, er habe kein Gefühl. Seine Sprache schien gewöhnlich kalt und gleichgültig, sobald aber die Unterhaltung interessant wurde, erwärmte sie sich. Es war kein gewöhnlicher Mann, den man vor sich hatte, sondern einer der gewohnt war, seinen Gedanken erst dann Ausdruck zu geben, wenn sie bei ihm gut gereift waren. Seine Haltung blieb ruhig. In den Augenblicken der höchsten Erregung blieb er vollständig Herr über sich. Er war von Natur empfindlich und heftig, besaß dabei aber die Kunst, die heftigsten Regungen seiner Seele zu verbergen, so daß man ihn für unempfindlich und fast eisig hielt. Sein Charakter hatte jedoch hochherzige Züge: Wohlwollen, Güte und Erkenntlichkeit." Monts bekundet, daß seine großen Eigenschaften ihm nicht nur die Ergebenheit und Anhänglichkeit vieler seiner Untertanen, sondern aller deren gesichert haben, die mit ihm in persönliche Verbindung getreten sind. So verschwanden die Gefühle des Hasses, die Monts und gewisse Bewohner Cassels im Anfange gegen ihn hatten, um einer wirklichen Sympathie Platz zu machen.

Es war das zweite Mal, daß Napoleon nach Wilhelmshöhe kam. Im Alter von vier Jahren war er in diese Residenz gekommen, als sie vom König Jérôme und seiner Gemahlin, Katharina von Württemberg, bewohnt wurde. Das Schloß Wilhelmshöhe liegt eine Stunde von Cassel entfernt. Man gelangt dahin durch eine schöne, breite Lindenallee, an den Dörfern Wehlheiden und Wahlershausen vorbei. Die benachbarten Gebäude enthalten ein Wachthaus und Ställe, die in eine Husarenkaserne umgeändert sind. Auf einer Reise nach Thüringen erblickte ich das Schloß mit seinen massiv konstruierten Formen, seiner schwerfälligen Kuppel und seinem Portikus von sechs dorischen Säulen, von vier Bronzelöwen flankiert, eingerahmt von großen, wenig anmutigen Gebäuden. Es ist ein altes Kloster der Benediktiner von Weißenstein, das seit dem sechzehnten Jahrhundert die

Sommerresidenz der Kurfürsten von Hessen geworden ist und von Duryke und Jussow in den Jahren 1787 bis 1794 zu einem Schlosse umgewandelt wurde. Im Jahre 1820 wurde es vergrößert und ausgebaut. Gegenwärtig ist es die Sommerresidenz der kaiserlichen Familie. Dieses Schloß bietet nichts Künstlerisches. Ich gebe zu, daß es reich möbliert ist und viele Zimmer enthält, denen die Engländer gern die banale Bezeichnung komfortabel geben. Was die anderen Gebäude anbelangt, wie den Merkurstempel, das Riesenschloß und den Obelisken, der von einer ungeheuer großen Kopie des Farnesischen Herkules überragt wird, der im Volksmunde der Große Christoph genannt wird, in dessen Schenkel acht dicke Deutsche bequem Platz haben, so kann ich ihnen wirklich keine Anerkennung zollen. Es sollen diese ein Produkt der erfinderischen Phantasie des Landgrafen Karl sein. Dieser Fürst liebte das Außergewöhnliche: das sieht man. Aber die Aussicht auf die thüringischen Berge und Wälder, die man von der Spitze des Parkberges hat, die schönen Wasserkünste und die prachtvollen Bäume, die überall stehen, machen aus diesem Orte einen schönen Aufenthalt.

Der Landgraf von Hessen, der das Schloß bewohnte, als er im Jahre 1803 Kurfürst wurde, war einer der Verbündeten Napoleons I. Er schloß sich Friedrich Wilhelm III. an und verlor nach Tilsit seine Staaten. Sie wurden mit einem Teile von Hannover und den Städten Halberstadt, Magdeburg, Verden, Paderborn, Minden und Osnabrück unter dem Zepter Jérôme Bonapartes vereinigt, der am 8. Juli 1807 zum König von Westfalen ernannt wurde. Jérôme verwaltete sein neues Königreich mit Intelligenz, schaffte den Zehnten und andere feudale Lasten ab, führte den Code Napoléon als Landesgesetz ein, sorgte für die Freiheit des Kultus und für die Rekrutierung und verbesserte das Beamtenwesen. Er begünstigte den Unterricht und die Entwicklung der Volksvertretung, indem er die den Württembergischen Staaten verliehene Berechtigung, über die vom Staatsrate ausgearbeiteten Gesetze zu verhandeln, einführte. Dann versuchte er die seiner Macht unterstellten Völker sich näher zu bringen, wobei ihn seine Gemahlin Katharina von Württemberg geschickt und erfolgreich unterstützte. So nahmen seine Untertanen gern eine Regierung an, die ihnen sechs Jahre lang recht milde und sehr blühend erschien. Es ist bekannt, daß Jérôme nach der Niederlage von Waterloo sich weigerte eine Konvention zu unterzeichnen, die ihn an Preußen gefesselt hätte und vorzog, in Ellwangen in Gefangenschaft und im Exil zu sein, als die Vorteile anzunehmen, die ihm sein Schwiegervater, der König von Württemberg, anbot. In dieser Residenz Jérômes, die von napoleonischen Erinnerungen bevölkert ist, in diesem Lande, das den Kurfürsten 1866 von

Preußen abgenommen worden und in die Provinz Hessen-Nassau umgeändert worden war, sollte der Kaiser ungefähr sieben Monate verweilen.

Am Tage nach seiner Ankunft ging er durch alle Säle und fand eine Anzahl Gemälde, die seinem Onkel gehört hatten. Da erblickte er in einem Salon das Porträt der Königin Hortense, seiner Mutter, in voller Schönheit und Jugend. Er machte seinen Begleitern ein Zeichen, das diese verstanden, und sie ließen ihn allein. Eine Stunde später trat Napoleon heraus, sehr bewegt von den Erinnerungen, die dieses Porträt in ihm erweckt hatte, und mehr als einmal im Laufe seiner Gefangenschaft kehrte er dahin zurück, um deren Bild zu betrachten, die er so sehr geliebt hatte[1]).

Seine Liebe zur Kaiserin und zu seinem Sohne stand über allem Zweifel. Monts gibt zu, daß das Privatleben des Kaisers früher zu einigen Skandalen Veranlassung gegeben habe, die in seinem Eheleben und in seinem Leben als Souverän traurige Folgen gehabt hätten, er entschuldigt das aber in folgenden Ausdrücken: „Er wäre nicht der Neffe seines Onkels, des großen Kaisers, und nicht der Sohn der Königin Hortense gewesen, wenn er nie den Pfad der Tugend verlassen hätte." Von der Kaiserin spricht Monts so: „Sie hat einen großen Einfluß auf die politischen Geschäfte gehabt. Als eifrige Katholikin und dem französischen Klerus ergeben, hat sie mit ihm gemeinsame Sache gemacht. Vielleicht hätte sie nicht gesucht in der Politik und der Religion eine so hervorragende Rolle zu spielen, wenn sie in ihrem Familienleben glücklicher gewesen wäre. Während der Zeit gerade, als ihr der Kaiser am meisten untreu war, hat sie sich am eifrigsten um die öffentlichen Angelegenheiten bekümmert. Was ihn anbelangt, so hat seine Charakterschwäche Frankreich viele Männer und viel Geld gekostet." Monts konnte nicht begreifen, wie ein Prinz, der in Straßburg, in Boulogne, in Ham und am 2. Dezember soviel Energie gezeigt hatte, so schwach hatte werden können. Es war ein sonderbarer Mann, bei dem sich mit so vielem persönlichen Mute eine so große moralische Schwäche verband.

Der Gouverneur von Cassel fragt sich, warum Napoleon nach so vielem Unglücke nicht daran gedacht hätte, sich selbst zu töten, da der von ihm gesuchte Tod ihn verschont hatte, namentlich bei Sedan, wo fünf Offiziere seines Gefolges fielen oder schwer verwundet wurden. Monts gibt dafür sofort den Grund an: „Als überzeugter Katholik wollte er eine so schwere Sünde nicht begehen. Außerdem glaube ich,

[1]) Mels, Souvenirs de la captivité de Napoléon III.

daß ihn die Hoffnung, seine Macht wiederherstellen zu können, nie ganz verlassen hat. Selbst wenn er nicht an sich selbst denken mochte, so hatte er doch Vertrauen in die Auferstehung der Dynastie durch seinen Sohn. In bezug darauf machte er sich Illusionen, und nichts konnte ihn von diesem festgewurzelten Glauben abbringen."

In seinen Unterredungen mit Monts erkannte Napoleon III. die Fehler seiner militärischen Organisation an. Er hatte sie vor dem Kriege schon gesehen und hatte Änderung schaffen wollen; aber die beiden Kammern hatten, wie er sagte, seine Reformen unmöglich gemacht. Die ungenügende Ausbildung der Reserven, der schlechte Zustand des Trains, die Überladung des Infanteristen, die Verzögerungen in der Mobilmachung und andere Einzelheiten, die einer Verbesserung bedurft hätten, hatte er erkannt, konnte aber keine wirksame Hilfe bringen. Er ließ durchblicken, daß er nicht Herr im Hause gewesen sei, und daß der Einfluß der Kaiserin, Gramonts und der Presse ihn fast gelähmt hätten. Zum Kriege gegen Preußen hätte er sich entschließen müssen, aber gegen seinen Willen. Wenn er sich widersetzt hätte, würde man ihn gestürzt haben. Dieser so sehr getadelte Krieg wäre dagegen mit einem solchen Enthusiasmus aufgenommen worden, daß ein jeder an den Erfolg geglaubt hätte.

Der Kaiser erhielt viele Besuche. Monts bemerkt besonders die des Grafen Clary, des Generals de Béville, der Herzogin von Hamilton, der Schwester des Fürsten von Hohenzollern, des Regierungspräsidenten von Köln, Herrn von Bernuth, des Herrn von Hellwitz, eines getauften Juden und früheren Demokraten, eines der Vertrauten Bismarcks. Dieser Hellwitz, ein sehr feiner, aber eitler Mann, sagte eines Tages dem Grafen Monts, er habe den Auftrag Napoleon zu benachrichtigen, daß er sich entscheiden müsse, ob er die Gewalt mit Bazaines Hilfe wiedererlangen und durch Abtretung von Elsaß-Lothringen Frieden schließen wolle. Der Bote sagte, er sei im Namen des Kanzlers selbst gekommen[1]). Er hatte hinzugefügt, falls Napoleon diese Bedingungen nicht annähme, würde Bismarck mit den Republikanern verhandeln, wenn sie ihm ernstliche Friedensgarantien böten. Hellwitz behauptete, der Kaiser sei von den Vorschlägen des Kanzlers gerührt gewesen, habe aber die Preisgabe von zwei Provinzen für unmöglich gehalten, denn das wäre der Ruin aller seiner Hoffnungen gewesen, die dahin gingen, das Kaiserreich wiederherstellen zu können. Was diesen Aussagen Hellwitzens eine

[1]) Vgl. das Werk Albrecht von Bernstorffs, Im Kampfe für Preußens Ehre, Berlin 1906, wo der Sohn des früheren Botschafters Preußens in England bemerkenswerte Einzelheiten über die bonapartistischen Intrigen zu dieser Zeit in London erzählt.

gewisse Glaubwürdigkeit gibt, ist, daß man zu dieser Zeit, gegen die Mitte des Oktobers im preußischen Hauptquartier, wo man durch den Triumpf bei Sedan den Frieden für gesichert gehalten hatte, begann, den Feldzug sehr peinlich zu finden[1]). Ruhr und Typhus wüteten in der deutschen Armee. Die vielen französischen Gefangenen waren kostspielig und machten viele Sorge. Die Belagerungen von Metz und Paris, deren Ende man noch nicht sah, beunruhigten die besten Generäle. Ich habe Bemerkungen deutscher Militärs vor Augen, die bei der Belagerung von Metz waren und die Operationen ihrer eigenen Chefs kritisieren und glaubten, die Franzosen würden sich den ganzen Winter halten, so daß sie vor der Festung in der lehmigen, verpesteten Erde bei dem schrecklichen Wetter zu einem untätigen Leben und Übeln aller Art verurteilt sein würden. Die Landwehr beklagte sich offen, und alle hielten den Erfolg für ungewiß. Man dachte nicht daran, tiefer in Frankreich einzudringen, das so schwer zu erobern und so schwer zu bewahren war. Hellwitz, ein früherer Kaufmann, der eines großen Ansehens genoß, hatte sich an die Spitze der demokratischen Partei gestellt und hatte einen gewissen Einfluß in Preußen. Bismarck, der kein Mittel und keinen Mann unbeachtet ließ, um zum Ziele zu kommen, hatte ihn bei Napoleon verwendet, aber ohne Erfolg. Der Kanzler, der so leicht mit Österreich fertig geworden war, konnte nicht begreifen, wie diese verwünschten Franzosen, nach dem Sturze ihres Kaisers, noch einen so hartnäckigen Widerstand leisten konnten. Selbst Moltke war aufs höchste überrascht und wunderte sich, daß Paris soviel Geld ausgab, um so viele ungeheuerlichen Geschosse auf seine Truppen zu werfen. Es kam eine Zeit, wo sogar Moltke daran dachte, vor den drohenden Armeen der Provinz die Belagerung von Paris aufzuheben. Napoleon empfing unter den Besuchern, die nach Wilhelmshöhe strömten, den General Fleury, den früheren Gesandten Frankreichs in Petersburg, seinen alten Schatzmeister Thélin, einen treuen Diener, der bald von Bern, bald von Brüssel aus ihm Geld brachte. Man schätzte das persönliche Vermögen des Kaisers auf zweihunderttausend Franken Rente. Das übrige hatte er in überreichen Geschenken ausgegeben.

Die Revolution vom 4. September hatte den Kaiser tief berührt. „Es schien," sagte er zu Monts, „daß der Tag von Sedan den franzö-

[1]) Mels gibt viele Einzelheiten über diesen Hellwitz, Großgrundbesitzer in der Rheinprovinz, der im Hauptquartier in Versailles sehr viel galt. Nach einer Unterredung mit diesem Manne sagte Napoleon zu Mels, Bismarck wolle als Garantie für die Ausführung des zu schließenden Friedensvertrages eine gewisse Zeit lang mehrere Festungen und strategische Punkte Frankreichs besetzen und ihm das Programm der Alliierten von 1814 und 1815 auferlegen.

sischen Bürgern die Fähigkeit, richtig zu denken, genommen hat. Die einzelnen, wie das ganze Volk hätten alle Kaltblütigkeit verloren und die wirkliche Lage der Sache verkannt. So habe denn Frankreich den Fremden den Eindruck eines Irrenhauses gemacht." Der Kaiser machte die impertinente Anschauung Bancrofts und Washburnes zu der seinen, die zu Bismarck gesagt hatten, Frankreich käme ihnen vor „wie ein Irrenhaus, das von Affen bewohnt würde". Napoleon erinnerte sich mit Wehmut an den Jubel, mit dem er früher empfangen wurde, während man jetzt schrie: „Nieder mit dem Kaiserreich! Es lebe die Republik!" Er fand, daß die Pariser jegliches moralische Gleichgewicht verloren hätten und daß die Alten nicht vernünftiger seien als die Jungen. Als man vor ihm den General Trochu angriff und das blinde Vertrauen beklagte, das den Souverän veranlaßt hatte, ihm den so wichtigen Posten des Gouverneurs von Paris anzuvertrauen, verteidigte ihn Napoleon und sagte, daß der General auf das Anerbieten, die Diktatur an sich zu reißen, geantwortet habe: „Meine Pflicht ist Gehorsam, und diese Pflicht wird die Richtschnur meines Verhaltens bleiben. Paris ist mir anvertraut worden, und ich werde die Stadt mit Gefahr meines Lebens verteidigen[1])."

Bei der Erzählung des Tages vom 4. September und von der brüsken Art, wie der Thron gestürzt worden war, wiederholte der Kaiser melancholisch eine Phrase, die ihm geläufig war: „Es gibt nichts Beständiges in Frankreich." Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sein Bild den Rasenden als Zielscheibe gedient hatte und daß die Büste der Kaiserin zermalmt worden war. Was würde geschehen sein, wenn diese unglückliche Frau dem Pöbel in die Hände gefallen wäre? Der Kaiser erzählte ihre aufregende Flucht, und er, der so sehr Herr über sein Gefühl war, konnte seinen Zorn nicht verbergen, wenn er die Aufregung der Kaiserin schilderte, die früher so bejubelt worden und nun verstoßen und bedroht war, gezwungen so schnell wie möglich das Land zu verlassen und sich auf einer zerbrechlichen Yacht dem Wüten der Fluten und der Elemente auszusetzen. Prinz Napoleon hatte den König von Preußen gebeten, ihm zu erlauben den Kaiser besuchen zu dürfen, doch hatte der Kaiser selbst durch den General von Monts sagen lassen: „Der Kaiser

[1]) Das war nicht die Ansicht der Kaiserin, die am 20. September schrieb: „In bezug auf den 4. September antworte ich nur, daß General Trochu mich verlassen hat, wenn nicht noch schlimmeres. Er ist nach dem Sturme auf die Kammer nicht ein einziges Mal in die Tuilerien gekommen, ebensowenig wie die Minister, mit Ausnahme der drei Minister, die darauf gedrungen haben, daß ich fortgehen sollte. Ich wollte nicht eher gehen, bis man in die Tuilerien eingedrungen wäre." (P. de Lano, l'impératrice Eugénie).

wünscht in der gegenwärtigen Lage den Besuch des Prinzen Napoleon nicht."

Die Regniersche Angelegenheit hatte den Kaiser ganz besonders beschäftigt. Sobald er Bourbakis Mißgeschick erfuhr, telegraphierte er an Bismarck: „General Bourbaki ist durch eine Intrige des Herrn Regnier betrogen worden. Kaiser Napoleon bittet den König, dem General zu gestatten nach Metz zurückzukehren." Er beklagte diesen braven Offizier, der plötzlich durch geheimnisvolle Intrigen von seinem Posten an der Spitze der Garde entfernt worden war, und jedesmal, wenn er von dieser unglücklichen Angelegenheit sprach, sagte er: „Ich bin untröstlich!" Monts glaubt behaupten zu können, Prinz Friedrich Karl habe zu der Erlaubnis, einen Boten an die Kaiserin aus Metz herauszulassen, die Bedingung gestellt, daß er nicht wieder hineindürfe. Monts irrt sich. Diese Bedingung wurde nicht gestellt. Auf jeden Fall kannte sie Bourbaki nicht, da er ausdrücklich befahl, die Garde dürfe während seiner Abwesenheit nicht hinausgehen, und Bazaine verpflichtete sich dazu. Jedesmal, wenn von Regnier die Rede war, bemerkte Monts, daß der Kaiser diesen Menschen für eine Kreatur Bismarcks hielt, und darin täuschte er sich kaum[1]). Doch verteidigte sich der Kanzler dagegen in einer Depesche an Napoleon, der ihn um Erklärungen bat wegen der Regnierschen Mission, worin er schrieb: „Ich kenne Herrn Regnier

[1]) Regnier trieb sich sogar bei Wilhelmshöhe herum, allerdings vergebens, denn er hat den Kaiser kaum zu sehen bekommen. Mels bemerkte ihn eines Tages und gibt ein recht gutes Bild von ihm: „Dieser Mann mit den kühnen Absichten hatte einen mächtigen Kopf, und sein ganz weißes Haar hatte einen kristallartigen Glanz. Seine Stirn war hoch und schmal, und sein Auge leuchtete selbst durch die Lorgnette; er war von elegantem, kräftigem Wuchse, und sein Gang war energisch und stolz." Man hatte sich geweigert, ihn in Chislehurst zu empfangen. Man hatte ihn aus Versailles ausgewiesen und nun sollte man ihn auch von Wilhelmshöhe wegbringen. Er benachrichtigte Mels, er wolle sich nach Versailles zurückbegeben, um mit Bismarck über eine neue Grundlage für den Frieden zu sprechen. Ein Departement, etwa das Pas-de-Calais, sollte für neutral erklärt werden. Die Kaiserin sollte mit einigen Bataillonen der kaiserlichen Garde dorthin gehen und den Senat und den Gesetzgebenden Körper dorthin berufen, um über den von Preußen vorgeschlagenen Frieden zu verhandeln, denn nach Regnier war es ein Verbrechen, den Kampf fortzusetzen. Das war der Plan der bonapartistischen Partei in London, der an dem Widerstande der Kaiserin scheiterte.

Am folgenden Tage meldete sich Regnier im Schlosse und übergab Franceschini Pietri die Photographie, auf der sich die Unterschrift des Kaiserlichen Prinzen befand. Es wurde ihm vor Zeugen bemerkt, er habe Cassel sofort zu verlassen, was auch geschah.

Hatte Regnier davon gehört, daß der Kaiser den Wunsch ausgesprochen hatte, die Garde in der Umgegend von Cassel untergebracht zu sehen, und hatte er darauf irgend einen neuen romantischen Plan aufgebaut? Möglich ist es." (Vgl. Mels, S. 90 bis 94.)

erst seit seinem Besuche in Ferrières. Er hat von mir keinen Auftrag erhalten. Er hat mich vermuten lassen, er habe einen von der Kaiserin erhalten. Nachdem festgestellt war, daß das nicht wahr sei, habe ich ihn gebeten, das Hauptquartier zu verlassen."

Napoleon empfing in Wilhelmshöhe auch noch den General de Gallifet, die Prinzessin Achille Murat, den General Boyer und den früheren Polizeipräfekten Pietri. Monts sagte, daß der Kaiser ihn ungeduldig erwartete. „Er ging und kam oft, und Napoleon bediente sich seiner zu besonderen Missionen." Zu welchen? Darüber hat Monts nichts erfahren. Alles deutet darauf, daß diese Missionen mit den Umtrieben der bonapartistischen Partei in London, Brüssel und Versailles in Beziehung standen.

Nachdem Orleans von den Deutschen wiedergenommen worden war, beunruhigten Napoleon die Bedingungen, die auf den Krieg folgen würden, und er wiederholte mehrere Male: „Es ist unmöglich Frankreich zu regieren, wenn zwei Provinzen abgetreten werden. Wenn ich das getan hätte, wäre alles über mich hergefallen: die Presse, das Parlament, die verschiedenen Parteien." Monts erwiderte, die Republik würde wegen ihrer Mißerfolge wohl gezwungen sein auf Elsaß-Lothringen zu verzichten. Er erinnerte daran, daß er, als er vor dem Kriege nach Frankreich gegangen sei, überall, bei allen Parteien den Rhein als Grenze und die Aufhebung der Verträge von 1815 habe verlangen hören. „Frankreich, das so oft in Deutschland eingefallen ist", sagte Monts, „und ihm Provinzen abgenommen hatte, wollte noch mehr ... So mußte man denn, wie Bismarck es wollte, mit der Republik verhandeln und die Grenzen zurücklegen, damit man nicht einen Waffenstillstand, sondern einen endgültigen Frieden hätte. Allerdings bot die Republik wenig Garantien für die Sicherheit des zukünftigen Deutschlands; mit einer monarchischen Regierung hätte man zweifellos leichter ein Übereinkommen treffen können. Die augenblicklichen Leiter der französischen Regierung ahnten die schreckliche Zerstörung nicht, die das bevorstehende Bombardement in Paris anrichten sollte; sonst würden sie vorgezogen haben die Stadt zu übergeben, als sie den Greueln einer Belagerung auszusetzen." Man sieht, daß der General Monts, ebenso wie viele andere Deutsche, sich von dem Geiste, der in Paris herrschte, keine rechte Vorstellung machte. Wäre er da gewesen, würde er gesehen haben wie die Bewohner sich mutig darauf vorbereiteten die preußischen Geschosse zu empfangen. Es war nicht das Bombardement, das uns zum Kapitulieren gebracht hat, es war der Mangel an Lebensmitteln, der nach fünfmonatiger Belagerung unseren Widerstand bezwungen hat.

Monts fragte sich auch noch, ob der gegenwärtige Kampf zwischen den beiden Nationen nicht ein hundertjähriger Krieg werden würde, wie früher der Krieg zwischen England und Frankreich. Es ist wohl erlaubt darauf zu antworten, daß das Andenken an den Krieg von 1870 und der Frankfurter Friede, der seine traurige Folge war, noch für lange Zeit ein Grund zur Zwietracht zwischen den beiden Nationen sein werde, — es sei denn, daß das ausgeglichen werde, was das Geheimnis der ewigen Gerechtigkeit ist. Solange die Wunde Elsaß-Lothringen offen ist, wird das Herz Frankreichs bluten.

Das Buch, in dem General Wimpffen seine Haltung bei Sedan verteidigt, rührte den Kaiser. Obwohl der General es unternimmt seine strategischen Operationen zu verteidigen, gab ihm Napoleon unrecht, denn der General Ducrot hatte darin recht gehabt, sich auf Mézières zu der Zeit zurückziehen zu wollen, wo es noch möglich war. „Wimpffen", sagt Monts, „hatte sich während seiner Gefangenschaft in Stuttgart wenig Freunde gemacht. Die Einleitung seines Buches, worin er seine Haltung bei Sedan herausstreicht, enthält nur Lobsprüche über sich selbst und seine Heldentaten in Algier."

Nach dem Falle von Metz bat der Kaiser den König Wilhelm, den Marschällen de Mac Mahon, Canrobert, Bazaine und Le Boeuf zu gestatten in Cassel zu wohnen. Der König bewilligte das am 30. Oktober. Monts ging, um den Kaiser von diesem Zugeständnisse zu benachrichtigen, als an demselben Tage plötzlich die Kaiserin Eugenie, begleitet von ihrer Ehrendame, der Gräfin Clary, eintraf. Sie war von Hastings aus Tag und Nacht durchgereist und war augenscheinlich sehr ermüdet, aber noch mehr bewegt, ihren Gatten nach so vielen Prüfungen wiederzusehen, nach der Kapitulation von Sedan und der ganz kürzlich erfolgten von Metz. „Es war nicht mehr", sagt Monts, „die hervorragende Schönheit von früher. Ihre Züge waren noch zart und jugendlich, aber sie hatten ihre Frische verloren. Ihr immer noch blondes Haar hatte nicht mehr diesen prachtvollen Glanz, den man so sehr bewunderte. Doch machte sie ihre elegante und feine Haltung immer noch verführerisch. Ihre stolze Haltung ließ mich begreifen, daß sie immer in der kaiserlichen Politik ihren Willen hatte vorherrschen lassen. Sie sprach wenig mit mir. Sie wandte sich immer an den Kaiser, und was sie sagte und behauptete, hatte einen sehr bestimmten und sehr entschiedenen Charakter. Sie schien daran gewöhnt zu sein, daß man auf sie hörte und daß sie bei allen Sachen das letzte Wort hatte. Napoleon gegenüber legte sie eine Art Überlegenheit und Herrschaft an den Tag, und wenn es wahr ist, daß sie sich in Frankreich an die Spitze der Partei gestellt hat, die den Krieg wollte, so wage ich zu behaupten, daß sie in dem Augen-

blicke, als der Hohenzollernsche Zwischenfall eintrat, die bedauernswerte Entscheidung aufgedrungen haben muß[1])." Als der Kaiser die Kaiserin sah, ging er ihr entgegen und empfing sie, als wenn ihre Trennung nur einen Tag gedauert hätte. Erst als sie allein waren, brach er in Tränen aus und umarmte sie. Er hatte nicht gewollt, daß ein Zeuge ihn weinen sähe.

In seiner Erzählung fügt Monts hinzu — und diese Bemerkung hat ihre Bedeutung —: „Der Besuch der Kaiserin in Wilhelmshöhe schien meiner Meinung nach eine gewisse politische Bedeutung zu haben. Man hatte gehofft, unser König würde nach der Kapitulation von Metz Napoleon seine Soldaten zurückgeben, um in Frankreich die Ordnung und seine Macht wiederherzustellen." Was Monts dies glauben ließ, war das Wort, das die Kaiserin plötzlich an ihn richtete: „Sehen Sie, wenn der König von Preußen uns unsere Armee zurückgegeben hätte, würden wir einen ehrenvollen Frieden abgeschlossen und die Ordnung in Frankreich wiederhergestellt haben." Als guter Preuße sagt sich Monts sogleich: „Glücklicherweise ist das nicht so gekommen. Es kam darauf an, an Frankreich größere Forderungen zu stellen, und so ist es auch geschehen." Monts ist überzeugt, die Kaiserin habe den Wunsch gehabt mit Napoleon über das Kommende zu beraten, als nach dem Falle von Metz die Marschälle und eine große Zahl der Generäle mit der ganzen Armee in Deutschland gefangen waren.

Die Kaiserin hatte, wie Albrecht von Bernstorff berichtet, einige Tage vor der Kapitulation von Metz auf Anraten Boyers Bismarck angeboten, Bazaine Vollmacht geben zu wollen um zu verhandeln, aber unter der Bedingung, daß die Armee sich vorher verproviantieren dürfe. Der Kanzler lehnte das ab. Sie hatte in London ebenfalls mit dem preußischen Botschafter in einer geheimen Unterredung am 23. Oktober verhandelt, die Friedensbedingungen aber, die dieser ihr unterbreitete, waren derart, daß sie sie ablehnte. „Mein Vater", sagte Albrecht von Bernstorff, „erzählte, daß die Kaiserin sich denselben offen widersetzt habe. Sie weinte so, daß das künstliche Kolorit ihres Gesichtes verwischt wurde[2])." Das erklärt auch, warum sie auf ihren Brief vom 26. an den König Wilhelm, worin sie an die Großmut des Souveräns appellierte, nur eine höfliche, aber ablehnende Antwort erhielt. Sie verhandelte darüber mit dem Kaiser und zog daraus zweifellos den Schluß, daß nichts zu machen sei, wenigstens für den Augenblick.

[1]) Mels schrieb seinerseits über die Ankunft der Kaiserin in Wilhelmshöhe wie ein Journalist, der seine Leser durch eine Erzählung bestechen will, wo das Dramatische über der Wirklichkeit steht.

[2]) Im Kampfe für Preußens Ehre. 1906.

Sie kam am 30. Oktober an und fuhr am 1. November um fünf Uhr abends wieder über Hannover nach England. Es hat den Anschein, als sei Graf Bismarck von diesem Besuche nicht benachrichtigt gewesen, und daß die Kaiserin befürchtet hat plötzlich in Wilhelmshöhe fern vom kaiserlichen Prinzen festgehalten zu werden.

Es ist interessant, das Urteil Monts' über diese Fürstin kennen zu lernen. „Man hat den Charakter der Kaiserin Eugenie, die von einer keinesfalls sehr gehaltvollen Mutter erzogen war, vielfach angegriffen. Tatsache ist es, daß ihre Torheiten, ihre Leichtfertigkeit, ihre Eitelkeit und Gefallsucht, die sie zu großer Verschwendung verleiteten, keinen guten Einfluß auf den Hof hatten. Im übrigen ist wohl anzunehmen, daß sie wie alle im öffentlichen Leben stehenden Menschen einer Kritik ausgesetzt war, die vielfach ohne Kenntnis der Tatsachen und Verhältnisse auf Übertreibungen und selbst Unwahrheiten beruht ...

Die beklagenswerte Fürstin war zur Zeit ihres Besuches in Cassel vom Geschick so schwer heimgesucht und hart geprüft worden, daß sie niemandem frivol oder oberflächlich erscheinen konnte. Die Ereignisse der letzten Wochen mögen, wie das nicht anders anzunehmen ist, ihren Charakter vertieft haben ... Sie steht noch heute vor meinem geistigen Auge als eine, wenn auch spät im Leben gereifte Frau mit selbstbewußtem, umsichtigem Urteil, die mit gefälligen Formen die Intelligenz des Weibes verband, welches öffentliche Interessen zu den seinen gemacht hatte. — Mein Empfinden für die arme Frau konzentrierte sich in unendlichem Mitleid; es wurde durch den Gedanken verstärkt, daß sie es fühlen müßte, daß sie selber zum Teil die Nemesis herbeigerufen habe[1])."

Am Tage vor seiner Abreise kam Bazaine zum Kaiser. Ihm folgte Le Boeuf, der sich offenbar beiseite hielt und nicht mit seinem Kameraden sprechen wollte.

„Napoleon", berichtet Mels, „ging Bazaine ernst entgegen und reichte ihm die Hand ... Dann reichte er Le Boeuf beide Hände und drückte die seinigen aufs herzlichste. Dieser verlor fast seine Haltung und schwankte, er sagte kein Wort und mußte sich die Lippen blutig beißen, um sich vor dem Weinen zu bewahren. Kaum hatte er das Schloß verlassen, als der Marschall Canrobert kam; Napoleon legte ihm beide Arme um den Hals und küßte ihn mehrere Male. Die Abstufungen dieses Empfanges entgingen niemandem." Am Tage darauf sagte Napoleon in einer Unterredung mit Mels, Bazaine sei grausam dafür gestraft, daß man ihn den „glorreichen Bazaine" genannt habe, „denn wir leben in einer Welt und einer Zeit, wo man Erfolg haben muß".

---

[1]) Napoleon auf Wilhelmshöhe, S. 90, 91.

Darauf fügte er hinzu: „Man mag suchen wie man will, man wird nichts finden, das man dem Marschall Le Boeuf oder seinen Vorgängern zum Vorwurfe machen könnte. Schon im Jahre 1867, gelegentlich der Luxemburger Affäre, sagte der Marschall Niel zu mir: „Wenn Preußen unter allen Umständen will, dann gut! wir werden bereit sein ... Und denken Sie, was Le Boeuf seitdem hat tun müssen!" Das war es auch, was Le Boeuf veranlaßte, im Juli 1870 dem Kaiser zu schreiben: „Wir sind stärker als die Preußen, sowohl auf dem Friedensfuße wie auf dem Kriegsfuße." Die Legende hat diese überraschende Behauptung in die familiären Worte zusammengefaßt: „Es fehlt uns kein Gamaschenknopf."

Napoleon vergaß bald seine Nachsicht gegen Le Boeuf, um in seiner Broschüre über die Ursachen der Kapitulation von Sedan zu schreiben, die Armee sei in voller Umbildung und in ihren Vorbereitungen überrascht worden, und die Ausbildung der Reserven sei höchst mangelhaft gewesen. Er schließt so: „Eine so aufregende Katastrophe muß uns nicht nur Tränen auspressen, sie muß auch reich an Unterweisungen sein und Lehren geben, die man nie vergessen kann. Die Erfolge Preußens haben ihren Grund in der Überlegenheit der Anzahl, in der strengen Disziplin seiner Armee, in dem Einflusse, den in ganz Deutschland das Prinzip der Autorität hat. Mögen unsere unglücklichen Landsleute, die gefangen sind, wenigstens das bei ihrem Aufenthalte in Preußen lernen, eine wie große Macht einem Lande die Achtung vor der Regierung, der Gehorsam vor den Gesetzen, der patriotische und militärische Geist, der über allen Interessen und Meinungen steht, haben! Gewiß war der Kampf ungleich, er hätte aber besser streitig gemacht werden und weniger unglücklich für unsere Waffen ausfallen können, wenn die militärischen Operationen nicht unaufhörlich politischen Bedenken untergeordnet gewesen wären. Wir wären auch besser vorbereitet gewesen, wenn die Kammern nicht immerzu damit beschäftigt gewesen wären das Kriegsbudget zu beschneiden und sich nicht immer den Maßregeln widersetzt hätten, die unsere nationalen Streitkräfte vergrößern sollten ... Zu diesen Haupturſachen unserer Niederlage müssen wir noch die bedauernswerten Gewohnheiten hinzufügen, die durch den afrikanischen Krieg in die Armee eingeführt worden sind. Mangel an Disziplin, Mangel an Zusammengehörigkeit und an Ordnung, ein zu großes Gewicht, das der Soldat trägt, und zu umfangreiches Gepäck der Offiziere, das sind die Mißbräuche, die in unsere Armee Eingang gefunden haben ... Das Sichgehenlassen in der Haltung beeinflußt den militärischen Geist, und diese Nachlässigkeit geht auf alles andere über. Man dient nicht mehr mit dieser Regelmäßig-

keit, diesem Pflichtgefühle, dieser Selbstverleugnung, die die ersten Tugenden sowohl derer sind, die befehlen, als derer, die gehorchen.

Im allgemeinen spiegelt die Armee immer den Zustand der Gesellschaft wieder, aus der sie gebildet worden ist. Solange in Frankreich die Regierung stark war und geachtet wurde, hat die Zusammensetzung der Armee eine hervorragende Festigkeit gezeigt; als aber die Übergriffe der Tribüne und der Presse die Autorität geschwächt und überall den Geist der Kritik und Disziplinlosigkeit eingeführt haben, hat die Armee die Folgen davon empfunden."

Diese Betrachtungen des Kaisers sind richtig. Ohne dadurch den Mangel an Vorbereitung und die Fehler des Kaiserreichs entschuldigen zu wollen, kann man doch nicht leugnen, daß sie zu allen Zeiten ihren Wert haben und der Wunsch, mit dem die kaiserliche Broschüre schließt, muß immer beherzigt werden: „Gebe Gott, daß das schreckliche Drama, was vor sich gegangen ist, als Lehre für die Zukunft diene!"

Napoleon kam unaufhörlich auf die Notwendigkeit zurück, einen gebildeten Mann zu finden, der mit der französischen Gesetzgebung vertraut und Anhänger seiner Ideen wäre, um ihn nach Versailles zu schicken oder auch zur Delegation, um Vorschläge zu machen, über die man sich beiderseits verständigen könne. Das war aber der schwierige Punkt, und es stellte sich keiner ein. Wohl war in der Umgebung des Kaisers ein Mann von großem Verdienste, der frühere Präfekt Levert, und Napoleon wollte sich seiner bedienen, um über den Frieden zu verhandeln, Levert lehnte das aber höflich ab. Der Kaiser drückte in einem Briefe an den König und in einem anderen an den Kanzler sein Bedauern darüber aus, niemand zur Hand zu haben, um die Verhandlungen zu beginnen[1]). Bei seinem gewöhnlichen Zögern, wobei er so leicht von einem Gedanken zum anderen überging, ohne sich dabei aufzuhalten, drückte er Monts gegenüber den Wunsch aus, eine Versammlung einzuberufen, um die wirklichen Absichten des französischen Volkes kennen zu lernen. Wie sollte er es aber anfangen, diese Einberufung vorzunehmen? Und war es andererseits klug, das Volk zu befragen, das sich in Massen gegen ihn erklärt hatte? Und wäre es leicht gewesen in den von deutschen Truppen besetzten Provinzen Wahlen vorzunehmen?

---

[1]) „Da der Kaiser in Wilhelmshöhe niemand findet," schreibt Albrecht von Bernstorff, „muß die Kaiserin als Regentin die Sache in die Hand nehmen. Täglich besuchen uns viele Bonapartisten in der Botschaft, um zu erreichen, daß Deutschland einem friedlichen Abkommen zustimme. Es ging aber aus bekannten Berichten deutlich hervor, daß gewisse Bonapartisten die notwendigen Opfer nicht bringen wollten."

Der Kaiser hatte sich, immer auf seine eigene Verteidigung bedacht, darüber beklagt, daß die militärische Behörde in Köln den gefangenen französischen Soldaten untersagt hätte, die Zeitung Le Drapeau zu lesen, ein bonapartistisches Journal, das in Brüssel unter der Leitung Contis erschien. Auf sein Bitten wurde die Vorschrift aufgehoben. Napoleon verlangte auch eindringlich, daß die kaiserliche Garde in Cassel untergebracht werde, was bei der Anwesenheit der Marschälle auf einen politischen Plan bei ihm schließen ließ; König Wilhelm gab aber seine Zustimmung nicht. Man begründete diese Weigerung mit dem Vorwande, daß die Garde schon in ihren Quartieren untergebracht sei und es nun, bei dem Mangel an Beförderungsmitteln, die alle zu Kriegszwecken gebraucht würden, fast unmöglich sei, sie zu transportieren. Daß der Kaiser seine Bitte dringend wiederholte, läßt darauf schließen, daß er sich persönlich von der Stimmung seiner Soldaten und ihrer Offiziere Rechenschaft geben wollte, für den Fall, daß der König von Preußen ihm gestatte nach Frankreich zurückzukehren, um seine Macht wiederaufzurichten. Aber der König und Bismarck sahen bei dem Widerstande und dem Zorne der Franzosen gegen ihren früheren Souverän, daß diese Absicht gar keine Aussicht auf Erfolg hatte. Beim Beginne des neuen Jahres sprach Napoleon Monts seine Glückwünsche für ihn und die Seinigen aus und drückte ihm sein Beileid aus über den Tod seines Sohnes, der an den Folgen der bei Saint-Privat erhaltenen Wunde gestorben war. Der Kaiser war düster geworden. Er sprach nicht mehr von seinen persönlichen Hoffnungen. „Übrigens bin ich überzeugt," sagt Monts, „daß es für uns Deutsche kein Glück gewesen wäre, wenn Napoleon die Gewalt wieder an sich genommen hätte." Der General befürchtete einen Revanchekrieg vom Kaiserreich, nicht nur um die beiden verlorenen Provinzen wiederzugewinnen, sondern auch um deutsche Provinzen zu erobern.

Die imperialistische Partei, die von Rouher, Henri, Chevrau, Persigny und anderen hervorragenden Männern in London geleitet wurde, ließ überall verkündigen, sie sei resigniert genug gewesen, sich aller Tätigkeit zu enthalten, solange der Souverän gesagt hatte: „Lasset geschehen!", sie sei ergeben genug, um allen Gefahren entgegenzutreten, wenn dieser sage: „Voran!" Die Diener und Höflinge des Kaiserreiches bildeten sich ein, der König von Preußen und sein Kanzler seien ihnen besonders günstig gesinnt. Sie irrten sich. Wenn der König einiges Mitleid mit dem Unglück des Kaisers und der Kaiserin hatte, so war das Bismarck persönlich gleichgültig. Obwohl ihm Napoleon 1864 und 1866 seine Erfolge ganz bedeutend erleichtert hatte, hatte er ihm doch die geheimen

Versuche nicht vergessen, durch die er für sich aus Sadowa persönlich Nutzen zu erlangen suchte, oder Preußen verhindern wollte, die notwendigen Folgerungen aus seinen glücklichen Unternehmungen zu ziehen. Er warf ihm ebenso sein Zögern wie seine Intrigen vor; er fand bei ihm keinen Charakter und keine bewußte Politik. Wohl wollte er ihm Güte, Weichherzigkeit, fast weibliche Tugenden zugestehen, aber praktische Intelligenz, Entschlossenheit, Energie stritt er ihm absolut ab. „Im Monat Juli", sagte er zu seinem Sekretär Moritz Busch, „hat er drei Tage hin und her geschwankt, ohne einen Entschluß fassen zu können, und selbst jetzt weiß er noch nicht, was er will!" Busch behauptet, die Bonapartisten rührten sich gewaltig und machten große Pläne mit Persigny und Palikao. So dachten sie daran, nach den Gerüchten, die bis nach Versailles gedrungen waren, Orleans oder Calais neutralisieren zu lassen und den Gesetzgebenden Körper dahin zu berufen, der die Frage Monarchie oder Republik entscheiden sollte.

Man kündigte sogar die Ankunft des Prinzen Napoleon in Versailles an und Bismarck antwortete: „Es ist ein sehr geistreicher Mann, aber er hat keinen Einfluß in Frankreich." Aus London kommende Nachrichten behaupteten sogar, dieser Prinz habe die Absicht, aus eigener Machtvollkommenheit einen Friedensvorschlag zu unterzeichnen, der „Preußen angenehm sei", dann den Senat und den alten Gesetzgebenden Körper zu berufen, um ihnen den Vorschlag vorzulegen. Man sprach sogar von der förmlichen Absicht des Prinzen, sich an Stelle des Kaisers wählen zu lassen[1]). Das waren Journalistenträume, die der Kanzler mit seinem gewohnten Skeptizismus aufnahm. Er bekümmerte sich ernstlich nur um Realitäten und dachte, in einem oder höchstens zwei Monaten damit zu tun zu haben. Er verschmähte es aber gewiß nicht, alle möglichen Kombinationen in sein Spiel aufzunehmen, um zum Ziele zu gelangen, d. h. zu einem Frieden, der Deutschland den Elsaß und Lothringen und eine kolossale Kriegsentschädigung sicherte. Es gefiel ihm zu sagen — denn dieser Mann fand Mittel, der grausamste Ironiker zu sein — er habe vier Kombinationen: in Paris, in Tours, in Hastings und in Wilhelmshöhe. Aber weder für die eine noch die andere schien er besondere Vorliebe zu haben. Er würde, wie er oft gesagt hat, mit dem Teufel persönlich unterzeichnet haben, wenn der Teufel ihm zugestanden hätte, was er wollte. Denen, die ihm dazu rieten, mit der Delegation endgültig abzuschließen, antwortete er: „Wissen Sie denn

[1]) Die Bewunderung des Prinzen Napoleon für die Politik Bismarcks ging soweit, daß er im Juli 1889 zu Marxime du Camp sagte, der es Hohenlohe wiedererzählte, man müsse nun über Elsaß-Lothringen ein Kreuz machen. (Denkwürdigkeiten, Bd. III, S. 266.)

nicht, daß der Kaiser die gefangenen Marschälle und seine hauptsächlichsten Offiziere zu sich berufen hat, die mit ihm und der Kaiserin verhandeln? Was würde man sagen, wenn unsere zwei oder dreihunderttausend Gefangene ihre Armee bildeten, den alten Senat und den Gesetzgebenden Körper zurückriefen und die Regierung, die im Rathause tagt, als nicht bestehend erklärten?" Wenn Patrioten wie Thiers ihm erklärten, Frankreich würde niemals die Rückkehr dessen gestatten, der es in einen unsinnigen Krieg gestürzt hätte, dann antwortete er kalt, in Frankreich sei alles möglich.

Als der Schüler Friedrichs des Großen sah, daß die deutschen Armeen mit dem hartnäckigen Widerstande nicht fertig wurden, wollte er eine mörderischere Waffe gebrauchen, um Frankreich zu besiegen, d. h. die Teilung der Parteien. Auch da irrte er sich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er den Aufstand vom 31. Oktober begünstigt hat, wie er schon vorher in anderen Ländern andere Aufstände unterstützt hatte, aber der Patriotismus der Pariser hatte seinen unheilvollen Prophezeiungen Unrecht gegeben, und die Belagerten hatten ohne Unterschied der Parteien die entstehende Kommune zermalmt und durch ihre zustimmenden Voten der Regierung des 4. Septembers Gesetzmäßigkeit gegeben. Sie hatten ihr eine unerwartete Bestätigung verschafft. „Der versprochene Aufstand hat lange auf sich warten lassen", meldete am 10. November Jules Favre den diplomatischen Agenten Frankreichs im Auslande. „Er ist zu einer Stunde gekommen, die dem preußischen Unterhändler, der sie dem unsrigen wie eine erwartete Hilfe angekündigt hatte, günstig war; aber gerade dadurch, daß er ausgebrochen ist, hat er dem Volke von Paris Gelegenheit geboten, der Regierung der nationalen Verteidigung durch eine imposante Abstimmung eine Bestätigung zu geben, wodurch sie in den Augen Europas die rechtliche Weihe erhält." Leute, die nicht bei der Belagerung von Paris gewesen sind, haben geglaubt und gesagt, die Regierung habe Unrecht gehabt, nicht sofort zur Einberufung einer Versammlung zu schreiten, selbst ohne Waffenstillstand und Verproviantierung. Am Tage nach dem Aufstande vom 31. Oktober, nach einer Erregung, die auf der einen Seite ebenso patriotisch war, wie sie auf der anderen revolutionär gewesen ist, wäre es eine Verrücktheit gewesen, der Hauptstadt eine Art versteckter Übergabe anzubieten unter den Kanonen der Preußen, die auf dem Mont Valérien gestanden hätten. Das hätte so viel geheißen, wie der kommunistischen Partei eine Macht zu geben, die der gesunde Menschenverstand und der Mut der Bevölkerung ihr genommen hatten, und eine schreckliche Krise heraufzubeschwören. Ja, man hat in Paris und im ganzen Lande für die Ehre gekämpft, ohne auf bessere Bedingungen bei dem

unerbittlichen und habsüchtigen Feinde zu rechnen. Aber dieser erbitterte Widerstand, was sowohl für uns, die wir ihn aus der Nähe gesehen haben, als für die auf uns folgenden Geschlechter gesagt werden muß, rief das Erstaunen und die Bewunderung Europas hervor. So hat es Paris wohl verdient, das Kreuz der Ehrenlegion seinem Wappen beizufügen und Graf Beust konnte sagen, als er den Widerstand der Franzosen mit dem der Österreicher im Jahre 1866 verglich: „Sie können die Belagerung von Paris zu ihren Gunsten anrechnen." Glauben wir übrigens nicht an eine Großmut, die weder Bismarck noch Moltke noch der König Wilhelm uns bezeigt hätten. Eine Kapitulation im November hätte weder Straßburg noch Metz gerettet, deren Besitzergreifung seit unseren ersten Niederlagen, seit dem 14. August 1870 beschlossen war[1]). Allerhöchstens hätten wir eine Milliarde gespart; was ist aber eine Milliarde, wenn es sich um die Ehre eines Landes wie Frankreich handelt?

Als die Kaiserin das Scheitern der Verhandlungen erfuhr, schrieb sie am 7. November an die Gräfin Walewska: „Ich gestehe, daß ich es lebhaft bedaure, obwohl der Zusammentritt einer Versammlung für uns nur der Untergang unserer Hoffnungen sein kann, denn sie würde sicher unter den gegenwärtigen Umständen die Absetzung aussprechen. Aber der Wunsch, das Land Frieden schließen zu sehen, der ihm in bezug auf seine Zukunft unbedingt nötig ist, beherrscht bei mir alles." Und sie fügte hinzu, daß die Gräfin Walewska, wenn sie mit dem Kaiser in Wilhelmshöhe korrespondieren könne, versuchen müsse, „ihm begreiflich zu machen, wie geschickt es von Deutschland sei, nicht auf einer Gebietsabtretung zu bestehen[2])". Zu gleicher Zeit schrieb sie der Marschallin Bazaine, daß nur der Hunger die Armee von Metz desorganisiert habe[3]) und daß sie nicht begriffe, daß Männer beschimpft würden, die mehr als zwei Monate lang so tapfer gekämpft hätten. Sie sagte: „Die Delegation von Tours wußte, wie es mit den Lebensmitteln stand. Ich habe Bourbaki zu ihnen geschickt, der ihnen nichts verheimlicht hat. Und noch später ist der General Boyer zu Herrn Tissot geschickt worden, daß er ihm zu wissen tun sollte, wie eilig es sei, den Waffenstillstand

[1]) Vgl. Alsace, la carte au liseré vert par G. Delahache, 1910. Man sehe im I. Bande dieses Werkes die Karte, die dem Vorschlage des Präliminarfriedens beigefügt war, der am 28. Februar 1871 der Nationalversammlung vorlag und am 1. März angenommen wurde.

[2]) Catalogue d'autographes Etienne Charavay, Nr. 221, 1899.

[3]) In seinen Aufzeichnungen über Wilhelmshöhe sagt General von Monts, die Marschallin Bazaine habe ihrem Manne die Katastrophe von Metz lebhaft zum Vorwurfe gemacht und daß Napoleon, als er dies erfuhr, sie lachend eine kleine, ganz verrückte Kreolin genannt habe.

zu beschleunigen, wenn man die Armee retten wolle. Schließlich habe ich selbst noch telegraphisch wissen lassen, daß Eile not täte, aber man hat nichts getan, um sie zu retten und man schreit über Verrat, weil das das einzige Mittel ist, um sich vor einer öffentlichen Anklage zu retten. Wenn man verrät, tut man das doch wohl um Nutzen daraus zu ziehen, und es lag doch offenbar im Interesse des Marschalls, möglichst lange an der Spitze seiner Armee zu bleiben ... Sie haben recht zu glauben, daß ich für nichts in der Welt das dynastische Interesse dem Interesse Frankreichs voranstellen werde."

Diese letzte Bemerkung macht der Kaiserin alle Ehre, die allerdings den Gedanken gehabt hatte, wie man oben gesehen hat, Preußen könne einen Friedensvertrag ermöglichen, indem es dem Kaiser gestatte sich seiner gefangenen Soldaten zu bedienen, um seine Macht wiederherzustellen; sie hatte aber diesen Plan sofort wieder aufgegeben als der König sich weigerte und sie die vollständige Unmöglichkeit einsah, einen solchen Plan auszuführen. Es ist offenbar, daß Bazaine und Boyer im Einvernehmen mit der imperialistischen Partei, die Rouher in London leitete, sie nach Metz locken wollten, wo sie einen Schein unterschreiben sollte, ohne daß man ihr alle Forderungen Preußens verriet, und mit ihr eine Art Staatsstreich hat versuchen wollten, indem man die Metzer Armee auf die Armeen der Nationalen Verteidigung werfen und alles versuchen wollte, um das Kaiserreich wiederherzustellen, selbst um den Preis eines Bürgerkrieges. Die Kaiserin ahnte diese verbrecherische Absicht und verweigerte ihre Zustimmung.

Worin sie sich aber irrte, das war, als sie Bazaine entschuldigte und sagte, man habe nichts getan um Metz zu retten. Die Delegation hatte ihrerseits alles versucht, was in ihren Kräften stand, und es ist gerecht zu sagen, Bazaine habe von seiner Seite her nicht den geringsten Versuch gemacht, mit ihr in Verbindung zu treten. Er hat das erst im letzten Augenblicke getan, als alles verloren war, am Vorabende der Kapitulation. Wenn er an der Spitze seiner Armee geblieben ist, so ist das nicht geschehen um zu kämpfen, sondern um mit dem Feinde in Verbindung zu treten, entgegen seiner Pflicht, durch eine gemeine Intrige eines Abenteurers. Der Unglückselige, da man noch einmal von ihm sprechen muß, begriff die Größe des Fehlers nicht, den er begangen hatte. Die folgenden Jahre haben ihn darüber nicht aufgeklärt und noch im Jahre 1887 hatte er den Mut, an den Grafen d'Hérisson, der ihn über die Ereignisse von Metz befragte, zu schreiben: „Ich kann nicht genug wiederholen, daß mein Gewissen mir nichts vorwirft, und daß ich wieder so handeln würde, denn ich bin immer der Überzeugung gewesen, daß ein Marschall Frankreichs, Chef einer Armee, mehr Rechte

hat sich einer Erhebung gegen die aus der allgemeinen Abstimmung hervorgegangene Macht zu widersetzen und einem für sein Land unglücklichen Kriege ein Ende zu machen, als eine revolutionäre Regierung[1])."

Die Kaiserin, die später über die Haltung dieses Mannes unterrichtet wurde, wiederholte nicht mehr, was sie am Tage nach der Kapitulation zu seinen Gunsten geschrieben hatte und bekümmerte sich nach seiner Flucht von der Insel Sainte-Marguerite nicht mehr um sein Geschick. Bazaine beklagte sich lebhaft darüber und warf ihr vor, gleichgültig gegen seine Lage geworden zu sein und ihn wie einen Unbekannten zu behandeln. In einem Briefe, den einer seiner Lobredner veröffentlicht hat, schrieb er: „In Hinsicht auf die traurigen Ereignisse von 1870 konnte meine Haltung ihr gegenüber nicht loyaler (und unter uns, nicht dümmer) sein, und ihre Undankbarkeit ist offenbar." Schweigen war jedoch ihm gegenüber das Mildeste.

Die kaiserliche Partei regte sich aber immer noch. Im November kamen im Hôtel de Flandre in Brüssel der Herzog d'Albuféra, der General de Montebello, der General Fleury, Levert, Canrobert und Changarnier zusammen. Dieser letzte schwankte zwischen dem Königtum und dem Kaisertum, hatte aber am 19. Oktober, er, der alte Gegner Napoleons III., in Metz wie einer seiner ergebensten Anhänger gesprochen. Der General Boyer war nach seinen Besprechungen mit Bismarck gekommen und hatte dem Kriegsrate die Mitteilung gemacht, daß es sich bei den Grundlagen des Friedensvertrags um eine Gebietsabtretung handle, und daß dieser Vertrag später durch die gesetzmäßige politische Macht bestätigt werden solle. Die Kaiserin-Regentin habe nach des Kanzlers Ansicht genug Autorität, sei aber genötigt, um handeln zu können, sich auf eine zahlreiche und treue Armee stützen zu müssen. Der General Jarras, der diese Tatsachen getreu erzählt, behauptet, im Kriegsrate seien mehrere Mitglieder gewesen, die mit Genugtuung eine Wiederherstellung des Kaisertums gesehen hätten, doch hätten die meisten nur daran gedacht, die Armee aus ihrer kritischen Lage zu befreien, ohne an die politischen Gefahren zu denken, in die sie geraten könnten. Man befragte die Korpskommandanten darüber und drei von fünf antworteten, daß Offiziere und Truppen ihnen folgen würden, die beiden anderen aber waren nicht sicher. Sie fügten hinzu, es erschiene ihnen unvorsichtig die Armee in innere politische Kämpfe zu verwickeln, und darin hatten sie vollkommen recht.

Nun nahm General Changarnier zum Erstaunen aller das Wort und unterstützte warm den von Boyer vorgetragenen und von Bis-

[1]) Le cas de Bazaine par Elie Peyron. — Librairie Stock.

marck inspirierten Vorschlag. Zwei Tage vorher waren der Hauptmann Rossel und einer seiner Kameraden zu ihm gekommen, um ihm den Befehl über die Armee anzubieten, um den Versuch zu machen, endgültig einen Durchbruch durch die Feinde zu versuchen. Der alte General, von einem solchen Anerbieten betroffen, hatte sie streng an ihre militärischen Pflichten erinnert und glaubte Bazaine davon in Kenntnis setzen zu müssen, der ihn dafür aus Erkenntlichkeit in den Kriegsrat berief. Der Marschall forderte ihn auf, seinen Antrag zu unterstützen: „Nur da allein ist das Heil der Armee, das Frankreichs und der Gesellschaft", sagte Changarnier mit Wärme. „Die Kaiserin wird es annehmen, denn es ist das einzige Mittel, ihrem Sohne den Thron zu erhalten. Die Armee wird der Kaiserin folgen, denn sie wird aufs tiefste gerührt sein von dem Vertrauen, das eine energische und schöne Frau in sie setzt." Er erklärte sich bereit zu gehen, um sie zu holen, wollte aber den General Boyer dieser Ehre nicht berauben, der dies alles schon so gut vorbereitet habe[1]). Das war offenbar eine ritterliche Sprache, die auf den Kriegsrat großen Eindruck machte, und der Vorschlag wurde angenommen; dadurch wurden aber die Korpskommandanten auf einen gefährlichen Weg gebracht, da politische Angelegenheiten mit militärischen vermengt wurden. Boyer reiste mit Zustimmung des Prinzen Friedrich Karl, der zu diesem Zwecke von Bazaine befragt worden war, nach England; seine Schritte führten aber nicht zum Ziele. Wie schon gesagt, wollte die Kaiserin nichts von einem Vertrage hören, durch den Frankreich zwei seiner schönsten Provinzen genommen werden sollten. Das übrige ist bekannt. Changarnier hatte keinen besseren Erfolg mit seinem hochherzigen Vorschlage, als er mit seiner Mission beim Prinzen Friedrich Karl hatte, die ihm der Kriegsrat am 24. Oktober gab, um über das Geschick der Armee zu verhandeln durch ein Abkommen, das eine Kapitulation ausschloß. Der Oberbefehlshaber der deutschen Armee weigerte sich, der Rheinarmee die Möglichkeit zu geben mit Waffen und Gepäck an einen bestimmten Ort Frankreichs oder Algiers zu gehen, selbst nicht unter der Bedingung, nicht mehr zu kämpfen, sondern nur die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. Diese Tatsachen hatten die Aufmerksamkeit der Bonapartisten auf Changarnier gelenkt und mehr als einer hielt ihn für fähig, zur Wiederherstellung des Kaiserreichs wirkungsvoll helfen zu können, obwohl Magne, der frühere Minister, das Zusammengehen aller Parteien mit der Nationalen Verteidigung anriet und erklärte, es sei eine Tollheit, jetzt etwas anderes zu wollen als eine konservative Republik.

---

[1]) Souvenirs du général Jarras.

Die Kaiserin bewunderte die Haltung Changarniers in Metz und fügte hinzu, sie würde ihn herzlich beglückwünschen, wenn sie in den Tuilerien wäre. Unter den gegenwärtigen Umständen wollte sie das aber nicht tun, aus Furcht vor einer falschen Auslegung dieser Handlung. Sie wünschte, England möge Deutschland bitten, nicht auf einer Gebietsabtretung bestehen zu wollen, obwohl sie sich hierüber keine Illusionen machte. „Die Eroberer", sagte sie, „bleiben nie stehen ..."

Napoleon III. hatte nicht dieselben Bedenken wie die Kaiserin. Er schrieb am 16. November an einen seiner Anhänger: „Wenn Sie den General Changarnier in Brüssel sehen, veranlassen Sie ihn, in den Zeitungen ein Wort zugunsten Bazaines zu sagen. Ich habe ihm das schon einmal geraten, er antwortet mir aber, die Redaktion der Indépendance belge habe seinen Brief nicht veröffentlicht, und als er den Grund davon habe wissen wollen, habe man ihm gesagt, man würde ihn nur begleitet von sehr unangenehmen Bemerkungen über Bazaine abdrucken, worauf er seinen Brief zurückgezogen habe. Ich bedaure das, denn die Worte Changarniers würden Aufsehen erregt haben, während die Beleidigungen des Journalisten unbemerkt geblieben wären. Suchen Sie ihn von seinem Entschlusse zurückzubringen[1])." So wichtig die Erklärungen Changarniers auch gewesen sein mögen, hätten sie wohl gegen die des Generals Deligny aufkommen können, der in Übereinstimmung mit den Tatsachen und deren Zeugen Bazaine verdächtiger Intrigen beschuldigt, der durch eine schmachvolle Kapitulation eine Niederlage herbeigeführt habe, die in der modernen Geschichte nicht ihresgleichen hat. Am 10. Dezember fragte sich die Kaiserin, die an den Illusionen Napoleons etwas teilzunehmen schien, ob man darauf verzichten müsse, den General Changarnier in ihrer Partei zu haben, der eine bessere und schönere Rolle spielen könne. Am 11. Dezember ersuchte der Kaiser Levert, mit dem General zu sprechen, um zu versuchen, ihn in der kaiserlichen Partei zu behalten. „Man muß Changarnier bei seiner guten Meinung erhalten," schrieb er, „indem man ihm sagt, wenn der Augenblick gekommen sei, werde ich mich an ihn wenden." Er fügte traurig hinzu: „Die Haltung gewisser französischer Offiziere in Deutschland ist recht schlecht. Allerdings werden sie von Abgesandten verschiedener Farben bearbeitet[2])." Napoleon versprach Changarnier zum Marschall zu machen. Er überschätzte in sonderbarer Weise den Einfluß eines Mannes, der noch nicht einmal seiner Meinung sicher war, und der, wenn er auch einer ritterlichen Regung zugunsten

[1]) Napoléon intime par F. Giraudeau, 1891.
[2]) Ebenda.

der Kaiserin, deren Energie er bewunderte, nachgegeben hatte, nun zwischen dem Kaisertum und der Monarchie schwankte[1]).

Die Hartnäckigkeit der Pariser, die sich trotz aller schlechten Nachrichten, die in die Hauptstadt drangen, verteidigen wollten, setzte die Preußen in Erstaunen, und der unerwartete Erfolg von Coulmiers regte das preußische Hauptquartier so sehr auf, daß Moltke, wie ich schon gesagt habe, einen Augenblick den Gedanken hatte, die Belagerung von Paris gegen den 10. November aufzugeben, um sich gegen die Angriffe zu wehren, die er nicht vorausgesehen hatte. Er befürchtete, daß der General d'Aurelle de Paladines mit unerhörter Kühnheit auf Versailles marschiere und der noch nicht durch die Metzer Truppen verstärkten Belagerungsarmee schreckliche Verluste beibringe. Die Delegation von Tours benutzte den Sieg von Coulmiers, um die diplomatischen Verhandlungen wiederaufzunehmen und zu versuchen die Neutralen zum Einschreiten zu bringen. Aber unsere gleichzeitigen Niederlagen an der Loire und der Marne vernichteten unsere Hoffnungen, die einen Augenblick erwacht waren; die Neutralen schwiegen.

Die Forderungen der Deutschen, die durch ihre diplomatischen Vertreter und ihre Zeitungen bekannt wurden, hatten Gladstone in Aufregung versetzt. Er sagte zu seinen Kollegen, die Neutralen könnten nicht weiterhin schweigen, wenn man das wesentlichste Recht der Bevölkerungen mit Füßen treten wolle: das, befragt zu werden, anstatt aufs unerbittlichste vergewaltigt zu werden. Das englische Kabinett antwortete, getreu seiner engherzigen Politik, der Augenblick sei noch nicht gekommen, um diese Frage aufzuwerfen, die allerdings an der Tagesordnung war. Granville schrieb Gladstone, wenn man handle, werde man dafür angesehen werden das Gewicht eines offenbar Frankreich günstigen Einflusses gegen die Deutschen in die Wagschale zu werfen, und das sei eben keine Neutralität mehr. Er fürchtete, England verliere seine Macht, wenn es allgemeine Prinzipien aufstelle, denen niemand Aufmerksamkeit schenken werde. Er glaubte jedoch Anzeichen von Mutlosigkeit in Frankreich zu sehen und wagte zu schreiben, die Engländer würden „glücklich sein, einen Frieden herzustellen, der die

[1]) Zu der Zeit, als Louis Napoleon Präsident der Republik war, beklagte sich Changarnier über die Unentschlossenheit des Prinzen. Er sagte zu Persigny nach einer Revue in Amiens, wo er Beifallsbezeugungen erhalten hatte: „Der Prinz soll doch ein Ende machen! Wenn er sich zum Kaiser ausrufen und auf den Wunsch des Volkes eingehen will, dann kann er auf mich rechnen. Er soll offen mit mir sprechen und wir wollen uns verständigen, dann haben wir der Republik bald ein Ende gemacht!" Changarnier ist lange beleidigt darüber gewesen, daß der Prinz seine Eröffnungen zurückgewiesen und ihm dann das Kommando der ersten Pariser Division und der Nationalgarde entzogen hat.

Abtretung einiger Tausend Straßburger Intellektuellen einschließe, ohne nach ihren Wünschen zu fragen". Da war England am Ende des Jahres 1870 angelangt! Es begriff nicht, daß seine Untätigkeit einer alten verbündeten Nation gegenüber, seine Mißachtung der Prinzipe, die das Recht der Nationen und des europäischen Gleichgewichtes begründen, ihm eines Tages die größten Verlegenheiten bereiten würden. Es ließ zu, daß sich vor seinen Augen eine gewaltige Macht entwickelte, ohne daran zu denken, daß der Ehrgeiz dieser Macht früher oder später sich gegen es selbst richten und seine eigene Sicherheit bedrohen könne. Es hielt sich auf seiner unnahbaren Insel für sicher und fürchtete damals weder die geheimnisvollen Überraschungen der Meerestiefen noch die Gefahren, die aus der unermeßlichen Luft kommen. Sein krasser Egoismus verschleierte ihm die Zukunft. Lord Granville, der treuste Vertreter dieses Egoismus, gestand, daß es ihm widerstrebe, ein Prinzip aufzustellen, das den Preußen verbiete einen Teil des Gebietes der Franzosen zu nehmen. „In der Tat," sagte er, „selbst wenn der Elsaß und Lothringen später dahin kommen, vorzuziehen Deutsche zu sein, so wird doch niemand behaupten wollen, daß eine vollständig freie Abstimmung ihrerseits sich jetzt in diesem Sinne aussprechen werde... Wollte man jetzt einen Schuß in die Luft abgeben, dann würde man den Zorn der Deutschen aufs höchste reizen und die Franzosen ermuntern, tapfer auszuhalten..."[1])

Lord Granville wußte, daß Bismarck schon gegen die Königin von England und gegen ihre Tochter Viktoria, die Gattin des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, sehr aufgebracht war, da diese für Frankreich sehr humane Gefühle hegten. Für viele Deutsche waren die Engländer trotz ihrer strikten Neutralität verdächtig und die Militärpartei war böse auf sie, weil sie durch viele Verkäufe von Kanonen und Gewehren die Bewaffnung der Franzosen unterstützt hatten. Wenn sich Gladstone nun auch unserem Lande geneigt stellte, so verheimlichte er doch die von dem kaiserlichen Regime begangenen Fehler nicht und warf dem Kabinett Ollivier seine Schwäche und sträflichen Irrtümer vor. Er tadelte es, einen schrecklichen Krieg einem sicheren diplomatischen Siege vorgezogen zu haben. Doch genierte er sich auch nicht zu bedauern, daß der König von Preußen im Siege nicht mehr Mäßigung und sein Kanzler nicht mehr Skrupel an den Tag gelegt hatten. Doch hätte er gern gesehen, wenn die Regierung der nationalen Verteidigung weniger unzugänglich in bezug auf die Unverletzlichkeit des Gebietes gewesen wäre und die berühmte Erklärung: „Weder einen

[1]) L'Angleterre pendant la guerre de 1870, par F. de Pressensé. (La Revue vom 1. August 1908.)

Fuß breit unseres Gebietes, noch einen Stein unserer Festungen" nicht abgegeben hätte, denn der Ausfall der Schlachten ist immer schwer vorauszusehen und der Besiegte muß sich auf die Ansprüche des Besiegers gefaßt machen. Aber das gab nach Gladstones Ansicht Bismarck nicht das Recht, so streng vorgehen zu wollen und zwei Provinzen wegzunehmen, ohne daß die Bevölkerung befragt werde. Nizza und Savoyen hatten sich freiwillig Frankreich angeschlossen und dieser Präzedenzfall war doch von einiger Bedeutung. Leben wir denn noch in so barbarischen Zeiten, daß Völker als eine brutale Beute des Eroberers nur wie gewöhnliches Vieh betrachtet werden? Deutschland erließ es sich gern, die Zustimmung der Bevölkerung zu suchen, es begnügte sich damit zu sagen, die neuen Gebiete seien ihm notwendig, um sich gegen die Gelüste Frankreichs zu schützen. Es ist das das sogenannte „Glacisargument".

Gladstone beschränkte sich nicht auf diese hochherzigen Betrachtungen, sondern er fragte seine Kollegen im Kabinett, ob es nicht angebracht wäre irgend eine Demonstration gegen die Wegnahme Elsaß-Lothringens zu machen. „Wenn der Krieg", sagte er, „zu einer Abmachung führt, wodurch diese Provinzen erdrosselt werden, ohne daß sich eine Stimme erhoben hat, um dagegen zu protestieren, dann ist das eine ewige Schande für England." Sein Vorschlag fand aber kein Gehör. Granville antwortete nur: „Ich glaube, wir vergeuden das, was uns noch übrig bleibt, wenn wir allgemeine Prinzipien aufstellen wollen, denen niemand Aufmerksamkeit schenkt und die sicher verletzt werden." Das war die Meinung des edlen Lords über die Prinzipien, die ehemals den Nationen zur Ehre gereichten. So wenig kümmerte ihn das europäische Gleichgewicht. Aber er hatte die Wahrheit gesagt: die Neutralen, die zum Teil darauf aus waren jede Gefahr von sich fern zu halten, zum Teil daran dachten aus der Schwäche Frankreichs Nutzen zu ziehen, stellten sich taub und ließen entweder aus Feigheit oder aus Habsucht zu, daß vor ihrer Tür sich eine gewaltige Macht bildete, deren Ehrgeiz eines Tages keine Grenzen kennen sollte.

Preußen merkte wohl die friedlichen Absichten Gladstones und spottete schwerfällig darüber. Es gab sich mit Interesse dazu her, Rußland den Bruch des Vertrags zu erleichtern, der seine Schiffahrt im Schwarzen Meere behinderte. Gladstone mochte wohl sagen, das habe keine große Bedeutung; die englische Nation betrachtete trotz dieser zu wohlwollenden Erklärung den Vertragsbruch als eine Beleidigung. Aber ihre Regierung hatte sich durch ihre strenge Neutralität und ihre Nachgiebigkeit gegen Preußen außerstand gesetzt, den geringsten Einspruch erheben zu können. Nun war aber Preußen nicht etwa zufrieden

darüber, Rußland sofort den Preis für seine kommerzielle Neutralität zu bezahlen, es hätte gern, wie es das schon bei Frankreich getan hatte, wohl versprechen, aber nicht halten wollen. Bismarck hat sich über diesen etwas plötzlichen Appetit Rußlands dem Kronprinzen gegenüber in folgenden, etwas kräftigen Ausdrücken ausgelassen: „Die Dummköpfe! Sie haben vier Wochen zu früh angefangen!" Er hatte aber der Not gehorchen und Gortschakow, den er nicht leiden mochte, einen kleinen Triumph bereiten müssen. Die Zukunft sollte Rußland zeigen, daß es in Wirklichkeit recht wenig bekommen hatte und daß Deutschland für das Wenige es auch noch recht viel bezahlen lassen sollte.

Die Vertreter der Vereinigten Staaten fuhren zu unserer großen Überraschung fort, uns gegenüber eine unfreundliche Haltung zu bewahren. So zeigte Bancroft, der über die geringsten Vorgänge in der deutschen Armee unterrichtet war, Fish an, wann ungefähr das Bombardement von Paris beginnen würde, und amerikanische Zeitungen veröffentlichten eine Adresse an das deutsche Volk, worin sie es aufforderten, Elsaß-Lothringen zu nehmen und aus den französischen Festungen Wächter seiner Grenzen zu machen.

Am 29. November schrieb Bancroft, der Norddeutsche Bund werde in Kürze in die Vereinigten Staaten von Deutschland umgeändert werden, dank der patriotischen Klugheit eines Teiles seiner Regierungen und der Furcht des anderen Teiles. Er sagte voraus, dieses neue Regime werde „das liberalste auf dem europäischen Kontinente sein", und fügte hinzu: „In diesem Sinne ist die neue Regierung ein Kind, das ohne unsere Erfolge in unserem Bürgerkriege nicht hätte geboren werden können. Unser Sieg in dem Kampfe hat den Samen der Erneuerung in Europa ausgestreut."

Der Gesandte der Vereinigten Staaten in Paris, Washburne, war unter dem diplomatischen Korps der einzige, der — ein sonderbares Privilegium! — von Preußen das Recht erhalten hatte seine Korrespondenz zu empfangen und abzuschicken. Er meldete Fish am 15. Dezember einen neuen Ausfall der Pariser und behauptete, Paris könne sich nur bis zum 1. Februar halten. Da der Briefsack über Versailles ging, wer garantiert dafür, daß er nicht geöffnet worden ist?... Der Brief Washburnes enthielt noch die Zeilen: „Die Übergabe scheint unvermeidlich. Es ist nur noch eine Frage von Wochen; die Preußen werden Paris militärisch besetzen und es wird sich hier natürlich keine Spur von einer Regierung befinden." Nach solchen Vorausjagungen begreift man, warum Bismarck Washburne damit beauftragt hatte die Interessen der deutschen Untertanen zu verteidigen, die in Paris zurück-

gehalten waren. Aber es kommt noch besser. Als Rußland nach der Kapitulation von Metz den Teil des Vertrages von 1856 gekündigt hatte, der seine Freiheit im Schwarzen Meere beschränkte, fragte Lord Granville bei Herrn von Bismarck an, und dieser riet nicht zu einem Kongresse, sondern zu einer einfachen Konferenz zwischen den Signatarmächten des Vertrages von 1856. Herr de Chaudordy ließ durch England Jules Favre als Bevollmächtigten bestimmen und benachrichtigte den Minister des Auswärtigen durch Depeschen, die sehr verspätet in Paris ankamen. Der Brief Lord Granvilles, wodurch Jules Favre zur Konferenz eingeladen wurde und der mit der amerikanischen Korrespondenz ging, wurde in Versailles von Bismarck aufgehalten und dem Minister des Auswärtigen erst am 10. Januar ausgehändigt, mitten im Bombardement. Washburne, der über die Ereignisse und über das, was auf der Konferenz in London vorgehen sollte, unterrichtet war, hatte sich wohl gehütet Jules Favre ein Wort davon zu sagen. Dieser befragte die Mitglieder der Nationalen Verteidigung und die Bürgermeister von Paris, die aber die sehr wichtigen Einzelheiten nicht kannten und sich seiner Abreise widersetzten. Bismarck, der die Anwesenheit Jules Favres auf der Konferenz fürchtete, weil er dort für Frankreich ernstliche Sympathien hätte erwecken können, erreichte so seinen Zweck. Bei dieser Gelegenheit hatte ihn Washburne unterstützt, der Jules Favre den wahren Sachverhalt verheimlicht hatte und es geschehen ließ, daß seine Korrespondenz gegen Brauch und Völkerrecht vom Feinde aufgehalten wurde. Daher ist es gestattet zu behaupten, daß es zum großen Teil dem Einverständnisse des amerikanischen Ministers zuzuschreiben ist, daß die Londoner Konferenz zusammentrat, ohne daß Frankreich früh genug kam, um, was sehr gut möglich war, irgendwelche Unterstützung von Europa zu erlangen.

Man erinnere sich an Bismarcks Befürchtung in bezug hierauf: „Es hätte der geringste Anstoß genügt, den ein Kabinett dem anderen gegeben hätte... Eine Einmischung konnte nur die Tendenz haben, uns Deutschen den Siegespreis vermittels eines Kongresses zu beschneiden!" Dasselbe tat der Kanzler auf dem Berliner Kongresse im Jahre 1878 in bezug auf Rußland. „Für mich spitzte sich daher meine Aufgabe dahin zu, mit Frankreich abzuschließen, bevor eine Verständigung der neutralen Mächte zustande gekommen wäre..."

„In Rußland gewährten die persönlichen Gefühle Alexanders II., nicht nur die freundschaftlichen für seinen Oheim, sondern auch die antifranzösischen, uns eine Bürgschaft, die freilich durch die französierende Eitelkeit des Fürsten Gortschakow und durch seine Rivalität mir gegenüber abgeschwächt werden konnte. Es war deshalb eine Gunst

des Schicksals, daß die Situation eine Möglichkeit bot, Rußland eine Gefälligkeit in betreff des Schwarzen Meeres zu erweisen ... Aber die Möglichkeit einer europäischen Einmischung war für mich eine Ursache der Beunruhigung und der Ungeduld angesichts der Stagnation der Belagerung ... Jedenfalls vermehrte die Verschleppung der Überwältigung von Paris und des Abschlusses der kriegerischen Vorgänge für uns die Gefahr, daß die Früchte unserer Siege uns verkümmert werden könnten ... Die Gefahr einer Einmischung Europas beunruhigte mich täglich ... Ich hatte schon in Versailles befürchtet, daß die Beteiligung Frankreichs an den Londoner Konferenzen über die das Schwarze Meer betreffenden Klauseln des Pariser Vertrags dazu benutzt werden könnte, um mit der Dreistigkeit, die Talleyrand in Wien bewiesen hatte, die deutsch-französische Frage als Pfropfreis auf die programmäßigen Erörterungen zu setzen. Aus dem Grunde habe ich, trotz vielseitiger Befürwortung, die Beteiligung Favres an jener Konferenz durch äußere und innere Einflüsse verhindert[1])." Es steht fest, daß der Minister des Auswärtigen den klugen Ratschlägen Gambettas und de Chaudordys nicht folgte und in Paris blieb, aus einem zwar hochherzigen aber nicht politischen Gefühle. Er wollte nicht, daß man ihm nachsage, er habe sich den Gefahren der Belagerung entziehen wollen; wäre er mehr Staatsmann gewesen, würde er begriffen haben, daß seine Anwesenheit in London seinem Lande ganz bedeutend nützlicher gewesen wäre und daß, mit Ausnahme von Unwissenden und Böswilligen, alle guten Bürger ihm zugestimmt hätten, sich dorthin begeben zu haben.

Wie dem auch sein möge, er wurde verspätet benachrichtigt, und so hat Bismarck das Bombardement beeilen, dann auf die Bitte um einen Geleitsbrief, den Jules Favre haben wollte, kühn antworten können, die Anwesenheit des Ministers des Auswärtigen sei in Paris unumgänglich notwendig und die Interessen, die in Frankreich und Deutschland auf dem Spiele ständen, seien wichtiger, als die Aufhebung oder Beibehaltung des Artikels 2 des Vertrages von 1856. Die Abwesenheit Jules Favres erleichterte also die letzten Anstrengungen des Kanzlers, um die Kapitulation von Paris zu erzwingen und einen triumphierenden Frieden abzuschließen. Es war das ein sehr zu bedauernder Fehler, denn selbst noch im letzten Augenblicke hätte Jules Favre sich zur Konferenz begeben können, wo England, das unzufrieden damit war, daß Preußen Rußland den Vertragsbruch erleichterte und so die Mitunterzeichner des Vertrages beleidigte, mit Österreich zusammen sicher einige unserer Forderungen unterstützt haben würde.

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Bd. II.

Man gestatte mir den Ereignissen etwas vorzugreifen, indem ich hier daran erinnere, daß die Aufgabe des Herzogs de Broglie, der im März 1871 von Thiers beauftragt wurde an der Konferenz teilzunehmen, sehr schwierig war, da dies nach den Präliminarien geschah, d. h. nach der vollendeten Tatsache. Dieser hervorragende Diplomat hat es aber verstanden sich mit Takt und Geschicklichkeit seiner schwierigen Aufgabe zu entledigen. Er erklärte vor den Vertretern der verschiedenen Staaten, „daß er die Gelegenheit ergriffe die für die europäische Gesellschaft heilsame Regel aufrechtzuerhalten, keine wesentliche Änderung in den Beziehungen der Völker untereinander ohne die Zustimmung aller Völker vorzunehmen, ein heilsames Prinzip, die wirkliche Garantie des Friedens und der Zivilisation, das im Laufe der letzten Jahre leider allzusehr geschmälert worden sei". Der deutsche Botschafter verstand erst nach zwei Tagen, wie eine gewisse Person in der Komödie, den Sinn dieser so feinen und so französischen Erklärung. Er wollte sich weigern das Protokoll zu unterschreiben, aber seine Kollegen bewogen ihn dazu, auch fernerhin nichts zu verstehen und zu unterschreiben, und der beruhigte Deutsche unterschrieb. Was für Einwendungen konnte Frankreich gegen eine Lösung machen, die schon angenommen war, als sein Vertreter auf der Konferenz ankam, die im übrigen Rußland angenehm und von England zugegeben war? Wenn unser Land durch die Kündigung des Vertrages von 1856 die Früchte glorreicher Siege verlor, so beugte sich England, dessen Interessen bei dieser Sache mehr getroffen wurden als die Frankreichs, vor dem Willen Deutschlands. Die Londoner Konvention sollte eine Art Zusatz zu den Präliminarien von Versailles sein, und es war Deutschland, das in London wie in Versailles die Feder führte. Diese Feststellung des demütigen Schweigens der Engländer war nicht danach angetan den Franzosen zu mißfallen, die für den Augenblick darniederlagen.

Man sagt uns, Gladstone habe bei der Hohenzollernangelegenheit alles getan, was in seiner Macht stand, indem er in Madrid, in Berlin und in Paris Vorstellungen machte, und auch indem er eine loyale Neutralität bewahrte; dann durch seine Forderung eines Waffenstillstandes, oder indem er gegen das Bombardement von Paris protestierte und die Delegation aufforderte sich in London vertreten zu lassen; schließlich als er die Neutralen dazu bewegen wollte sich gegen das Prinzip einer Annektierung der beiden Provinzen zu erheben. Ohne Zweifel ist alles das sehr gut; aber die Worte und die Absichten des ehrenwerten Gladstone haben keinen Erfolg gehabt, weil das englische Kabinett sie nicht hat unterstützen wollen. Persönlich verdient dieser Mann, wie der Graf Beust, daß man ihn zu seinen Vermittlungsver-

suchen beglückwünscht, aber diese Versuche führten keine Entscheidung herbei, da Europa nicht zu finden war. Die Mission Thiers' hatte bewiesen, wie sehr in den Staaten die persönlichen Interessen den allgemeinen Interessen vorangehen, und wie groß ihre Vorherrschaft ist, wenn die ins Spiel kommen. Die Tatsachen haben gezeigt, daß England, obwohl es die Störung des alten europäischen Gleichgewichtes bedauerte, doch nicht daran dachte Krieg anzufangen, um das alte Gleichgewicht wiederherzustellen, selbst nicht zu seinem Nutzen; daß Österreich bei seiner wenig tüchtigen Armee und seinen schlechten Finanzen nicht imstande war zu handeln, und daß seine Versprechungen eines Bündnisses eben nur Versprechungen sein konnten; daß Rußland, das ebensowenig bereit war zu handeln wie Österreich, wohl einige bescheidene Versuche zu unseren Gunsten machen wollte, ohne aber dem Sieger mißfallen zu wollen, dessen es bedurfte, um den Vertrag von 1856 zerreißen zu können, und daß Italien sich in nichts mischen wollte, weil es durch die Besetzung Roms zufriedengestellt und übrigens vollständig unfähig war, ernstliche Streitkräfte ins Feld zu stellen.

Wenn man nun auch zugeben will, daß diese verschiedenen Mächte außerstande waren manu militari anzugreifen, so würden doch, wenn eine unter ihnen sich dazu bereit gefunden hätte einen diplomatischen Einspruch zu wagen, die anderen sicherlich dem beigetreten sein, und ein für Frankreich günstiges Einvernehmen würde davon die Folge gewesen sein. Wer daran zweifelt möge das eigene Geständnis Bismarcks vornehmen, dann werden auch die Ungläubigen sehen, daß der Kanzler dieses Eingreifen aufs höchste befürchtete. Seiner Aussage nach würde es genügt haben, wenn zwei Mächte sich an Preußen gewendet hätten, mit einer dem Anscheine nach durch die Menschlichkeit eingegebenen oder auf das europäische Gleichgewicht bezüglichen Frage, und „dann konnte niemand wissen, wie schnell sich ein solcher erster Ansatz zu einer gemeinsamen, zunächst diplomatischen Haltung der Neutralen entwickeln würde". Beust versuchte es schüchtern zweimal. Niemand hörte auf ihn, zur größten Freude Bismarcks und zum Schaden der Neutralen selbst. Beust hatte am 12. Oktober seinem Botschafter in Sankt Petersburg Auftrag gegeben einen gemeinsamen Schritt zu befürworten, und dem Grafen Wimpffen in Berlin das Kanzleramt zu sondieren. Der Minister des Auswärtigen Österreichs hatte das Zirkular Bismarcks vom 4. Oktober als Vorwand genommen, worin der Kanzler auf die schrecklichen Folgen aufmerksam machte, die für eine Stadt von mehreren Millionen Einwohnern, wie Paris, ein längerer Widerstand, der bis zum vollständigen Mangel an Lebensmitteln ging, haben würde. „Ich kann den Ausdruck meiner Besorgnis nicht unterdrücken," sagte

der Graf von Beust, „daß dereinst vor dem Urteile der Geschichte ein Teil der Verantwortlichkeit auf die Neutralen fallen wird, wenn sie mit stummer Gleichgültigkeit der Gefahr unerhörten Unheils beiwohnen." Die Geschichte kann diesen Teil der Verantwortung der Neutralen nur streng bestätigen.

Was den Kanzler besonders besorgt machte und ihm schlaflose Nächte bereitete, das war, daß durch das plötzliche Eingreifen der Neutralen „der Abschluß des Krieges ein weniger günstiger für Deutschland gewesen sein würde und daß dieser gewaltige Krieg mit seinen Siegen und seiner Begeisterung ohne die Wirkung bliebe, die er für die nationale Einigung haben konnte"[1]).

Deutschlands Einigung war der stete Gedanke Bismarcks, seitdem er ans Ruder gekommen war. Diese Frage paßt ganz in den Rahmen dieser Arbeit und muß genau geprüft werden. Es ist von Wichtigkeit zu sehen, wie ein Reich entsteht, während ein anderes zugrunde geht. Wir haben die deutschen Erfolge und ihre Folgen teuer genug bezahlt, um gut unterrichtet zu sein. Hier ist es mehr als sonstwo angebracht zu sagen: fas est et ab hoste doceri. Man kann es nicht in Abrede stellen, daß Bismarck allein die Ehre zukommt die Einigung Deutschlands verwirklicht zu haben. Dazu war ein Mann notwendig, der ebenso stark wie kühn, so hartnäckig wie geschickt, so herrisch wie geschmeidig war, um ein Werk zu schaffen, auf das seine Mitbürger seit langem warteten; um ganz Deutschland einen großen Anstoß und dieselbe Richtung zu geben, die im Reiche verkörpert wurden. Eben der Mann, der auf dem Bundestage in Frankfurt gelernt hatte Menschen und Sachen zu durchschauen, Hirngespinste zu verachten und nur Wirklichkeiten gelten zu lassen, die Listen und Intrigen der Diplomatie aufzudecken, die Lage Europas zu sehen, wie sie wirklich war, das Zögern, die Launen und die frivolen Änderungen in der Politik Frankreichs, die Schwäche Österreichs, den Egoismus Englands, die Gleichgültigkeit Rußlands, die Furcht und Kleinlichkeit der meisten Staaten zweiter Ordnung: eben der hat diese Einigung gewollt und vorbereitet, die Deutschland ersehnte, ohne zu wissen, wie es dahin gelangen sollte[2]). Er ist gerade auf sein Ziel losgegangen, trotz allem und gegen alle,

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 132.

[2]) Schon im Oktober 1814 machte Talleyrand Ludwig XVIII. auf die Arbeit der deutschen Universitäten aufmerksam: „Die Einigung des deutschen Vaterlandes ist ihr Lebenszweck, ihr Dogma, ihre Religion, die bis zum Fanatismus getrieben ist, und dieser Fanatismus hat sogar die gegenwärtig regierenden Fürsten ergriffen. Diese Einigung, von der Frankreich nichts zu fürchten hätte, wenn es das linke Rheinufer und Belgien besäße, würde nun für Frankreich sehr große Folgen haben. Wer kann übrigens voraussehen, welche Folgen es haben kann, wenn eine solche Masse wie Deutschland

unbekümmert um Vorwürfe und Drohungen, über drei Völker hin, ohne sich auf seinem langen und beschwerlichen Wege von irgend einem Hindernis, von irgend einer Schwierigkeit ablenken zu lassen!

Als man von den ersten Siegen auf Frankreichs Boden hörte, glaubte ganz Deutschland, daß die Einigung nun vollzogen sei, zu gleicher Zeit traten aber über die Bildung dieser Einigung große Meinungsverschiedenheiten auf. Die Fortschrittler wollten die Einigung durch die Völker und eine von den Parlamenten vorbereitete Verfassung mit einem verantwortlichen Ministerium. Die Nationalliberalen wollten ein Kaiserreich, ohne sich um den Ursprung und die Mittel zu bekümmern. Die wahren Preußen forderten ein absolutes Kaiserreich, das ganz Deutschland zugunsten der Hohenzollern, des Adels und der Armee umfassen sollte. Die Bundesfürsten von Sachsen, Koburg, Oldenburg und Weimar erhofften eine Verbesserung und stimmten zu, Vasallen des deutschen Kaisers zu werden. Unter den Fürsten des Südens unterwarfen sich der Großherzog von Baden und der Großherzog von Hessen mit ihren Untertanen bereitwillig dem Reiche. Der König von Württemberg zögerte und lavierte, während der König von Bayern auswich, da beide wußten, daß ihre Völker auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig waren. Die Geschicke des neuen Reiches lagen in den Händen dreier Männer: des Königs von Preußen, des Kronprinzen und des Kanzlers. Der König, im Herzen nur Preuße, hatte die Überzeugung, daß der Titel eines Königs von Preußen über alle anderen ginge und ihm eine größere Autorität gäbe. Er wünschte, daß die deutsche Einigung ganz zugunsten Preußens mit seinem autoritären Wesen geschehe. Wie seine Vorgänger wollte er den anderen Souveränen die Überlegenheit der preußischen Einrichtungen zeigen. Der Titel Kaiser schien ihm geringer als König, etwa wie eine untergeordnete Funktion, um die sich der große Friedrich wenig gekümmert hatte, und den er ironisch „Charakter-Major" nannte. Er hatte mehr Achtung vor der Größe Preußens als vor der verfassungsmäßigen Einigung Deutschlands. Er hielt sich als erblicher König für mehr und stärker, als ein erwählter Kaiser. Sein Widerstand und seine Ansprüche sollten lange und peinliche Schwierigkeiten hervorrufen.

Der Kronprinz dagegen war, trotz den Aussagen Bismarcks, sehr kaiserlich gesinnt. Er hätte aus allen deutschen Monarchien gern ein einziges Reich gebildet mit einem Oberhause, dem die Fürsten angehörten, mit einem Reichstage, der direkt von der Nation gewählt werden

in Bewegung gerät, wenn seine getrennten Elemente sich regen und vermischen? Wer weiß, wo der einmal gegebene Anstoß aufhören wird?" (Mémoires de Talleyrand, Bd. II, S. 268.)

solle und einem verantwortlichen Ministerium. Er wollte aber nicht, daß es regierende Fürsten und unabhängige Staaten gäbe[1]). Er wollte eine vollständige Einigung, wenn nötig durch Drohungen und Gewalt erzwungen. Einen Augenblick hatte er an den Titel „König der Deutschen" gedacht, Bismarck hatte ihm aber gezeigt, daß er keine bessere Bürgschaft böte als der eines Kaisers. Der Kanzler fügte hinzu, neben dem Kaiser, dem König in Germanien oder dem König der Deutschen gäbe es noch die Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg. Darüber ereiferte sich der Kronprinz. „Ich war überrascht," erklärt Bismarck, „ihn erklären zu hören, daß die gesamten Dynastien aufhören müßten den Königstitel zu führen, um wieder den herzoglichen anzunehmen. Ich sprach die Überzeugung aus, daß sie sich gutwillig nicht dazu verstehen würden. Wollte man dagegen Gewalt anwenden, so würde dergleichen Jahrhunderte hindurch nicht vergessen werden und eine Saat von Mißtrauen und Haß ausstreuen." So überlegte ein geschickter Politiker, der die Einigung zur größten Ehre und zum Besten der germanischen Rasse herbeiführte, wobei er den kleinen Monarchen und ihren Untertanen in geschickter Weise eine gewisse Unabhängigkeit bewahrte und ihre Eigenliebe und ihre Überlieferungen schonte[2]). In bezug auf den Kaisertitel, den der König gering zu achten schien, sagte der Kanzler: „Ew. Majestät wollen doch nicht ewig ein Neutrum bleiben, ‚das Präsidium'? In dem Ausdrucke ‚Präsidium' liegt eine Abstraktion, in dem Worte ‚Kaiser' eine große Schwungkraft." Er bestand darauf, daß die Vergrößerung des Bundes die Annahme des Kaisertitels notwendig mache, woraus natürlicherweise die gewünschte Einigung und Zentralisation hervorgehen müsse. Seine Gründe waren ausgezeichnet, sie mußten aber wiederholt, kräftig unterstützt und hartnäckig verteidigt werden, um in einen rebellischen Kopf Eingang zu finden. Beim König Wilhelm ging der Gedanke des Absolutismus jedem anderen vor.

Die Erwerbung des Elsasses war auch nicht danach angetan, um den Streit unter den Fürsten zu schlichten[3]). Die einen wollten, daß

---

[1]) Er vergaß, daß er in sein Tagebuch geschrieben hatte: „Wie große Pflichten legt uns die Haltung dieses Volkes auf, das eine so deutsche Gesinnung hat! Es würde klug sein, einige seiner Forderungen zuzugestehen."

[2]) Vgl. das Werk Ruvilles, Bayern und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und die Studie Joseph Reinachs über die Gründung des deutschen Reiches und die Papiere von Cerçay (im Temps vom 5. Dezember 1909).

[3]) Otto von Manteuffel hatte am 23. August 1870 dem Grafen Bismarck geschrieben, Elsaß und Lothringen müßten Frankreich abgenommen werden und ein Reichsland werden, aber vom Standpunkte des Völkerrechts aus mit Neutralität. Der Kanzler antwortete ihm am 8. September: „Ich bin, wie Ew. Exzellenz, ohne Sorge wegen der zukünftigen Vereinigung aller deutschen Staaten in ein großes

man an der Grenze einen gleichberechtigten Staat bilde, andere daß man Elsaß zu Preußen schlage. Der Kronprinz war der Ansicht, man müsse Elsaß fühlen lassen, daß es in Zukunft ein Teil eines großen Staates sei; aber Bayern verlangte den Elsaß für das Großherzogtum Baden, unter der Bedingung, daß dieses ihm die Pfalz abtrete. Die großdeutsche Partei wollte aber, daß Bayern und Württemberg vor der Verteilung des Kuchens die Initiative zur Umwandlung des Norddeutschen Bundes in ein einiges Deutschland ergriffen. Bei dem Zögern dieser beiden Staaten beantragte Baden, nach Sedan, in den Bund einzutreten, aus Deutschland eine einzige Nation zu machen und den Kaisertitel wiederherzustellen. Das war schon gut, der Kanzler wollte aber noch etwas Besseres. Er wollte, daß Bayern selbst diesen Antrag stelle und zeigte sich hierbei sehr dringend.

Am 12. September machte also der Graf von Bray, Minister Ludwigs II., im Namen des Königs den Vorschlag, aber in einer beschränkten Form. Er bot an, einen Bund zu schaffen, der ein Parlament mit beschränkter Vollmacht und eine in Kriegszeiten einheitliche Armee haben sollte, dabei aber jedem Staate das Recht der Vertretung durch Gesandte, Verträge zu schließen, den Oberbefehl über seine Truppen in Friedenszeiten, seine Uniformen und Farben, seine Gesetzgebung und sein Budget, Post, Telegraph und Eisenbahnen lassen sollte. Dieser Vorschlag entsprach nun dem nicht, was Bismarck gewollt hatte, er gestattete aber in Verhandlung zu treten und nach und nach zum Ziele zu kommen. Zu dieser mühevollen Arbeit verwandte er einen Diplomaten von großen Verdiensten, Delbrück, seinen ergebenen Mitarbeiter.

Reich. Ew. Exzellenz werden begreifen, daß ich vermeide jetzt schon über den Siegespreis zu sprechen, aber in dem Falle, daß der Sieg, wenn Gott will, unseren Fahnen treu bleibt und Deutschland sein altes Reichsland wiedererobern kann, ist Ihr Gedanke, daß diese Gebiete nicht geteilt, sondern als Reichsland betrachtet und im Namen Deutschlands verwaltet werden sollen, schon von Seiner Majestät dem Könige sofort nach den ersten Siegen angenommen worden. Dagegen scheint es mir unmöglich, mit einer solchen Lage die Neutralität in Einklang zu bringen. Die neuen Länder müssen ein integrierender Teil Deutschlands werden, deren Festungen die Grundlage der Verteidigung bilden, die bisher der Westgrenze fehlte. Aus ihrer Neutralität würde die Gefahr entstehen, daß die Sympathien der Bevölkerung und ihrer Armee im Falle eines Krieges nach Frankreich hinneigen könnten, und daß diese französischen Sympathien, die unfehlbar bei der Mehrzahl der Bevölkerung bleiben werden, in ihrer Armee wahrscheinlich einen gefährlichen Kristallisationspunkt finden werden." (Otto von Manteuffel, Denkwürdigkeiten, Bd. III.) — Die elsässisch-lothringische Frage, die Fürst Bismarck im Jahre 1871 gelöst zu haben glaubte, ist brennender als je, wie man aus den Debatten im Reichstage vom Dezember 1909 und aus dem Verfassungsprojekte ersehen kann, das am 24. März 1910 vom Reichskanzler von Bethmann-Hollweg angekündigt worden ist.

Bismarck hatte eine intelligente und eifrige Hilfe nötig, da seine Stellung nicht leicht war. Das Übergewicht, das er durch sein Talent und seinen Mut erlangt hatte, erweckte natürlich gewaltige Eifersucht. Fürsten und Höflinge waren ihm feindlich gesinnt. Die höheren Offiziere, die er als „Halbgötter" bezeichnete, haßten ihn. Sie hatten ihm die Nachsicht nicht vergessen, mit der er 1866 Österreich behandelt hatte, und General Podbielski hatte erklärt, daß etwas Derartiges nicht wieder vorkommen würde. Infolgedessen hatte man alle militärischen Maßnahmen und Pläne vor ihm geheim gehalten, ohne sich darum zu kümmern, ob das der allgemeinen Politik schaden könne. Um dieser Verlegenheit zu entgehen und um rechtzeitig unterrichtet zu sein, wandte der Kanzler sich an die unbeschäftigten hohen Herren und an einen englischen Zeitungskorrespondenten. So behandelte man den, der Deutschland in den Sattel gehoben hatte, der den Krieg herbeigeführt hatte, der mit so großer Sorgfalt die deutsche Einigung vorbereitet hatte! Und das gerade in dem Augenblicke, wo ein Eingreifen der Neutralen, wie ich oben gezeigt habe, den Deutschen den Siegerpreis hätte schmälern können.

Am 12. September, an dem Tage, wo Bayern die ersten Vorschläge machte, schrieb er seiner Frau, daß ein Strom von Tinte über ihn ausgegossen worden sei. Er beklagt sich über die falschen Friedenszweige und das gleisnerische Girren. Er klagt über den unglaublichen Geist der Routine und die einfältige Eifersucht der Militärs. „Wenn ich im Zivil unter einer solchen Ressortskonfusion arbeiten müßte, dann wäre ich schon längst wie eine Bombe dazwischen gefahren!" Er macht sich lustig über diese Helden vor dem Feinde, die, einmal vor ihrem Arbeitstische, mit ihren Perücken aneinanderhängen wie der sagenhafte Rattenkönig! Er verachtet aber die Intrigen und Kleinlichkeiten seiner Feinde. Er fürchtet weder die Fürsten noch die Generäle, noch die Geheimräte. Er gehört nicht zu denen, die entmutigt sagen: „Man kann auf Bayern nicht zählen!" Er will zum Ziele kommen und wird hinkommen, trotz allem, und dieses Ziel ist die deutsche Einigung. Er schickt also den geschickten Delbrück mit seinen Instruktionen nach München. Dieser, der schon die Zustimmung Sachsens erlangt hat, sucht sich mit dem Grafen von Bray, dem Minister Ludwigs II., und mit Herrn von Mittnacht, dem Minister des Königs von Württemberg, zu verständigen. Der Bayer weigert sich zunächst in den Bund einzutreten. Der Württemberger scheint zu zögern. Delbrück beruhigt die Furcht des einen und den Widerstand des anderen. Er läßt die beiden Minister wissen, daß der Kanzler unter den in Cerçay gefundenen Papieren Rouhers Briefe entdeckt hat, aus denen hervorgeht, daß sie es nicht verschmäht haben

die Gunst des Erbfeindes zu suchen, und daß es genügen würde diese zu veröffentlichen, um ganz Deutschland gegen sie aufzuwiegeln[1]). Diese Drohung genügte, um den Grafen von Bray dahin zu bringen den Text der Bundesverfassung als Grundlage der Besprechungen anzunehmen. Delbrück verspricht übrigens alles zu beseitigen, was der Unabhängigkeit der Verbündeten Eintrag tun könnte. Herr von Mittnacht beginnt zuzustimmen.

Am 20. September verläßt sie Delbrück mit der Überzeugung, daß bald die Minister Bayerns und Württembergs die Hauptlinien der Bundesverfassung annehmen werden. Er ist so fest davon überzeugt, daß er zu schreiben wagt: „Die deutsche Einigung ist gesichert." Bismarck ist zufrieden und fordert nun den Großherzog von Baden auf sein Gesuch um Aufnahme in den Norddeutschen Bund zu erneuern, um die Bayern und Württemberger zu veranlassen, es ebenso zu machen. Dieser erste Teil war gut gespielt. Nun handelte es sich darum auch den zweiten gut zu spielen, der noch schwerer war, d. h. den König und den Kronprinzen dazu zu bewegen die nötigen Zugeständnisse zu machen, um eine vollständige Einigung zu ermöglichen. Das war ein richtiger Kampf, der in Versailles vor sich ging und bis zum Morgen des 18. Januar 1871 dauerte, vier lange Monate, während deren der Kanzler jeden Augenblick den Zusammensturz seiner Pläne befürchten mußte. „Delbrück kommt", schreibt der Kronprinz am 6. Oktober in sein Tagebuch, „und sagt, daß Bayern ein Bündnis schließen will, um in den Bund einzutreten, aber mit dem Vorbehalte, seine unabhängige Diplomatie und Armee zu haben. Die Minister sind unter sich uneins und legen die Worte des Königs verschieden aus." Das war nicht ganz richtig, und man begreift, daß der Kanzler vor dieser Aussage des Kronprinzen recht in Verlegenheit sein mußte. So schreibt er denn seiner Frau über seine Sorgen und teilt ihr die Verstimmungen mit, die der Entwurf der neuen Verfassung in Versailles hervorruft. Sollte man die Fürsten in dieser Stadt zu einem Kongresse einladen und den Reichstag dort abhalten? Sollte man die Könige von Bayern und Württemberg nach Fontainebleau rufen, um dort den endgültigen Vertrag abzuschließen, den die übrigen Fürsten später unterzeichnen und die Völker gutheißen könnten? Aber Ludwig II., dessen etwas unklarer Kopf

[1]) Vgl. v. Ruville, Bayern und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. — Diese Papiere enthielten unter anderen die Instruktionen Drouyn de Lhuys', des Marquis de La Valette und Napoleons an Benedetti aus dem Jahre 1866 betreffend die Südstaaten; eine Korrespondenz mit dem badischen Minister Freydorf, Briefe unserer diplomatischen Agenten in Deutschland, Briefe Beusts an Bray, die Anschläge auf die Wegnahme des linken Rheinufers usw., was in den Händen Bismarcks eine furchtbare Waffe war.

die sonderbarsten Gedanken hegte, verlangte eine Vergrößerung seines Königreiches im Westen. König Karl von Württemberg zögerte noch immer, versprach dann aber, auf energisches Betreiben Mittnachts und Suckows, zwei seiner Minister nach Versailles schicken zu wollen, um den neuen Bundesvertrag zu studieren. Am 12. Oktober ladet Bismarck Mittnacht und Suckow ein nach Versailles zu kommen, zugleich mit Jolly und Freydorf, den Vertretern des Großherzogs von Baden. Am 18. Oktober entschließt sich Ludwig II. den Grafen von Bray, die Generäle von Lutz und von Pranth als Vertreter Bayerns zu schicken. Hessen bezeichnet als solche die Herren von Dalwigk und Hoffmann, was einen Rat von neun Mitgliedern bildete, der sich, unter dem Vorsitze des Kanzlers, zu praktischen Vorschlägen versammeln soll.

Die Stellung Bismarcks war weit davon entfernt eine Sinekure zu sein. Er mußte zu gleicher Zeit mit Thiers über den Waffenstillstand verhandeln, mit den Russen und den Engländern über die Freiheit des Schwarzen Meeres, mit den Abgesandten der Fürsten und Könige über die Einigung Deutschlands. Er hatte aber eine solche Selbstbeherrschung und erreichte bei seinen Sekretären eine solche Diskretion, daß wenige der fremden Minister die Schwierigkeiten ahnten, die auf ihn eindrangen. Weder Thiers noch Chaudordy wußten etwas von den grausamen Nöten, in denen er sich befand, so daß er selbst oft daran verzweifelte, seine Aufgabe zu Ende führen zu können. Im Streite mit dem Könige und dem Kronprinzen, mit dem Generalstabe und den Höflingen, hatte er nur Delbrück zu seiner Unterstützung, und auch von dem mußte er sich noch trennen, da dieser in Berlin die Verhandlungen führen mußte. Darum fährt er auch fort, sich bei seiner Frau über Müdigkeit und Überreizung, über das Feilschen und die Hirngespinste zu beklagen, mit denen man ihn belästigte. Endlich bekam er als geheimen Mitarbeiter bei dieser delikaten Verhandlung den Großherzog Friedrich von Baden, den er am 6. November eigens nach Versailles gebeten hatte, um sich seines Einflusses bei den deutschen Fürsten zu bedienen.

Der Graf von Bray stellte die sonderbare Forderung, den Norddeutschen Bund mit Bayern durch einen Freundschaftsvertrag zu verbinden, wobei es dem Bunde die Zustimmung Badens, Württembergs und Hessens einbringen werde; einem jeden dieser Staaten solle aber seine Individualität bewahrt bleiben. Der König von Bayern sollte neben dem Deutschen Kaiser als Vertreter des Reiches erscheinen, was Bismarck spöttisch ein Wechselreich nannte. Wie sollte man es wohl möglich machen, daß das Deutsche Reich, d. h. der Vorsitz im Bunde erblich zwischen dem Hause Preußen und dem von Bayern abwechsle? Die Gedanken Ludwigs II. scheinen die eines Aufgeregten. Mitten

unter den Verhandlungen drohte er auf einmal damit, abdanken zu wollen. Und zu derselben Zeit zog sich auch der König von Württemberg zurück. Aus Furcht vor den Drohungen der Partikularisten, die die Unabhängigkeit des Königreiches leidenschaftlich verteidigten, telegraphierte dieser Fürst am 11. November an Mittnacht und Suckow, nichts zu unterschreiben, sondern die Entscheidung Bayerns abzuwarten.

Die Aufregung Bismarcks war aufs höchste gestiegen. „Meine Tintenklerer", schrieb er an seinen Sohn, „manövrieren Tag und Nacht und intrigieren nach Frankfurter Art. Wenn nicht ein deutsches Unwetter dazwischen fährt, so wird mit diesen Diplomaten und Bureaukraten der alten Schule nichts zustande kommen, wenigstens in diesem Jahre nicht." Er klagt über seine Tretmühlenarbeit und über sein an Zerstreuungen so armes Dasein, „gewürzt höchstens durch Besuche hoher Herren, deren politische Hirngespinste ich bekämpfe. Die deutschen Sachen bringen die meiste Arbeit. Von letzteren nimmt Delbrück die größere Last auf sich, aber die Fürsten kann er mir nicht abnehmen, und die Europäer auch nicht ... Er reist heute nachmittag ab; sage ihm, wie dankbar ich seine rastlose und erfolgreiche Arbeitskraft bewundre" ... Bayern macht neue Schwierigkeiten, Bismarck hoffte sie aber zu besiegen. Es gab auch sonst bei den süddeutschen Höfen noch Widerstand, Bismarck drohte aber von neuem mit der Veröffentlichung gewisser Korrespondenzen gegen Preußen, und dadurch wurden die Verhandlungen beschleunigt[1]).

Eine sehr heftige Szene fand am 14. November in Versailles zwischen dem Kronprinzen und Bismarck statt. Dieser fragte den Kronprinzen, was man gegen die Süddeutschen tun solle. Wäre es angebracht, ihnen zu drohen? „Ja wohl, es ist gar keine Gefahr, treten wir fest und gebietend auf, so werden Sie sehen, daß ich Recht hatte zu behaupten, Sie seien sich Ihrer Macht noch gar nicht bewußt." Bismarck wies die Drohung weit von sich und sagte, Drohungen würden die Südstaaten Österreich in die Arme treiben. Man müsse es der Zeit anheimstellen, die deutsche Frage sich entwickeln zu sehen. Der Kronprinz erwiderte, solches Zaudern könne er, der die Zukunft repräsentiere, nicht gleichgültig ansehen, man könne es ruhig darauf ankommen lassen, ob Bayern und Württemberg wagen würden, sich Österreich anzuschließen. Es sei nichts leichter, als von der in Versailles versammelten Mehrzahl der deutschen Fürsten nicht bloß den Kaiser proklamieren, sondern auch

[1]) Vgl. v. Ruville, a. a. O. — Bismarck hatte Dalwigk und von Bray gesagt, er werde ihre Briefe und die Beusts veröffentlichen, wenn sie fortführen, sich seinen Plänen zu widersetzen, und dadurch in die Gefahr kommen, wegen Hochverrats angeklagt zu werden.

eine den berechtigten Forderungen des deutschen Volkes entsprechende Verfassung mit Oberhaupt genehmigen zu lassen, das würde eine Pression sein, der die Könige nicht widerstehen könnten. Bismarck bemerkte dem Kronprinzen, er stehe mit dieser Anschauung ganz allein; um das gewollte Ziel zu erreichen, wäre es richtiger, die Anregung aus dem Schoße des Reichstages kommen zu lassen. Bismarck deckte sich durch den Willen Sr. Majestät und bedauerte die Sprache des Kronprinzen und sagte, wenn sie bekannt würde, würde sie einen schlechten Eindruck machen. Der Kronprinz erzürnte sich und verwahrte sich aufs bestimmteste dagegen, daß ihm in solcher Weise der Mund verboten werde, zumal bei solcher Zukunftsfrage. Nur Se. Majestät könne ihm Schweigen gebieten. Da sagte Bismarck, wenn der Kronprinz befehle, werde er gehorchen, worauf dieser erwiderte, er habe ihm gar keine Befehle zu erteilen. Bismarck erklärte, er werde sehr gerne jeder anderen Persönlichkeit Platz machen, die man zur Leitung der Geschäfte für geeigneter hielte, vorläufig aber müsse er seine Prinzipien nach seinem besten Wissen und nach der ihm beiwohnenden Kenntnis aller einschlagenden Verhältnisse festhalten. „Wenn ich vielleicht lebhaft geworden bin," bemerkte nach einiger Zeit der Kronprinz, „dann kommt das daher, daß ich einen solch weltgeschichtlichen Moment nicht mit Gleichgültigkeit betrachten kann[1])."

Infolge dieser Unterredung beschloß der Kanzler, der endlich mit dem Großherzog Friedrich einig geworden war, Bayern beiseite zu lassen und sich zunächst nur an die mit Baden, Hessen und Württemberg vom 15. bis zum 19. November getroffene Vereinbarung zu halten, und berief dann den Reichstag auf den 24., wo Delbrück ihm als Sprecher dienen sollte. Alles das geschah, ohne daß es Preußen für gut fand, Europa um Rat zu fragen, kaum daß es Österreich benachrichtigte, das sich an die Klauseln des Prager Vertrages hätte erinnern können. Der Graf von Beust antwortete, seine Regierung habe nicht die Absicht, sich diesem Vertrage zu widersetzen, der eine logische Folge der Ereignisse sei, wodurch die Leitung des deutschen Bundes Preußen übergeben worden sei, und daß sie rückhaltlos den Plan einer Einigung Deutschlands unter der Ägide Preußens annehme. Er versprach sogar, „eifrig jede Gelegenheit ergreifen zu wollen, mit ihm die herzlichsten Beziehungen zu unterhalten". Einen Monat später schrieb er an Wimpffen, es liege im Interesse der beiden Regierungen, jede Erörterung über den Prager Vertrag zu vermeiden. Man konnte doch wirklich

[1]) Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch.

nicht mehr das Vergangene vergessen, noch zuvorkommender sein. Bismarck nahm diese herzlichen Erklärungen mit sichtlichem Behagen entgegen; vor seinen Getreuen aber drückte er sein Mißtrauen aus und verzieh es Beust nicht, noch immer an eine Vermittlung zu denken und, wenn auch nur schüchtern, zu versuchen, die anderen Mächte zu veranlassen, zugunsten Frankreichs einzugreifen. Was würde er gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß der österreichische Gesandte Freiherr von Bruck unter der Hand dem Prinzen Otto von Bayern riet, seinen Bruder Ludwig zu veranlassen die Wiedererrichtung des Reiches nicht vorzuschlagen?

Jedoch war der König von Bayern davon benachrichtigt worden, daß Baden und Hessen zugestimmt hätten, unter gewissen Bedingungen dem Norddeutschen Bunde beizutreten, die sich auf die direkten Steuern, die Post, Wegegelder und die Unabhängigkeit ihrer Armeen bezogen. Er erfuhr, daß die Einigungsbewegung in seinem eigenen Reiche Fuß fasse, und fragte sich, ob er nicht aus dem Beitritte zum Bunde Nutzen ziehen könne, indem er die badische Pfalz erhielte. Da bedroht der Kanzler, der von diesem Schwanken Kenntnis erhält, die bayrischen Unterhändler mit dem Drucke durch das Volk, mit der Veröffentlichung der Papiere von Cerçay und dem Grolle des Reichstages. Nun wollen sie wohl dem Präsidenten des Bundes größere Rechte geben, verlangen und erhalten aber Vorbehalte über die Gesetzgebung, Post und Telegraphen, sowie den Eintritt in das Komitee für die auswärtigen Angelegenheiten des Bundesrates mit Sachsen und Württemberg, dann den zweiten Rang in Deutschland und bei Abwesenheit des preußischen Ministers den Vorsitz im Bundesrat. Bismarck gesteht das alles zu. Was liegt ihm daran? Es handelt sich vor allem darum, das Ziel zu erreichen. „Ich bin bis über die Ohren in der Arbeit," schreibt er an seine Frau, „aber ich komme mit Bayern und Württemberg zum Abschluß, worüber ich mich freue und die englisch-russische Qual vergesse[1])." Der Generalstab fährt fort, ihn durch seine arrogante Eitelkeit zu beunruhigen, und der Kanzler befürchtet irgend eine unangenehme Überraschung. „Die Regimenter reißen uns durch, nicht die Generäle." Am 23. November gibt auch Württemberg nach, und Bismarck kann ausrufen: „Deutschlands Einigung ist gemacht!" Der Kronprinz findet aber, daß Preußen wenig erlangt hat. „Wir hätten wohl mehr verlangen können," sagt Bismarck, „wie sollten wir es aber anfangen, um es zu erreichen?" — „Nun, mit Gewalt!" — „In dem Falle kann

[1]) Dieses spielt auf die Verlegenheit an, die Gortschakows Note vom 19. November dem Kanzler bereitete, der sich beeilte, den Vertrag von 1856 zu kündigen.

ich Ew. Königlichen Hoheit nur empfehlen, damit zu beginnen die bayrischen Truppen zu entwaffnen, die unter Ihrem Kommando stehen[1])."

Nun handelte es sich darum, die Zustimmung des Reichstags und der vier Parlamente Süddeutschlands zu erlangen. Bismarck war entschlossen, dem Reichstage nicht den geringsten Zusatz zu gestatten und die Annahme zu beeilen. „Wenn man die Einigung jetzt nicht macht, dann ist es für Jahre darum geschehen!" Am 24. November tritt der Reichstag zusammen, und Delbrück macht einen eingehenden Bericht, worauf der Reichstagspräsident Simson mit dem Lobe der deutschen Einigung antwortet, ohne es jedoch bei der Versammlung zu großer Sympathie zu bringen. „Aber Delbrück knetet den parlamentarischen Teig ordentlich, fügt die Hefe des geschichtlichen Patriotismus hinzu und erwärmt ihn im Ofen des Enthusiasmus. Er war zu dieser Zeit der wirkliche Verfertiger der Einigung[2])." Der Kronprinz war aber nicht dieser Ansicht. „Ich erfahre", schrieb er am 9. Dezember, „Delbrücks Vorbringen der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken ist, es war kläglich, als ob er die Kaiserkrone in altes Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen; es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen!"

In dem Texte, der dem Reichstage unterbreitet worden war, hatte der Bundesrat zwei wichtige Änderungen gemacht, die ohne eine Bemerkung angenommen wurden. Das Wort Bund war durch Reich ersetzt worden, und das Wort Präsidium durch Kaiser. Während die Abgeordneten verhandelten, machte Bismarck einen neuen Versuch bei Ludwig II. durch den Grafen Holnstein, den Oberst-Stallmeister des Königs, der nach Versailles gekommen war und sich erboten hatte seinem Herrn einen Brief Bismarcks zu übergeben. Dieser beeilte sich, ihn zu schreiben[3]). Datiert vom 27. November 1870, begann er mit Lobsprüchen und machte aus dem Könige den Fürsten, der im Anfange des Krieges die deutsche Einigung und die Macht Deutschlands geschaffen habe. Dann führte der Kanzler die Gedanken an, die das deutsche Volk bewegten. „Der Kaiser von Deutschland ist für alle ein Landsmann; der König von Preußen ein Nachbar, dem in dieser Eigenschaft keine Rechte zustehen, als die, die durch freiwilliges Zugeständnis ihm durch die Fürsten und die Völker Deutschlands eingeräumt werden. Meines

[1]) Erinnerungen an Bismarck von M. Busch.

[2]) Bismarck von Paul Matter, Bd. III.

[3]) Vgl. die Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 143. — Für mehr Einzelheiten sehe man das Werk von A. v. Ruville, Bayern und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. 1909.

Erachtens gestattet der Titel Deutscher Kaiser für den Präsidenten des Bundes den Staaten leichter einen obersten Chef anzunehmen. Die Geschichte lehrt, daß die großen souveränen Häuser Deutschlands, einschließlich Preußens, das Bestehen eines von ihnen gewählten Kaisers nie als eine Verringerung ihrer eigenen Stellung in Europa betrachtet haben."

Nach Bismarcks Ansicht konnte also König Ludwig II. die der Autorität des Präsidiums zugestandenen Befugnisse leichter einem Deutschen Kaiser als dem Könige von Preußen machen. So verfaßte er denn langsam, in schöner gotischer Schrift den Brief an den König von Preußen, den der König von Bayern Wort für Wort abschreiben sollte. Er empfahl dem Grafen von Holnstein, dem Könige zu wiederholen, daß er sich von dem Gedanken habe leiten lassen, von dem alle durchdrungen seien, daß allein schon der Titel als Deutscher bezeuge, daß die dem Kaiser übertragenen Rechte aus dem freien Entschlusse der Fürsten und der Völker entsprängen und den verbündeten Staaten ihre Rechte vorbehielten. Bismarck legte hierauf besonderen Nachdruck, um die Forderungen des Königs von Bayern zu beschwichtigen, der sehr wünschte, daß der Vorsitz im Staatenbunde erblich zwischen den Hohenzollern und den Wittelsbachern abwechsle. Er brachte noch einen anderen Grund zur Geltung, den Holnstein mit Vertrauen aufnahm. Wenn der König sich nicht beeilte, dem Könige von Preußen die Kaiserkrone anzubieten, dann würde ein anderer deutscher Fürst ihm zuvorkommen und dafür die Ehre und den Vorteil einheimsen. Als improvisierter Diplomat zweifelte Holnstein nicht am Worte Bismarcks und beeilte sich, nach München zurückzukehren.

Ludwig II. empfing ihn nur auf die besondere Versicherung hin, daß er vom Kanzler käme. Dann antwortete er am 2. Dezember dem Grafen Bismarck, er lege hohen Wert auf die ergebenen Gefühle eines solchen Mannes, wie er sei, zu dem ganz Deutschland mit Freude und Stolz die Augen erhöbe. Er willigte ein, den Brief an den König zu schreiben, glücklich einen entscheidenden Schritt zugunsten der nationalen Sache tun zu können, wollte aber die Versicherung haben, daß Bayern seine unabhängige Stellung behalte, die ja vollständig mit einer aufrichtigen Bundespolitik vereinbar sei. Der von Bismarck vorbereitete Brief an den König von Preußen, der von Ludwig II. nur wenig geändert worden ist, lautet: „Nach dem Beitritt Süddeutschlands zu dem deutschen Verfassungsbündnis werden die Ew. Majestät übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken. Ich habe mich zu deren Vereinigung in einer Hand in der Überzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesamtinteressen des deutschen Vaterlandes

und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber im Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Ew. Majestät im Namen des gesamten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben. Ich habe mich daher an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit mir bei Eurer Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde." Zugleich mit diesem Briefe richtete Ludwig II. einen anderen an die deutschen Monarchen, um sie aufzufordern, dem glorreichen König von Preußen die Rechte eines deutschen Kaisers zu übertragen. Er sagte, er sei glücklich, sich durch seine Stellung in Deutschland und die Geschichte seines Landes als berechtigt ansehen zu dürfen, den ersten Schritt zu tun zur Krönung des Werkes der Einigung Deutschlands.

Am Vorabende des neuen Jahres, am 29. Dezember, fügte der König von Bayern den gewöhnlichen Glückwünschen für den König von Preußen den Wunsch hinzu, daß der Souverän dem nationalen Verlangen Deutschlands Genüge tun möge. „Wenn diese Hoffnungen sich erfüllen," fügte er hinzu, „wenn das geeinte Deutschland dahin gelangt, durch eigene Kräfte den äußeren Frieden mit den Grenzen, die alle Sicherheit bieten, zu garantieren, ohne daß dadurch die freie Entfaltung der verschiedenen Glieder des Bundes kompromittiert wird, dann wird die von Eurer Majestät ergriffene entschiedene Haltung bei der Wiederaufrichtung des gemeinsamen Vaterlandes in der Geschichte ewig unvergessen bleiben und Ihnen die ewige Dankbarkeit der Deutschen sichern." Es ist angebracht zu bemerken, wie eindringlich der König von Bayern, obwohl er der Macht der Ereignisse nachgibt und der Bildung des Reiches zustimmt, die Unabhängigkeit seines und anderer Reiche zu erhalten sucht. Er wiederholte übrigens nur, was Bismarck ihn sagen ließ, und wenn er auch durch seinen Brief dazu gezwungen war, den Vertrag zu halten, der sein Volk mit Preußen verband, so glaubte er doch fest an die Aufrechterhaltung der durch die Verfassung gesicherten Rechte. „Meinem Vertrauen in die nationalen Gefühle dieser Dynastien entspricht die peinliche Achtung ihrer Rechte", erklärte vor einigen Monaten Fürst Bülow, kurz vor seinem Scheiden aus dem Amte. „Es ist keinem deutschen Kanzler gestattet, sich je von dem Wege zu entfernen, den Bismarck vorgezeichnet hat."

Als Graf Holnstein mit dem Briefe des Königs nach Versailles zurückkam, den Prinz Luitpold dem König von Preußen überreichte,

drückte ihm Bismarck seine lebhafte Zufriedenheit aus. „Er bildet ein gewichtiges Moment für das Gelingen der schwierigen und vielfach in ihren Aussichten schwankenden Arbeiten ... Der Graf Holnstein hat sich durch Beseitigung der äußeren Hindernisse der Kaiserfrage ein erhebliches Verdienst um den Abschluß unserer nationalen Einigung erworben[1])."

Unterdessen war der Kanzler durch viele Ängste und Nöte gegangen. Er war derart der Eifersüchteleien und der Intrigen überdrüssig, daß er sich in völliger Abgeschlossenheit hielt. „Ich habe keine Seele hier," seufzte er, „mit der ich von Vergangenem und Zukünftigem reden könnte." Man lese diese außerordentlichen Geständnisse, die beweisen, wie gering die Erkenntlichkeit des Königs und der Fürsten gegen den gewesen ist, der soviel für die Einigung Deutschlands gearbeitet und sich abgemüht hat. „Wenn man zu lange Minister ist und dabei nach Gottes Fügung Erfolge hat, so fühlt man deutlich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt; man gewinnt keine neuen Freunde, die alten sterben oder treten in verstimmter Bescheidenheit zurück, und die Kälte von oben wächst, wie das die Naturgeschichte der Fürsten, auch der besten, so mit sich bringt; alle Zuneigungen aber bedürfen der Gegenseitigkeit, wenn sie dauern sollen. Kurz mich friert geistig, und ich sehne mich bei Dir zu sein und mit Dir in Einsamkeit auf dem Lande. Dieses Hofleben erträgt kein gesundes Herz auf die Dauer." Bismarck spielte hiermit unter anderen Kleinlichkeiten auf die Beibehaltung der Uniformen für die Südstaaten an. Und einige Tage darauf schreibt er: „Mich plagen die Fürsten mit ihrer Geschäftigkeit und auch mein allergnädigster mit all den kleinen Schwierigkeiten, die sich für ihn in der sehr einfachen Kaiserfrage an fürstliche Vorurteile und Kinkerlitzchen knüpfen." Gequält und übermüdet war also der Kanzler im Dezember 1870, als Europa glaubte, er triumphiere! Wenn Frankreich, das damals so sehr leiden mußte, hätte wissen können, wie sehr sein ärgster Feind gequält war, würde es einigen Trost für seine eigene Verzweiflung gefühlt haben. Und wenn die Neutralen alle die Schwierigkeiten geahnt hätten, die das Werk Bismarcks bedrohten, dann würden sie ihre Neutralität wohl aufgegeben haben und der Kanzler hätte noch schwerere Sorgen zu kennen bekommen.

Am 10. desselben Monats verlas Delbrück im Reichstage eine Botschaft, durch die der Bundesrat des Norddeutschen Bundes nach vorheriger Verständigung mit Bayern, Württemberg, Baden und Hessen den Entschluß gefaßt hatte, dem Reichstage vorzuschlagen, den Titel

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 146.

der Verfassung des Deutschen Bundes durch die Worte zu ersetzen: „Dieser Bund wird den Namen des Deutschen Reiches führen." Der Vorsitz des Bundes sollte dem Könige von Preußen gehören, der den Titel Deutscher Kaiser erhielte. Der Reichstag nahm auf die Erklärungen Delbrücks und nach Verlesung des Briefes des Königs von Bayern die vorgeschlagene Änderung an und richtete eine Adresse an den König von Preußen, worin erklärt wurde, die Nation werde die Waffen nicht eher niederlegen, als bis der Frieden durch gute Grenzen gegen eine Wiederholung der Angriffe des eifersüchtigen Nachbarn geschützt sei. Die Adresse sagte dann, das Parlament des Norddeutschen Bundes schlösse sich den Fürsten Süddeutschlands an, um Seine Majestät zu bitten, das Werk der Einigung zu Ende zu führen, indem er die Kaiserkrone annähme. Dann beschloß der Reichstag eine Abordnung von dreißig Abgeordneten mit ihrem Präsidenten Simon nach Versailles zu schicken, demselben, der 1849 Friedrich Wilhelm IV. im Namen des Frankfurter Parlamentes die Krone angeboten hatte.

Der Empfang, den Bismarck der Abordnung bereitete, war zuerst etwas frostig, und das wegen der schlechten Laune, in die ihn die Fürsten und Höflinge versetzt hatten. Aber vor der Unterwürfigkeit und der Hochachtung der dreißig Abgeordneten wird der Kanzler milder und beglückwünscht den Reichstag, die dringende Notwendigkeit begriffen zu haben, die die Umstände auferlegt hätten. Der Kronprinz empfing die Abgeordneten mit großer Zuvorkommenheit und führte sie zum König von Preußen, der sie am 18. Dezember in der Präfektur von Versailles in feierlicher Audienz empfing. Die Prinzen seines Hauses standen rechts von ihm, die übrigen Fürsten links. Er sagte, nachdem er die Adrsse angehört hatte, sein erster Gedanke, da er sie auf fremdem Boden, weit von den deutschen Grenzen sähe, wäre der, sich bei der Vorsehung zu bedanken, deren wunderbare Wege sie in der alten Königsstadt Frankreichs vereinigt habe. Dann dankte er dem deutschen Volke für seine treue Anhänglichkeit und Liebe und dem Reichstage für die Gewährung der neuen Mittel für den Krieg, sowie für die entscheidende Abstimmung, wodurch er zur Verwirklichung der deutschen Einigung beigetragen habe. Er habe mit Bewegung den Brief des Königs von Bayern erhalten, der ihn auffordere, die kaiserliche Würde des alten deutschen Reiches wiederherzustellen. Er sei glücklich, in der Adresse des Reichstages die Bestätigung dieses Wunsches zu finden. „Aber nur in dem einhelligen Wunsche der deutschen Fürsten und der freien Städte und auch in der Einhelligkeit der durch die deutsche Nation ausgesprochenen Wünsche erkenne ich die Stimme der Vorsehung, der ich mit Vertrauen Gehorsam schulde." Der Kronprinz beschreibt diese

Szene in seinem Tagebuche folgendermaßen: „Simons Meisterrede entlockte mir helle Tränen, es ist eigentlich kein Auge dabei trocken geblieben, dann Verlesung der Adresse. Die Antwort des Königs erfolgte mit einigem Stocken, da er nicht mehr leicht ohne Brille liest, aber auch vor Rührung mußte er einige Male innehalten. Dann erfolgte die Vorstellung der Abgeordneten. Während der ganzen Feier schoß der Mont Valérien, draußen stand alles in hellen Haufen. Der König war nachher heiter, schien erleichtert und befriedigt. Die künftige Stellung der königlichen Familie ist noch zweifelhaft. Kaiserliche Hoheit widerstrebt mir gründlich." Dieser Widerstand sollte nicht von langer Dauer sein.

Die Parlamente von Baden, Hessen und Württemberg gaben ihre Einwilligung zu der neuen Verfassung vor dem 1. Januar 1871; nur das bayrische Parlament machte allerlei Einwendungen über die Hegemonie Preußens und schien sogar geneigt zu sein, den Vertrag abzulehnen. Dieser Widerstand schien anzudeuten, daß der König von Bayern, der bedauerte nicht erreicht zu haben, daß die Wittelsbacher Dynastie abwechselnd den Vorsitz im Bunde führen sollte, im geheimen der Verwirklichung der Pläne Bismarcks Hindernisse in den Weg legte. Da entschloß sich dieser, mit Zustimmung des Königs Wilhelm, sich darüber hinwegzusetzen und zur Proklamation des Deutschen Reiches zu schreiten, entgegen der Erklärung vom 18. Dezember, worin ein vollständiges Einvernehmen aller Staaten festgesetzt war.

Noch waren aber die größten Schwierigkeiten nicht beseitigt, und Bismarck sollte noch peinlichere Prüfungen bestehen, als die vorhergehenden. „Das deutsche Kaisertum," sagt der Großherzog von Baden in seinem Tagebuche, „das in dem Palaste der Könige Frankreichs geboren wurde, ist, wie alle großen Dinge, in Schmerzen entstanden. Es hat Streit, Zank und Tränen gekannt."

Der Kanzler fuhr fort, sich über die Verlegenheiten und Hindernisse zu beklagen, die ihm vom Hofe und vom Könige selbst bereitet wurden. Der einzige Fürst, der ihn wirklich unterstützte, der Großherzog von Baden, begrüßte bei der königlichen Festtafel am 1. Januar 1871 in der Person des Königs den obersten Herrn des Deutschen Reiches und sah in der Krone dieses Reiches die Garantie einer unwiderruflichen Einigkeit. Er wiederholte den Ruf des Königs von Bayern: „Es lebe Seine Majestät König Wilhelm der Siegreiche!" Der König glaubte noch einmal erklären zu müssen, daß er die Krone nur annähme, wenn alle regierenden Dynastien Deutschlands zustimmten. Dann nahm er den Großherzog bei Seite und sagte: „Du hast nach Kräften an der Einigung Deutschlands mitgearbeitet, ich danke Dir!" Aber das

alte ehrwürdige Deutsche Reich, das der Großherzog von Baden schon mächtig und verjüngt entstehen sah, zögerte sich zu bilden. Wenn der Kronprinz mit überraschender Ungeduld die Sache überstürzen wollte, so schien der König weniger begierig. Er betrachtete die Umwandlung seines Titels König in den eines Kaisers wie eine Art Erniedrigung oder Schwächung. Er teilte seine Sorgen der Königin mit: „Ich war so verstimmt, daß ich auf dem Punkte war, zurückzutreten und alles Fritz zu übergeben." Er erinnerte sich des Widerstrebens Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1849, und obwohl er heute auf die günstige Stimme der verbündeten Fürsten rechnen konnte, wurde es ihm doch schwer, den preußischen Titel aufzugeben. In Wirklichkeit fürchtete er, nicht mehr dieselben Rechte, dieselbe Gewalt, dieselbe Autorität zu haben. Er scheute die Übergriffe des Parlamentes, die Ansprüche der Könige, von denen er wünschte, daß sie nur Vasallen sein sollten, die ihm zur Verfügung stehen müßten. Er konnte nicht, wie der Kanzler, leicht notwendige Zugeständnisse machen und blieb den alten Traditionen des Königtums treu.

Am 14. Januar endlich schrieb der König an die deutschen Fürsten, daß er zustimme, die kaiserliche Würde anzunehmen, und sagte, um ihnen völlige Sicherheit zu geben, er habe die feste Absicht, durch Gottes Gnade als deutscher Fürst der treue Beschützer aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze des Vaterlandes zu halten. Am 15. Januar gab er seine Zustimmung dazu, das Deutsche Reich in der Spiegelgalerie zu proklamieren, und überließ es dem Kronprinzen, die Zeremonie vorzubereiten. Nun war ein großer Schritt vorwärts getan. Doch war noch nicht alles beendet. Es entstanden wegen des Titels noch allerlei Schwierigkeiten, die bis zum Morgen der Kaiserproklamation selbst dauerten. Der König, der solange König von Preußen hatte bleiben wollen, nahm es nun an, Kaiser zu sein; doch wies er, aus Furcht seine Macht beschränkt zu sehen, den Titel Deutscher Kaiser zurück, den der König von Bayern und die Fürsten vorgeschlagen und der Reichstag angenommen und in die Verfassung gesetzt hatte. Er wollte zum Kaiser von Deutschland ausgerufen werden, was nach seiner Meinung alle seine Rechte besser zum Ausdruck brachte. Über diesen Gegenstand fand zwischen dem Könige, dem Kronprinzen und Bismarck eine lange und heftige Unterredung statt. Der Großherzog von Baden und der Kronprinz unterstützten den Kanzler in diskreter Weise, aber wenn es auch noch so diskret geschah, es beleidigte den alten Souverän doch. Wäre er mit seinem Sohne allein gewesen, würde der Streit nicht so heftig geworden sein, aber vor dem Kanzler wollte er nicht zugeben, daß der Kronprinz nicht völlig seiner Meinung sei.

Er sagte mit Nachdruck, er wolle „Kaiser von Deutschland" sein, oder gar nicht Kaiser sein. Bismarck bemerkte mit Ruhe und Geduld, daß die adjektivische Form „Deutscher Kaiser" und die genitivische „Kaiser von Deutschland" sprachlich und zeitlich verschieden seien. Man hätte Römischer Kaiser, nicht Kaiser von Rom gesagt; der Zar nenne sich nicht Kaiser von Rußland, sondern Russischer Kaiser. Der König bestritt dies. Bismarck blieb dabei, aber der König wollte es nicht zugeben. Unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. hätte auf den preußischen Talern nicht Borussiae rex sondern Borussorum rex gestanden, und schließlich involviere der Titel Kaiser von Deutschland einen landesherrlichen Anspruch auf nichtpreußische Gebiete — was König Wilhelm im geheimen wollte —, die Fürsten seien aber nicht geneigt das zuzugeben. Der Brief des Königs von Bayern sagte, daß die Ausübung der Präsidialrechte mit der Führung des Titels eines Deutschen Kaisers verbunden seien, und Bismarck hielt um so mehr darauf, als er der Verfasser dieser Erklärung war und der Bundesrat den Titel angenommen und in die neue Fassung der Konstitution gesetzt hatte. Er wußte auch recht gut, daß man alles wieder von vorn beginnen müsse, wenn der Titel nicht angenommen würde; unter den obwaltenden Umständen mußte man suchen, der Sache ein Ende zu machen. Der Streit zwischen König und Kanzler war recht lebhaft, da den König alle diese Einzelheiten und Einwendungen ungeduldig machten.

Der Kronprinz erzählt hierüber in seinem Tagebuche unter dem 17. Januar: „Nachmittags beim König eine Sitzung von Bismarck, Schleinitz und mir von drei Stunden in überheiztem Zimmer über Titel, Thronfolge usw. Bei Beratung des Titels bekennt Bismarck, daß bereits bei Beratung der Verfassung die bayerischen Bevollmächtigten das ‚Kaiser von Deutschland' nicht hätten zulassen wollen und daß er endlich ihnen zuliebe, aber allerdings *ohne Se. Majestät vorher zu fragen*, die Formel „Deutscher Kaiser" zugestanden habe. Diese Bezeichnung mißfiel dem König ebenso wie mir, aber vergeblich. Bismarck suchte zu beweisen, daß „Kaiser *von* Deutschland" eine Territorialmacht bedeute, die wir über das Reich gar nicht besäßen, während „Deutscher Kaiser" die natürliche Konsequenz des Imperator Romanus sei. Wir mußten uns fügen, jedoch soll im gewöhnlichen Sprachgebrauch das „von Deutschland" zur Anwendung kommen, die Anrede sein „Ew. Kaiserl. und Königl. Majestät", niemals das K. K. gebraucht werden. Da wir also bekennen, keine Territorialmacht über das Reich zu besitzen, so ist der Träger der Krone nebst seinem Erben gewissermaßen aus der königlichen Familie von Preußen allein herausgenommen, und da-

durch wird meine Ansicht hinfällig, daß unsere gesamte Familie den kaiserlichen Titel erhalten soll. Nun lange Debatte über das Verhältnis von Kaiser zu Kaiser, weil Se. Majestät der alten preußischen Tradition zuwider einen Kaiser höher stellt. Beide Minister widersprechen mit mir unter Berufung auf die Archive, wonach Friedrich I. bei Anerkennung des Zaren als Kaiser ausdrücklich hervorhob, daß derselbe niemals den Vorrang vor dem preußischen König haben dürfe. Friedrich Wilhelm I. habe selbst verlangt, bei der Begegnung mit dem deutschen Kaiser gleichzeitig mit demselben in ein Zelt einzutreten, das zwei Türen besaß, und endlich hob Bismarck hervor, daß Friedrich Wilhelm IV. nur aus der bekannten, ihm persönlich eigentümlichen Demut vor Österreich das Prinzip der Unterordnung unter das erzherzogliche Haus jenes Kaiserstaates eingeführt habe. Der König aber erklärte, da Friedrich Wilhelm III. bei Begegnung mit Alexander I. bestimmt habe, daß letzterem als Kaiser der Vortritt gebühre, auch gegenwärtig der Wille des königlichen Vaters für ihn maßgebend sei. Als indes im Laufe der Verhandlung bestimmt wurde, daß unsere Familie ihre gegenwärtige Stellung beibehalten solle, sprach der König wieder das Verlangen aus, die Gleichstellung derselben mit den kaiserlichen Häusern auszudrücken. Schließlich ward nichts hierüber festgesetzt und der Beschluß bis zum Frieden oder einer etwaigen Krönung aufgeschoben. Von Reichsministern war keine Rede, Bismarck wird Reichskanzler, wiewohl ihm die gleichnamige Bezeichnung mit Beust so zuwider, daß er rief, er käme dadurch in eine zu schlechte Gesellschaft. Die Reichsfarben machen wenig Bedenken, da, wie der König sagte, sie nicht aus dem Straßenschmutz entstiegen."

Bismarck, den viele Stellen des Tagebuches geärgert hatten, versuchte die Echtheit bei seinem Erscheinen zu bestreiten. Er zeigte die größte Feindschaft gegen den Rat Geffken, der es in der Deutschen Rundschau vom 1. Oktober 1888 veröffentlicht hatte und erreichte, daß er angeklagt wurde, ein Dokument von größter Wichtigkeit gefälscht zu haben. Geffken wurde aber freigesprochen. In der Überzeugung, daß das Tagebuch des Kronprinzen gefälscht sei, hatte Bismarck am 23. September 1888 einen Bericht an Wilhelm II. gemacht, worin er seiner Entrüstung gegen den Fälscher, den hanseatischen Welfen, einen „verbitterten Streber", der sich seit 1866 verkannt glaubte, Ausdruck gab[1]). Aus den Anklagen Bismarcks gegen das Tagebuch des Kronprinzen muß man zunächst die Furcht festhalten, die ihm die Erinnerung an die liberale Regierung eines Fürsten eingeflößt hatte, der mit ihm uneinig

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 143.

war; dann ist es die Beleidigung des Gedächtnisses Friedrichs III., von dem der Kanzler gesagt hatte, er sei 1870 „von politischen Verhandlungen ferngehalten worden, weil der König die Indiskretionen gefürchtet habe, die nach England hin stattfinden könnten, das noch voller Sympathien für Frankreich war, und auch weil er eine Abnahme der Begeisterung bei den Verbündeten fürchtete, wegen des noch zu fernen Zieles und wegen der Gewaltmittel, die dem Kronprinzen von politischen Ratgebern zweifelhafter Kompetenz geraten worden waren". So nahm also der Kanzler an, der Kronprinz sei fähig, Staatsgeheimnisse zu verraten und sich aus Launenhaftigkeit der Bildung des Reiches zu widersetzen. Wer von den beiden ist da wohl der Majestätsbeleidigung schuldig, Geffken oder er?

Man begreift, wie sehr diese Einzelheiten, denen König Wilhelm so große Wichtigkeit beilegte, den Kanzler ärgern und aufregen mußten, der sie für nebensächlich ansah und sich darüber wunderte, daß der Souverän sich dabei aufhielt. Der Kronprinz kommt in seinem Tagebuche wieder darauf zurück, wie der König bedauert habe, seinen Titel ändern zu sollen. „Man sah," sagt er, „wie schwer es ihm wurde, morgen von dem alten Preußen, an dem er so festhält, Abschied nehmen zu müssen. Als ich auf die Hausgeschichte hinwies, wie wir vom Burggrafen zum Kurfürsten und dann zum König gestiegen seien, wie auch Friedrich I. ein Scheinkönigtum geübt und dasselbe doch so mächtig geworden, daß uns jetzt die Kaiserwürde zufalle, erwiderte er: „Mein Sohn ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stand der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und nur zu Preußen halte[1]). Ich sage, er wie seine Nachkommen seien berufen, das gegenwärtig hergestellte Reich zur Wahrheit zu machen."

Was der Kronprinz nicht berichtet ist, wie der König, als er eine historische Anführung des Kanzlers betreffend den Vorrang unterstützte, auf den Tisch schlug und rief: „Und wenn es so gewesen wäre, so befehle ich jetzt, wie es sein soll!" Dann stand er auf, trat ans Fenster und wendete den am Tisch Sitzenden den Rücken zu. Nach dem Großherzog von Baden, der diese Szene in seinem Tagebuche erzählt, soll der König gesagt haben: „Dieser Tag wird der schlechteste meines Lebens

[1]) In seinen Erinnerungen: Mon Ambassade en Allemagne erzählt der Vicomte de Gontaut-Biron, Fürst Bismarck sage nie Kaiser oder Kaiserin, sondern immer König und Königin. Gontaut-Biron sprach darüber mit Deutschen, die ihm antworteten, der Kaiser hielte sehr darauf, in Berlin der König von Preußen zu sein, als wolle er es nicht in Vergessenheit geraten lassen, daß Deutschland eine Eroberung Preußens sei. Sie sagten ferner, der König würde jedesmal ernst, fast traurig, wenn er mit Kaiser angeredet werde, und bei der Kaiserin sei dies Gefühl noch deutlicher ausgeprägt.

sein, wenn es nicht der morgige ist." Der König soll sogar die Zeremonie haben abbestellen wollen, sich aber darein ergeben haben, mit den Worten: „Meinetwegen, ich danke aber nach dem Frieden ab!" Diese peinliche Sitzung dauerte mehrere Stunden, und man ging auseinander, wobei es den Anschein hatte, als ob die Titelfrage keine Schwierigkeiten mehr bereiten könne. Das war im Grunde aber nicht die Ansicht des Kanzlers, der sich dessen wohl versah, daß der König noch nicht auf den Titel eines Kaisers von Deutschland verzichtet hätte.

Am Morgen des 18. selbst traf Bismarck den Großherzog von Baden und fragte ihn, welchen Titel er dem Könige geben werde. „Als Kaiser von Deutschland, nach Befehl Sr. Majestät!" antwortete der Großherzog. Er vertraute ihm an, daß er einen Brief erhalten habe, worin ihm vorgeschrieben würde, so zu handeln, trotz des Widerstandes des Kanzlers. Da erging sich Bismarck in bitteren Klagen über seinen Herrn, der es ihm unmöglich mache, seine Aufgabe zu erfüllen, und sagte zum Großherzog: „Wenn der König das befohlen hat, dann habe ich auch nichts mehr hinzuzusetzen. Ich überlasse es Ihrem Urteile, die Frage zu lösen." In seinen Erinnerungen führt er es so an: „Ich machte verschiedene Argumente geltend, daß das abschließende Hoch auf den Kaiser in dieser Form nicht ausgebracht werden könnte, darunter war das ausschlaggebendste meine Berufung auf die Tatsache, daß der künftige Text der Reichsverfassung bereits durch einen Beschluß des Reichstages in Berlin präjudiziert sei. Die in seinen konstitutionellen Gedankenkreis fallende Hinweisung auf den Reichstagsbeschluß bewog ihn, den König noch einmal aufzusuchen." Es war im Schlosse von Versailles selbst, wo der Großherzog diesen kühnen letzten Versuch wagte.

Das Datum des 18. Januars war vom Könige auf Ersuchen des Kronprinzen angenommen worden, weil es der Jahrestag der Krönung des ersten Königs von Preußen war, an dem in Berlin alljährlich das Ordensfest im königlichen Schlosse gefeiert wird, um die Erinnerung an diese Krönung zu verewigen. Die Spiegelgalerie war vom Kronprinzen gewählt worden, der schon am 19. September geschrieben hatte: „Beim Betrachten der Prunkgemächer, in welchen so viel Unheil für Deutschland beschlossen wurde und in denen die Verhöhnung seines Zerfalles bildlich dargestellt ist, hege ich die feste Hoffnung, daß gerade hier die Wiederherstellung von Kaiser und Reich gefeiert werde."

Ich bemerke, daß in den so eingehenden Notizen des Generals Monts über seine Unterredungen mit Napoleon dieser historischen Szene nie Erwähnung getan worden ist. Sie hat auf Napoleon einen sehr peinlichen Eindruck machen müssen, es ist daher natürlich, daß er

sich wohl gehütet hat, mit einem ergebenen Diener des neuen Kaisers darüber zu sprechen.

Schon am Morgen eines bleichen und kalten Tages begaben sich die Abordnungen der verschiedenen Truppenkörper und die Militär- und Zivilbehörden zum Schlosse von Versailles, um sich um 10 Uhr in den großen Gemächern des linken Flügels aufzustellen, der auf die Orangerie geht. In der Mitte der Spiegelgalerie an die Fenster gelehnt, die nach dem Park zu liegen, unter der Wölbung, die viermal das Antlitz des Sonnenkönigs zeigt, mit der stolzen Devise: „Nec pluribus impar", bei der Merkurstatue, die gegenüber der Minervastatue ist, war ein Altar mit roter Decke errichtet worden, den das symbolische Eiserne Kreuz überragte. Um den Altar stellten sich die Armeeabordnungen. Der Wagen des Königs, begleitet von Gendarmen, fuhr über den Place d'Armes, der mit Rinder- und Hammelherden angefüllt war, die ein pittoreskes, aber wenig feierliches Spalier bildeten. Um ein Uhr betrat der König unter Vorantritt der Grafen Pückler und Perponcher den Palast; ihm folgten die Prinzen des königlichen Hauses und die erblichen Fürsten. Als er etwas außer Atem im Fürstensalon ankam, näherte sich ihm der Großherzog von Baden und hielt es für angebracht, ihn zu bitten, es bei der am Tage vorher gefaßten Entscheidung bewenden zu lassen. Der König nahm seine Ratschläge sehr übel auf und erging sich in heftigen Anschuldigungen gegen den Kanzler. Der Großherzog schlug darauf vor, er wolle das Hoch so ausbringen, daß keiner der strittigen Titel zur Anwendung käme. „Mach das, wie du willst," erwiderte der König zornig. „Ich werde mich später nennen, wie ich will und nicht wie Bismarck will!" Dann trat er in die Spiegelgalerie und setzte sich dem Altar gegenüber nieder, und der Gottesdienst begann. Der Divisionsprediger Pastor Rogge hielt eine Ansprache, worin der historische Charakter dieser Zeremonie bezeichnet wurde. Nach dem Tagebuche des Kronprinzen wurde natürlich auf den Ehrgeiz Ludwig XIV. angespielt[1]).

Dann sang ein Soldatenchor das Lied: Nun danket alle Gott. Als der Gottesdienst beendigt war, nahm der König sehr bewegt auf der Estrade Platz, die am Ende der Galerie neben dem Kriegssaale errichtet war. Dort waren die sechzig Fahnenträger der Regimenter des dritten Armeekorps versammelt. Der offizielle Maler Anton von Werner hat diese Szene dargestellt, — „das größte Ereignis des Jahrhunderts" haben es die deutschen Zeitungen mit Emphase genannt. — Ich habe das Bild in der Ruhmeshalle in Berlin gesehen, die zum Ruhme

[1]) Vgl. Oncken, Unser Heldenkaiser, und das Werk von Toeche-Mittler.

der deutschen Armeen errichtet worden ist, deren Statuen und Dekorationen keinen anderen Anspruch machen, als kolossal zu sein, was im allgemeinen das Charakteristische an deutschen Kunstwerken ist. Rechts neben dem Könige steht der Kronprinz, links sein Bruder, Prinz Carl, um ihn herum die Prinzen Adalbert, die Großherzöge von Sachsen, von Oldenburg und von Baden, die Herzöge von Coburg, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Altenburg, die Prinzen Otto und Luitpold von Bayern, Prinz Wilhelm und Herzog Eugen von Württemberg, der Herzog von Holstein und Prinz Leopold von Hohenzollern, die lebende Ursache des Krieges. Hinter dem Könige die Fahnenträger des ersten Garderegiments und neben der Estrade die riesigen weißen Kürassiere mit gezogenem Säbel. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo der General von Blumenthal, der Generalstabschef des dritten Armeekorps, Freiherr von Schleinitz, Minister des königlichen Hauses, Delbrück, der Vorsitzende der Bundeskanzlei, General von Fabrice, General von Voigts-Rhetz, Herr von Brauchitsch, der Präfekt von Seine et Oise, und Offiziere jeden Ranges, aus denen die Versammlung besteht, dem neuen Kaiser zujauchzen. Die Fahnen senken sich, Säbel werden geschwungen, Helme emporgehoben, und alle stoßen denselben Ruf aus. Auf der dritten Stufe der Estrade steht Wilhelm I., in der Uniform seiner Garde, den Helm in der rechten Hand, er steht hochaufgerichtet, als genösse er seinen Triumph. Ganz nahe bei ihm steht stolz erhoben in seiner hohen Gestalt der Kronprinz, in der einen Hand den Helm, die andere auf den Degen gestützt. Gegenüber dem Kaiser und seinem Sohne, vor einer Gruppe von Offizieren, verneigt sich der Feldmarschall Moltke; dann Graf von Bismarck, in weißer Kürassieruniform, der keinen Zoll seiner hohen Gestalt verliert, in der einen Hand hält er den Text der Kaiserproklamation, in der anderen seinen Helm. Mit sonderbar festem Blicke schaut er auf den, der ihm seine Krone verdankt. Er scheint allen zu sagen: „Me, me adsum, qui feci!“

Bevor der König von Preußen proklamiert und begrüßt wurde, hatte er den anwesenden Fürsten eine Rede vorgelesen, worin er den deutschen Fürsten und den freien Städten seinen Dank dafür abstattet, sich der Aufforderung angeschlossen zu haben, die ihnen der König von Bayern hatte zugehen lassen, der Krone Preußens für ihn und seine Nachfolger die kaiserliche Würde hinzuzufügen. Er nähme diese Würde an und teile dem deutschen Volke diesen Entschluß in einer Proklamation mit, die er dem Grafen Bismarck vorzulesen befahl. Graf Bismarck las nun mit geschäftsmäßiger Stimme die Proklamation vor, durch die Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, kundtat: „Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an

Uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorhergesehen sind, bekunden Wir hiermit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesamte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger in der Krone Preußens fortan den Kaisertitel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen."

Der neue Kaiser nahm die kaiserliche Würde an im Einverständnisse mit dem Deutschen Bunde, und versprach die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken, unter Wahrung eines dauernden Friedens „innerhalb der Grenzen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren werden". Er erbat von Gott „immer Mehrer des Reichs zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!" Diese Proklamation wurde mit stürmischem Jubel begrüßt. Die anwesenden Abgeordneten konnten bemerken, daß von einem Votum des Reichstags oder der anderen Parlamente nicht ein einziges Mal die Rede gewesen war. Man wartete noch auf das Bayerns, das sich erst drei Tage später aussprach, mit 102 gegen 48 Stimmen. Es mag auch erwähnt werden, daß die Kaiserproklamation die Worte „Kaiserreich Deutschland" enthielt, die aber in der offiziellen Proklamation durch „Deutsches Reich" ersetzt wurden. Der Moniteur officiel de Seine et Oise, das Organ des Königs von Preußen, berichtete irrtümlich, der Großherzog von Baden habe nach der Rede und der Proklamation den Souverän als „Kaiser von Deutschland" begrüßt. In Wirklichkeit schritt der Großherzog, der den König von Bayern vertrat, bis zum Fuße der Estrade vor und wich jeder Schwierigkeit aus, indem er das Hoch nicht zu Ehren des Kaisers von Deutschland, noch des Deutschen Kaisers, sondern auf den Kaiser Wilhelm ausbrachte. Dieses Hoch wurde dreimal wiederholt, dann umarmte der neue Kaiser, der seine Ruhe wiedererlangt hatte, seinen Sohn und die Mitglieder seiner Familie und gab den anderen Fürsten, die ihn umgaben, die Hand. Dann empfing er oben auf der Estrade die Ehrenbezeugung der Minister und der hauptsächlichsten Offiziere. Hier-

auf ging er unter Vorantritt der Großwürdenträger des Hofes und sämtlicher Fürsten vor den verschiedenen Abordnungen vorüber, wobei er an die hervorragenden Persönlichkeiten und sogar an einfache Soldaten liebenswürdige Worte richtete. Nur Bismarck wurde, zur Überraschung aller, von diesen Glückwünschen ausgeschlossen.

„Se. Majestät hatte mir den Verlauf der Dinge so übel genommen, daß er beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten mich, der ich allein auf dem freien Platze davorstand, ignorierte, an mir vorüberging, um den hinter mir stehenden Generälen die Hand zu bieten." Der kaiserliche Zug ging langsam unter den Klängen der Militärmusik, die die Nationalhymne spielte, durch die Spiegelgalerie, während die Blicke der Anwesenden sich auf die Gemälde Le Bruns hefteten, die im Giebel den Übergang über den Rhein darstellten, und während Neugierige die Vorhänge beiseite schoben, die das große Marmormedaillon verdeckten, wo Ludwig XIV. auf seine niedergeworfenen Feinde einsprengt... Diese Feierlichkeit hatte offenbar den Charakter einer historischen Vergeltung der Deutschen gegen den großen König angenommen, aber wie groß unsere Niederlage auch gewesen sein mag, der Ruhm Ludwigs XIV. bleibt unauslöschlich. Wir sind ja auch nicht die einzige Nation, die das Schwanken des Glücks kennen gelernt hat, und es ist noch nicht so lange her, daß der siegreiche Napoleon die Säule von Roßbach zerstört hat.

Unter den Zuschauern der Zeremonie vom 18. Januar befanden sich Leute aus Süddeutschland, die es bedauern mochten, daß man als Gründungstag des Reiches den Jahrestag einen den Hohenzollern eigenen Tag gewählt hatte, was gewissermaßen andeutete, daß das Deutsche Reich nur eine Vergrößerung Preußens sei. König Wilhelm hatte das wenigstens so verstanden, und darum war, im Wunsche sein eigenes Königreich zu erhöhen, sein Ehrgeiz beleidigt, weil er nicht offen als absoluter Herr aller der verbündeten Staaten anerkannt worden war. Hierfür ist der Brief ein Beweis, den er am Tage der Proklamation an die Kaiserin Augusta geschrieben hatte: „Eben kehre ich vom Schloß nach vollbrachtem Kaiserakt zurück! Ich kann Dir nicht sagen, in welcher moroser Emotion ich in diesen letzten Tagen war, teils wegen der hohen Verantwortung, die ich nun zu übernehmen habe, teils und vor allem über den Schmerz, den preußischen Titel verdrängt zu sehen! In einer Konferenz gestern mit Fritz, Bismarck und Schleinitz war ich zuletzt so moros, daß ich drauf und dran war, zurückzutreten und Fritz alles zu übertragen! Erst nachdem ich in inbrünstigem Gebet mich an Gott gewendet habe, habe ich Fassung und Kraft gewonnen! Er wolle geben, daß so viele Hoffnungen und Erwartungen durch mich in Er-

füllung gehen mögen, als gewünscht wurde! An meinem redlichen Willen soll es nicht fehlen[1])!" Man wird dieselben Eindrücke im Tagebuche des Kronprinzen finden, wo es eine wirkliche Seite Geschichte ist: „18. Januar. Die langjährigen Hoffnungen unserer Voreltern, die Träume deutscher Dichtungen sind erfüllt, befreit von den Schlacken des heiligen römischen Unsegens, steigt ein an Haupt und Gliedern reformiertes Reich unter dem alten Namen und den 1000jährigen Abzeichen aus 60jähriger Nacht hervor. — Die gute Nachricht von Werders Sieg bei Chenebières wirkt auf den König erleichternd; als Moltke eben die Depesche verlesen hatte, erklang die Musik, welche die sechzig Standarten geleitete, dieser Anblick stimmte ihn heiterer, ich hatte, auf diesen Eindruck bestimmt rechnend, befohlen, daß der Umweg gemacht werde und der Zug gerade zur Vortragsstunde vor der Präfektur vorbeikommen mußte. Ein Sonnenstrahl durchbrach in diesem Augenblick die Wolken. Die Feier war einzig." Der Kronprinz bedauert nur, daß der Befehl, den Helm zum Gebete abzunehmen, vergessen worden sei. „Nachdem Se. Majestät eine kurze Ansprache an die deutschen Souveräne verlesen, trat Bismarck vor und verlas in tonloser, ja geschäftlicher Art die ‚Ansprache an das deutsche Volk'; bei den Worten ‚Mehrer des Reiches' bemerkte ich eine zuckende Bewegung in der ganzen Versammlung, die sonst lautlos blieb. Nun trat der Großherzog von Baden mit der ihm so eigenen, natürlich ruhigen Würde vor und rief laut: ‚Es lebe Se. Kaiserl. Majestät, der Kaiser Wilhelm!' — ich beugte ein Knie vor dem Kaiser und küßte ihm die Hand, worauf er mich aufhob und mit tiefer Bewegung umarmte. Darauf Cour. Beim Diner sagte Se. Majestät nur, ich solle von nun ‚Kaiserl. Hoheit' angeredet werden, wenn ihm mein Titel auch noch nicht bekannt sei. Abends waren sämtliche Fürsten bei mir, die Versailler verstanden die Sache so, als werde der König zum Kaiser von Frankreich ausgerufen. Die erste Anrede ‚Kaiserl. Hoheit' erschreckte mich förmlich." Diese Schüchternheit dauerte nicht lange, sie setzt aber bei einem Prinzen in Erstaunen, der sich so ungeduldig gezeigt hatte, das Reich wiedererstehen zu sehen, und die Monarchen des Südens mit Gewalt zur Stellung einfacher Fürsten oder Herzöge herabdrücken wollte.

Man kann feststellen, daß der Kronprinz mit keinem Worte die eisige Haltung des Kaisers Bismarck gegenüber erwähnt. Doch war sie sehr aufgefallen, was begreiflich ist. Wenn einer Bismarck dafür dankbar sein mußte, die so wichtige und schwierige Aufgabe der Einigung Deutsch-

---

[1]) Oncken, Unser Heldenkaiser. — Dieser Brief bestätigt die Angaben des Großherzogs von Baden.

lands zum guten Ende geführt zu haben, dann war es der Kaiser. Er war es nicht, wenigstens nicht in der feierlichen Stunde, wo vor allem er es hätte sein müssen. Obgleich Frankreich mehr als jedes andere Land darunter hat leiden müssen, wäre es doch kindisch, das zu leugnen. Gewisse deutsche Staatsmänner, die nicht imstande gewesen wären, den zehnten Teil dessen zu leisten, was Bismarck geleistet hat, hatten ihm vorgeworfen, nur wenig erreicht zu haben, worauf der Kanzler antwortete: „Wer das behauptet, hat vielleicht recht, aber er zieht das nicht in Berechnung, worauf ich den größten Wert gelegt habe, daß alle Partner mit mir zufrieden seien. Verträge sind nichts wert, wenn die Leute, die sie unterschreiben, gezwungen werden. Und ich weiß, daß diese Leute zufrieden fortgegangen sind ... Der König war auch nicht zufrieden. Ich habe seine Zustimmung nur dadurch erlangt, daß ich ihn ein Eingreifen Englands befürchten ließ. Er fand, daß ein solcher Vertrag keinen Wert habe. Das ist nicht meine Ansicht. Ich betrachte ihn als das Wichtigste, das wir in den letzten Jahren erreicht haben. In bezug auf den Kaisertitel habe ich es nur dadurch erlangen können ihn von den Bevollmächtigten zur Annahme zu bringen, daß ich ihnen zeigte, wieviel leichter und angenehmer es für ihre Souveräne sei, gewisse Privilegien dem Kaiser von Deutschland zuzugestehen, als dem benachbarten König von Preußen." Man kann kühn behaupten, daß ohne die Beibehaltung der eigenen Persönlichkeit für die deutschen Dynastien, wie es kürzlich Fürst Bülow bei der Einweihung der Büste Bismarck in der Walhalla hervorhob, die Einigung im Jahre 1871 nicht zustande gekommen wäre. So mußte man ihn also zu der Stunde laut beglückwünschen und nicht ihn wie einen kleinen Beamten behandeln. Das deutsche Volk ist ihm gegenüber gerechter gewesen.

Wie man sich denken kann, war der Kanzler sehr beleidigt. Am 21. Januar schrieb er an seine Frau und bat sie um Entschuldigung, daß er so lange nichts habe von sich hören lassen: „Aber diese Kaisergeburt war eine schwere, und Könige haben in solchen Zeiten ihre wunderlichen Gelüste, wie Frauen bevor sie der Welt hergeben, was sie doch nicht behalten können. Ich hatte als Akkoucheur mehrmals das dringende Bedürfnis, eine Bombe zu sein und zu platzen, daß der ganze Bau in Trümmer gegangen wäre ...!" An Stelle der Glückwünsche, die dem Kanzler mit voller Berechtigung am 18. Januar 1871 hätten zuteil werden müssen, hatte er eine wirkliche Vergeltung in der persönlichen Genugtuung, die er empfand, das Gebäude der Einigung bis zum Giebel aufgeführt zu haben, und das unter den schrecklichen Bedingungen, die er selbst vorauszusagen gewagt hat. Was kümmerten ihn Tod und Zerstörung, wenn er nur sein Ziel erreichte? Dieser wilde Arbeitsmann ging kalt

an sein Werk, mit blutigen Armen. Während die Fürsten und Höflinge, die Generäle und die Soldaten die ganze Nacht des 18. Januars die Errichtung des Deutschen Reiches und die deutsche Einigung feierten, versammelten sich beim Morgengrauen des 19. neunzigtausend Mann der Pariser Garnison, Linientruppen, Mobilgarden und Nationalgarden in drei großen Kolonnen beim Mont Valérien unter dem Befehle Vinoys, Bellemares und Ducrots. Gleich am Morgen nahm das Korps Vinoys die Verschanzung von Montretout weg und ging bis Buzenval vor; da aber die Artillerie, die durch aufgeweichtes Land mußte, stecken blieb, konnte sie den kühnen Angriffen des Fußvolkes die nötige Unterstützung nicht gewähren. Der Park, in dem die Deutschen hinter Mauern mit Schießscharten versteckt lagen, konnte nicht genommen werden. Doch behielten bei diesem Ausfalle, der der letzte sein sollte, die französischen Truppen die eroberte Verschanzung bis zum Abend und ehrten durch einen schönen Widerstand diese letzte Anstrengung der belagerten Hauptstadt. Der Brand von Saint-Cloud, das die Deutschen angesteckt hatten, zerstörte eine Woche lang eine hübsche Stadt; es war die letzte brutale Tat der Eroberer und wie das Morgenrot eines Kaiserreiches, das durch Feuer und Schwert, igne et ferro, geschaffen wurde.

Am 24. Januar begrüßte Rußland auf der Londoner Konferenz Wilhelm I. als Kaiser, um sich bei Preußen dafür zu bedanken, daß es den Vertrag von 1856 hatte zu seinen Gunsten brechen dürfen, und die anderen Mächte, mit Ausnahme von Frankreich, beeilten sich, den kaiserlichen Titel anzuerkennen. „Das Deutsche Reich entstand aus dem Nationalitätensystem, wie das Kaiserreich Napoleons aus der französischen Revolution hervorgegangen war. Es lag auf dem Kontinent wie eine immerwährende Drohung und trug den Keim schrecklicher Konflikte in sich, aber Europa schwieg und billigte es." Diese Billigung, dieses Schweigen hatte Bismarck vorausgesehen. Bei dem Spiele, das er unerschrocken begonnen hatte, waren seine Berechnungen richtig und sein Gewinn ausschlaggebend gewesen. Das Ziel, das er sich seit so langer Zeit gesteckt und mit unüberwindlicher Geduld verfolgt hatte, war endlich erreicht. Alle Hindernisse hatte er, eins nach dem anderen, beseitigt. Einen Monarchen, der keine Abenteuer wollte, hatte er zu bestimmen vermocht, seine Kühnheit und sein Vertrauen zu teilen. Die deutschen Könige und Fürsten, die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig waren, hatte er durch die gefährliche Drohung gefügig gemacht, ihre früheren Intrigen mit dem Auslande enthüllen zu wollen. Er hatte ein mißtrauisches und eifersüchtiges Europa unterworfen. Die Einigung, die er stückweise herstellte, hatte er vollendet, indem er die notwendigen Feindseligkeiten hervorrief und dabei in geschickter Weise

den Glauben erweckte, Preußen sei herausgefordert worden. Den glühenden Patriotismus der Deutschen hatte er nicht nur dazu benutzt, Krieg zu führen, sondern auch zur Bildung des Reiches, was der Süden ursprünglich verweigert hatte. Die Kaiserkrone, die sein Herr mißachtete, hatte er ihn allmählich sehnlichst wünschen lassen. Und als der definitive Frieden endlich geschlossen wurde, wie er ihn haben wollte, unerbittlich, blieb Europa gleichgültig oder eingeschüchtert, und ließ ihn gewähren[1]).

[1]) Wegen weiterer Einzelheiten sehe man die Werke H. von Sybels, O. Lorenz' und Ernst Denis' über die Gründung des Deutschen Reiches, und die von Erich Marcks über Wilhelm II. und von Paul Matter über Bismarck.

Zwölftes Kapitel.

Napoleon auf Wilhelmshöhe und Thiers in Versailles.

Wie haben Napoleon III., die Kaiserin und die kaiserliche Partei alle diese Ereignisse aufgenommen? Was haben sie während dieser Zeit vom November 1870 bis zur Mitte des Januars 1871 getan? ... Wir werden es sehen.

In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft schien es, als wenn Napoleon sich in sein Geschick hätte fügen wollen und sich nur gegen die Anschuldigungen verteidigen wollte, die nach der Kapitulation von Sedan gegen ihn vorgebracht wurden. Er hatte der Kaiserin geschrieben, sein Schmerz würde durch den Zustand vergrößert, in dem sich Frankreich befinden würde, das dem Eroberer und der Anarchie ausgeliefert sei. „Ich bin ganz Deiner Meinung," sagte er, „nichts zu tun und nur die Verleumdungen zurückzuweisen, mit denen wir überschüttet werden." Es lag ihm daran, laut gegen die Anschuldigung aufzutreten, er habe Sedan und die Armee ausgeliefert, um sein Leben und seine Krone zu retten, Mac-Mahon gezwungen, seinen Plan zu ändern, und aus den Krediten für den Krieg Millionen entnommen, um sie in England und Amerika anzulegen, während er nur 200 000 Franken mitgenommen hatte. Er lobte die Kaiserin wegen ihres Mutes und ihrer Entschlossenheit während der schrecklichen Prüfungen. Er war in Übereinstimmung mit ihr, als sie an Frau Vandal schrieb: „Gott möge der Loirearmee einen Sieg verleihen, und ich würde über alle meine Schmerzen getröstet sein!" So verdiente die Kaiserin es auch, daß der General Ducrot im Prozeß Bazaine in ihr „den hohen Patriotismus einer Frau rühmte, die das Gesetz der Pflicht und der Ehre wohl begriffen habe, und ihre Selbstverleugnung vor den Interessen des Landes."

Gegenüber den Forderungen Deutschlands nach dem Falle von Metz erhob sich aber Napoleon III. Er wies auch die drakonischen Bedingungen des Feindes für einen Friedensvertrag zurück und sagte in einem Briefe an die Kaiserin: „Lieber in Vergessenheit und Elend bleiben, als seine Erhebung einem Vergessen seiner Würde und der Interessen des Landes verdanken!" Vergeblich ließ Bismarck vor seinen Augen und vor denen der Kaiserin die Wiederaufrichtung des

Kaiserreiches erscheinen, er weigerte sich, den Bedingungen zuzustimmen, durch die Frankreich zerstückelt wurde. Er dachte ohne Zweifel, es sei schon genug, einen Krieg gewollt zu haben, der das Land erschöpft hatte, und er sagte mit wirklicher Reue: „Wenn ich an alle die braven Leute denke, die ich unnützerweise habe sterben sehen, dann bricht mir das Herz[1])."

Er hatte einen Augenblick den Gedanken gehegt, Bazaine würde sich aus der Verlegenheit ziehen und durch geschicktes Operieren ein Prestige wiedererlangen, das der kaiserlichen Regierung zugute kommen würde, und schrieb in diesem Sinne an Fleury[2]). Es scheint sicher, daß der Kaiser die Hilfe der Rheinarmee bei den politischen Geschäften angenommen haben würde, um seine Macht wieder herzustellen, und war darin anderer Ansicht als die Kaiserin, die vor allem wollte, daß die Nationale Verteidigung die Deutschen aus dem Lande vertreibe. Wenn König Wilhelm der Garde gestattet haben würde nach Cassel zu gehen, wie ich das im vorigen Kapitel angegeben habe, und wenn die Garde mit der Ermächtigung des Königs angenommen hätte dem Kaiser zu Diensten zu sein, dann würde wohl ein Staatsstreich versucht worden sein, aber welchen Gefahren würde er die ausgesetzt haben, die ihn unternommen hätten und auch Frankreich selbst!

Abgesehen von den neuen Schmerzen, die diese politischen Umtriebe, an denen der Feind teilgenommen haben würde, den wahren Patrioten bereitet hätten, welcher Mann wäre fähig gewesen eine solche Aufgabe durchzuführen? Der Kaiser sicher nicht, der von einem physischen Leiden niedergedrückt und durch seine Niederlagen um sein Prestige gebracht, die Leitung kaum hätte übernehmen können. Waren es die Marschälle oder die Generäle, die trotz ihrer Bravour und ihrer zweifellosen Ergebenheit doch nur Niederlagen aufweisen konnten, mochten diese auch noch so glorreich sein? Wären es die Politiker des Kaiserreiches gewesen, die diese Regierung durch ihre Leichtfertigkeit und Ungeschicklichkeit ins Verderben geführt hatten? Wie hätte man annehmen sollen, daß Rouher, Pietri, Jérôme David oder ein Clément Duvernois das würde leisten können?

Doch rührten sich diese Leute; sie hatten häufige Besprechungen in Wilhelmshöhe und durcheilten Frankreich, die Schweiz und England. Sie gingen beim Kaiser aus und ein. Der General von Monts hat häufige Besuche des Generals Fleury, des Grafen Clary, Pietris und zahlreicher Damen des französischen Adels festgestellt, die eifrige Vertreterinnen der kaiserlichen Partei waren. Natürlich trug Napo-

[1]) F. Giraudeau, Napoléon intime, 1895.

[2]) Vgl. Busch, Bismarckerinnerungen.

leon III. die Kosten dieser ganzen Verhandlungen, die recht erheblich waren. Trotz des offenbaren Eifers aller dieser Leute hatte Napoleon doch kein rechtes Vertrauen zu dem Erfolge ihrer Pläne und ihrer Intrigen. Er gab Monts zu verstehen, daß das Geschick Frankreichs verzweifelt sei und es auch wenig wünschenswert für ihn wäre, wieder an die Macht zu gelangen. „Aber als ich auf das Geschick des Kaiserlichen Prinzen zu sprechen kam," berichtet der General, „nahm sein Gesicht einen äußerst ernsthaften Ausdruck an, als sähe er schon alle Gefahren voraus, denen der junge Kaiser ausgesetzt werden könne. Doch faßte Napoleon bald wieder Zutrauen für sich und die Seinigen."

Die Niederlagen Chanzys bei Mans, die Bourbakis im Osten und die Ducrots in Paris, raubten dem Lande den Mut, und der Krieg, der noch so tapfer geführt wurde, schien seinem Ende nahe. Bismarck, der noch immer die Hoffnung nicht aufgab, mit dem gefangenen Kaiser und mit der Kaiserin im Exil verhandeln zu können, glaubte von ihnen einen Frieden erlangen zu können, der seinen Forderungen entspräche, und ließ im Moniteur prussien von Versailles am Weihnachtstage einen wichtigen Artikel aus einem bonapartistischen Blatte „La Situation", das in London erschien, abdrucken. Darin wurde gesagt, der größte Fehler, den Preußen begehen könne, sei der, nicht mit dem Kaiserreiche ein Bündnis wiederherzustellen, das es niemals habe aufgeben dürfen. „Nur das Kaiserreich", sagte das Blatt, „kann Preußen von der Eroberung lossprechen und ihm gestatten, seine Ansprüche auf eine Grenzregulierung zu beschränken, da nur das Kaiserreich mit Preußen größere Veränderungen der Karte von Europa vornehmen kann, die durch die Haltung der Neutralen ebensowohl zur Ruhe Deutschlands wie zur Wiederherstellung Frankreichs notwendig geworden sind." Der Kanzler ließ diesen Artikel einrücken, um den Mitgliedern der Regierung der nationalen Verteidigung deutlich zu verstehen zu geben, daß er sich noch mit der alten Regierung verständigen könne, und um Europa zu zeigen, daß er die Ruhe gewisser Staaten zu stören imstande sei, die ihm keine besonders wohlwollende Neutralität bewiesen hatten. Im Grunde war er aber ebensowenig geneigt dem Kaiserreiche Zugeständnisse zu machen, wie der Republik.

Jules Valfrey[1]) hat sich darüber gewundert, daß die Regierung der nationalen Verteidigung in den wiederholten Drohungen Bismarcks, mit dem Kaiserreiche verhandeln zu wollen, nicht einen Kunstgriff gesehen hat, dazu bestimmt, sie einzuschüchtern. War es wirklich nur ein Kunstgriff? Sollte der Kanzler nicht eine Zeitlang den Gedanken gehabt

[1]) Histoire de la diplomatie du gouvernement de la Defense nationale, Bd. II, S. 62.

haben, es sei für ihn leichter mit den Agenten Napoleons III. zu verhandeln, als mit den Republikanern? Auf jeden Fall spielte er seine Rolle gut genug, um Leute zu beunruhigen, die sich doch vor seinen Intrigen gewiß in acht nahmen.

Der Kanzler wagte dieselbe Drohung noch am Vorabende der Unterzeichnung des Friedensvertrages. War das eine Taktik, deren Erfolg er immer für sicher hielt, oder tat er es aus besonderen Gründen? Auf jeden Fall begann er vom Kaiserreiche zu sprechen. Die Regentin hatte seit dem 23. Oktober 1870 keine Schritte mehr getan; sie war aber nicht allein da, handeln oder eingreifen zu können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die bonapartistischen Persönlichkeiten sich immer mehr regten, seit der Krieg seinem Ende entgegenzugehen schien. Der Graf d'Espagney, der Geheimsekretär des Herrn de Persigny, sagt, sein Herr habe „ganz unerhoffte Bedingungen zu erhalten verstanden, die uns, wenn sie die Zustimmung der Kaiserin gefunden hätten, den Verlust der zwei Provinzen mit Ausnahme von Straßburg und von vier Milliarden erspart hätten. Leider macht der ebenso hartnäckige wie unerwartete Widerstand derselben diese Kombination zu nichte". Das ist nicht wahrscheinlich, denn Herr von Bismarck verlangte seit den ersten Siegen den Elsaß und nach Sedan die beiden Provinzen und vier Milliarden. Nun ist es möglich, daß er viel mehr forderte, als er zu erhalten hoffte, wie das bei allen diplomatischen Verhandlungen Gebrauch ist, aber trotzdem waren seine Forderungen doch da. Herr de Persigny, den der Widerstand der Kaiserin empört hatte, erlaubte sich über sie einige starke Ausdrücke, wodurch er beim Kaiser seinen Einfluß verlor. Er hatte mit Bismarck selbst verhandeln wollen und zog sich dadurch einen Brief aus Wilhelmshöhe, vom 7. Januar 1871, zu, worin der Tadel nicht verheimlicht war: „Ich habe Ihren Brief vom 1. Januar erhalten und danke Ihnen für Ihre Wünsche für eine bessere Zukunft. Ohne mit Ihnen über die Gedanken streiten zu wollen, die Sie zum Ausdruck bringen, muß ich Ihnen doch sagen, daß aus der Konfusion nichts Gutes entstehen kann, die das Ergebnis persönlicher Bemühungen ist, die ohne Zurückhaltung und ohne die nötige Autorität gemacht werden. Ich finde es in der Tat recht sonderbar, daß sich jemand um die Zukunft meines Sohnes bekümmert, ohne sich um meine eigenen Absichten zu kümmern. Ich weiß, daß Sie an Herrn von Bismarck geschrieben haben, der natürlich bei mir angefragt hat, ob Sie das mit meiner Zustimmung und der vollen Übereinstimmung mit mir getan haben. Ich habe ihm geantwortet, daß ich niemand ermächtigt habe, sich um meine Interessen zu bekümmern, ohne vorher meine Zustimmung erlangt zu haben." In seinen Unterredungen mit Busch und Holstein sagte der Kanzler um diese Zeit, daß die große Zahl

der Gefangenen Deutschland beim Friedensschluß wirkliche Verlegenheiten bereiten würde. „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als sie Napoleon zu geben, der 200000 Prätorianer braucht, um sich zu halten." — „Denkt er ernstlich daran, die Macht wieder an sich zu reißen?" fragte Holstein. — „Oh ja! Sogar sehr!... Er denkt Tag und Nacht daran, und die Engländer ebenfalls[1])."

Um dieselbe Zeit ging Prinz Napoleon zum General Changarnier nach Brüssel und schlug ihm aus eigenem Antriebe mehr als die Marschallswürde vor, von der Napoleon III. gesprochen hatte, d. h. also eine Stellung als Regent. Der Kaiserliche Prinz sollte als Kaiser ausgerufen werden, und der General sei allein imstande, die neue kaiserliche Regierung zu halten. „Sie allein", wiederholte der Prinz Napoleon, „können Frankreich retten und diesen Krieg beendigen. Seien Sie der Regent von Frankreich und führen Sie den kleinen Prinzen dahin zurück! Ich stehe für die Zustimmung des Königs von Preußen und des Herrn von Bismarck. Sie sammeln an der Grenze 130 000 von unseren Gefangenen, die von Generälen Ihrer Wahl befehligt werden sollen. Wenn Sie dazu bereit sind, soll sofort ein Agent zu Herrn von Bismarck gesandt werden[2])." Wer war dieser Agent? Man hat das nie erfahren. Aber das ist bekannt und das ist wahr, daß Changarnier, der zuerst der Wiederherstellung des Kaiserreiches günstig gesinnt war, die Rolle ablehnte, die man ihm anbot.

Am 23. Januar nahm Jules Favre die Unterhandlungen von Ferrières in Versailles wieder auf, und Bismarck wiederholte ihm, was er ihm vier Monate vorher schon gesagt hatte: „Sie kommen zu spät, wir haben mit Ihrem Kaiser verhandelt." Das war nicht wahr. Wenn man dem Journal des Herrn Loudun (Fidus) Glauben schenken darf, dann hatte der Kanzler damals Napoleon III. ersucht, ihm einen Vermittler zuzusenden. Alles weist darauf hin, daß dies Clément Duvernois war. Die Bedingungen des Kanzlers schienen aber dem Kaiser zu streng, so daß er nicht zuzustimmen wagte. Das hinderte aber Bismarck nicht, das Kommen eines kaiserlichen Bevollmächtigten zu melden, um Jules Favre einzuschüchtern und ihn gefügig zu machen. Der Kanzler verzichtete nicht gern auf jede Beziehung zum Kaiserreiche, da er darin eine Unterstützung fand, die seinen Plänen nützlich war. Auf einen Scherz seines Vetters von Bismarck-Bohlen, der ihn an eine Karikatur im Kladderadatsch erinnerte, wo Napoleon III. in Cassel den Pariser Zug erwartet, sagt er: „Ja, er denkt daran, er hat vielleicht recht; ich fürchte aber, daß er zu spät kommt, um einzusteigen. Das ist übrigens die ein-

[1]) Busch, Tagebuchblätter.
[2]) Courier de la Gironde du 8. Janvier 1871.

zige Lösung ... Aber Napoleon würde immer seine halbe Armee nötig haben, um sich zu halten." Um das Kaiserreich wieder aufzurichten, hätte der Kaiser die ganze Armee nötig gehabt, und er zählte darin nur noch wenige Anhänger.

Aus Furcht vor einem republikfeindlichen Bunde glaubte Gambetta in Bordeaux den Ausschluß der Familien, die in Frankreich regiert hatten, von Ministern, Senatoren, Staatsräten oder offiziellen Kandidaten des gefallenen Regimes von den Wahlen bestimmen zu können, und diese unerwartete Maßregel rief sofort einen Protest des Herrn von Bismarck hervor. Wenn dieser sich gegen das Dekret Gambettas erhob, so geschah das weniger aus der Sorge um die Gesetzlichkeit der Wahlen, als aus Furcht vor der Wahl einer sehr unversöhnlichen Versammlung, die zum Kriege bis aufs Messer entschlossen wäre. Nach Moritz Busch hatte gerade zu dieser Zeit Clément Duvernois im Namen der Kaiserin zu verhandeln gebeten, die das Prinzip des Abtretens eines Gebietsteiles annehmen wollte. Nach seiner Angabe soll sie vorgeschlagen haben, Deutschland soviel Land abzutreten, wie Savoien und Nizza ausmachten; sie hätte auch der Zahlung einer Kriegsentschädigung zugestimmt und daß einige Departements solange besetzt blieben, bis alles bezahlt sei. Sie soll schließlich zugestanden haben, mit keiner anderen Macht als mit Deutschland in Verhandlungen treten zu wollen. „Herr Duvernois", sagt Busch, „war der Meinung, daß die Kaiserin, obwohl sie in dem Augenblicke nicht populär war, uns Garantien geben könne, wie kein erwählter Politiker, da dieser von seinen Wählern abhängig wäre." Dies bezog sich auf Thiers, von dem man schon als dem Einzigen sprach, der imstande sei Frankreich aus der schrecklichen Lage zu befreien, worin es sich befand. Was an diesen verdächtigen Behauptungen auch sein mag, das ist jedenfalls wahr, daß der Graf von Bismarck von den Imperialisten bestürmt worden ist, und daß an seinen Aussagen etwas Wirkliches war. Es ist zweifellos, daß der Kanzler Clément Duvernois darum befragte, unter welcher gesetzlichen Form in Frankreich eine Versammlung einberufen werden könnte, sei es nun die alte Gesetzgebende Versammlung oder eine neue Kammer. Kaum hatte er von dem Dekrete über die Nichtwählbarkeit Kenntnis erhalten, als er auch schon am 3. Februar an Gambetta telegraphierte: „Im Namen der durch den Waffenstillstandsvertrag festgesetzten Freiheit der Wahlen protestiere ich gegen die in Ihrem Namen erlassenen Anordnungen, wodurch zahlreiche Klassen von französischen Bürgern des Rechtes beraubt werden, in die Versammlung gewählt zu werden. Wahlen, die unter einer Willkürherrschaft abgehalten werden, können die Rechte nicht geben, die von dem Waffenstillstandsvertrage frei erwählten Abgeordneten gewährt werden." Gambetta ließ

diesen Protest sofort veröffentlichen und fügte die Worte hinzu: „Die kühne Anmaßung des preußischen Ministers, in die Bildung einer französischen Versammlung eingreifen zu wollen, ist die glänzendste Rechtfertigung der von der Regierung der Republik ergriffenen Maßregel."

Aber die in Paris tagende Regierung der nationalen Versammlung erkannte das Dekret, das sie für gesetzwidrig hielt, auch nicht an, und Jules Favre beeilte sich Bismarck zu erklären, daß die von Gambetta ergriffenen Maßregeln aufgehoben werden würden. Der Kanzler hatte in einem Briefe an den Minister des Auswärtigen darauf gedrungen, worin er auf die dem Vertrage vorhergegangenen Verhandlungen aufmerksam machte: „Von Anfang an habe ich der Befürchtung Ausdruck gegeben, es werde schwer sein, die völlige Freiheit der Wahlen zu sichern." Und indem er seine ersten Erklärungen bestätigte: „Von diesen Befürchtungen geleitet, habe ich die Frage aufgeworfen, ob es nicht besser sei, den Gesetzgebenden Körper einzuberufen, der eine gesetzlich erwählte Autorität darstelle." Auf Drängen Jules Favres, der an die Mißachtung erinnerte, in die diese Versammlung gefallen war, und auf das förmliche Versprechen, überall und in allem die Gesetzmäßigkeit wahren zu wollen, gab Bismarck nach. Er schien bei den ersten Verhandlungen sogar sehr nachgiebig, wobei er unter dieser scheinbaren Mäßigung gehässige Fallen verbarg, in die Jules Favre ging, der über die genaue Lage der Armeen in der Provinz und besonders über die der Ostarmee in Unkenntnis war, so daß er in Versailles willkürliche Grenzlinien annehmen mußte, da er über die wirkliche Sachlage nicht von kompetenten Männern unterrichtet worden war[1]).

Die endgültigen Friedensbedingungen wurden dem Gutachten der zukünftigen Nationalversammlung überlassen. Graf Bismarck ließ durch seine diplomatischen Agenten verbreiten, „sie würden Europa durch ihre Mäßigung in Erstaunen setzen". Man kennt in der Tat, welches Erstaunen sie hervorgerufen haben, nicht durch ihre Mäßigung, sondern durch das Übermaß, das sie kennzeichnete. Es ist auch gut, daran zu erinnern, daß die Zahl der regulären Truppen in Paris durch Preußen auf sechzehntausend Mann beschränkt wurde, was, um dreihunderttausend wohlbewaffnete Nationalgardisten im Zaume zu halten, eine lächerlich kleine Anzahl war. Der General Clément Thomas, der eins der ersten Opfer der Kommune sein sollte, protestierte vergeblich gegen diese Herabminderung der regulären Truppen, die notwendigerweise den Triumph der Aufständischen und Irregulären sichern mußte. Augen-

[1]) Man vgl.: Le vérité sur les désastres de l'armée de l'Est von Frau Jules Favre (Plon, 1883) und den Bericht Perrots über die Ostarmee, sowie das Werk des Obersten Secrétan.

scheinlich tat Preußen nichts, um zu verhindern, daß dem Kriege ein Aufstand folgte, und so konnte sich mit seinem Beistande die Kommune, die am 31. Oktober 1870 unterdrückt worden war, siebzehn Tage nach den durch die Nationalversammlung angenommenen Friedenspräliminarien siegreich erheben.

Als der Kaiser Wilhelm Rußland dafür seinen Dank aussprach, daß es durch seine sehr freundschaftliche Haltung den Erfolg der deutschen Armeen erleichtert habe, und der Zar ihm durch uneingeschränkte Lobsprüche und durch herzliche Wünsche antwortete, schloß sich der Präsident der Vereinigten Staaten, Grant, offiziell diesem Lobe an. In seiner Botschaft an den Senat und an die Volksvertreter vom 7. Februar sagte er, daß die Vereinigung der deutschen Staaten unter einer Regierungsform, die in vielen Stücken der der amerikanischen Vereinigung gleiche, ein Ereignis sei, das nicht verfehlen würde, die Sympathien des Volkes der Vereinigten Staaten zu erwecken. Er war darüber erfreut, ebenso wie über die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen ihm und Deutschland. Er stellte fest, daß die herzlichen Beziehungen der beiden Völker durch den beständigen Strom der Einwanderung, der Deutsche nach Amerika brächte, immer zunähme. Deshalb glaubte er auch vom Parlamente fordern zu müssen, den Gesandten in Berlin auf denselben Fuß wie die in London und Paris zu stellen, was mit großer Bereitwilligkeit angenommen wurde.

Am 23. Februar zählte Bancroft wohlgefällig die Niederlagen auf, „die der Diktatur Gambettas ein Ende bereitet hätten", und Frankreich zwangen, „Friedensbedingungen anzunehmen, die fast einer Kapitulation glichen". Am 27. Februar sagte er: „Die Kriegsentschädigung wird schwer auf Frankreich lasten, denn das Geld muß in drei Jahren aufgetrieben und bezahlt sein, und der Krieg hat den Kredit Frankreichs so erschüttert, daß er (der Kredit) sich nicht so schnell davon erholen wird." Man weiß, welches niederschmetternde Dementi der Kredit Frankreichs einer so impertinenten Prophezeiung gegeben hat. Es hat diesem Amerikaner, der unerbittlicher für uns war als mancher Deutsche, eine sehr unangenehme Überraschung bereiten müssen. Übrigens war Bancroft für gewöhnlich der Überbringer falscher Nachrichten, da er gewagt hatte, an Fish zu schreiben, das Bombardement von Paris habe fünfzigtausend Tote gekostet, daß die Toten, „ohne beerdigt zu werden, in den Straßen lägen", und daß den Verwundeten keine Hilfe gebracht würde[1])"!

[1]) Archives diplomatiques. — Diese bedauernswerte Haltung Bancrofts begeisterte Victor Hugo zu den Racheversen, die man im Année terrible lesen kann.

Washburne glaubte nicht an die Dauerhaftigkeit des Friedens und sagte, daß für den Augenblick in ganz Frankreich ein Gefühl des Hasses gegen Preußen bestände, für das es in der Geschichte der Völker kein Beispiel gäbe. Nach der Beschießung von Paris, nach der Wegnahme von Elsaß-Lothringen, die gezwungenermaßen das Lösegeld für den Frieden sein sollten, nach der Kriegsentschädigung von 5 Milliarden, kann man sich da noch darüber wundern? Aber Bancroft allein hoffte, daß die französischen Staatsmänner vernünftiger und klüger sein würden, und auf ähnlicher Grundlage wie die Vereinigten Staaten eine Republik gründen würden. England, Österreich, Italien und die anderen Staaten hatten das neue deutsche Kaiserreich begrüßt und ihm alles Gute gewünscht. War das nicht ganz natürlich?

Ich habe gesagt, Bismarck und Thiers sollten sich wiedersehen, aber unter welchen Bedingungen! Paris hatte endlich unter der Not und der unerbittlichen Bedrängnis der Hungersnot kapituliert. Unsere Provinzarmeen, die zum größten Teile ohne Kader und Offiziere waren, bestanden nur aus einer kleinen Anzahl von Soldaten, wenn man dagegen die ungeheure numerische Überlegenheit des Feindes hält, dem weder Kader noch Verpflegung aller Art fehlte, und den die unerwarteten Erfolge sehr stolz gemacht hatten. Vor dem triumphierenden Bismarck, dem Preußen zum großen Teile seine Siege verdankte, hatte Thiers, der Chef der ausübenden Gewalt, nur den einen Vorzug, von sechsundzwanzig Departements erwählt worden zu sein, was das Vertrauen des Landes in seine Einsicht und zugleich die Dankbarkeit für schon geleistete Dienste bewies.

Am Dienstag, dem 21. Februar, um einundeinviertel Uhr kam Thiers bei Bismarck in der Rue de Provence in Versailles an. Ihm entgegengehend, sagte der Graf: „Ihnen hätte eine solche Aufgabe nicht zufallen dürfen! Ich weiß nicht, ob Frankreich Ihnen damit etwas Gutes tut, ich weiß aber, daß es sich selbst sehr viel getan hat, als es Ihnen seine Geschicke anvertraut hat." Nachdem das Kompliment gemacht war, geht er sofort zu der Frage um Verlängerung des Waffenstillstandes über und scheint sich dem zu widersetzen. Thiers bemerkt, daß der Waffenstillstand in achtundvierzig Stunden abläuft, und daß diese Frist nicht ausreichend ist, um einen Friedensvertrag abzuschließen. Er weigert sich, sich zu etwas herzugeben, was er einen wirklichen Gewaltakt nennt. Die Einberufung der neuen Versammlung, ihr Zusammentritt, ihre Organisation, die Bildung des Ministeriums, alles das war in zwei Tagen geschehen, und er war eine Stunde, nachdem er seine Minister der Nationalversammlung vorgestellt hatte, sofort nach Paris abgereist und hatte sich von da, wo er kaum angelangt war, direkt nach Versailles

begeben. War das nicht ein Beweis seines guten Willens? Konnte er mehr tun? Hatte man wohl die Absicht, ihn in einen Ring so weniger Stunden einzuschließen? Es wäre das ein Zwang, den er nicht ertragen könne und wolle.

Bismarck, der mehr verlegen als überzeugt war, sagte ihm: „Ich bin nicht Herr darüber. Man wirft mir vor, zu nachsichtig zu sein. Man nimmt den Kampf wieder auf, den man bei Prag (1866) gegen mich geführt hat, was mir so viel geschadet hat; man sagt, ich könne Sie nicht meistern." — „Was? Sie, der Preußen groß gemacht hat, sind nicht Herr hier?" — „So ist es aber; ich muß Sie daher verlassen, um die Befehle des Königs einzuholen." Es war etwas Wahres an den Behauptungen des Kanzlers. Da verlangte Thiers den König selbst zu sehen, um zu versuchen, sein Herz zu rühren; Bismarck aber antwortete ihm, nachdenklich geworden: „Gewiß müssen Sie ihn sehen, aber setzen Sie ihm nicht zu sehr zu. Die Könige sind nicht an ein so arbeitsames Leben gewöhnt, wie wir. In seinem Alter muß man seine Kräfte schonen. Er liebt es übrigens nicht, ohne Anwesenheit seiner Minister von Geschäften zu sprechen." — „Gut, dann gehen wir nun zu den Friedensbedingungen über", sagte Thiers. — „Ich habe mich Ihnen darüber schon erklärt," sagte Bismarck; „ich will nicht feilschen, das wäre nicht würdig. Ich könnte von Europa sprechen und von Ihnen in seinem Namen fordern, Savoyen und Nizza dem zurückzugeben, dem es gehört. Das tue ich nicht, ich will bloß von Deutschland und Frankreich mit Ihnen sprechen. Ich habe schon den Elsaß von Ihnen gefordert und gewisse Teile Lothringens. Ich will Ihnen Nancy zurückgeben, obwohl es der Kriegsminister halten will; wir behalten aber Metz zu unserer Sicherheit." Seine Erregung beherrschend, antwortete Thiers kühl: „Sie haben nur von dem deutschen Teile Lothringens gesprochen?" — „Ohne Zweifel, aber wir müssen Metz haben; wir brauchen es zu unserer Sicherheit." — „Fahren Sie fort!" — „Als ich Sie im November gesehen habe, habe ich vier Milliarden von Ihnen verlangt, heute müssen wir sechs haben." — „Sechs Milliarden! Die kann kein Mensch auf Erden finden. Das sind die Militärs, die Ihnen diese Zahlen eingegeben haben, nicht die Finanzleute. Wie? Elsaß, Metz und sechs Milliarden! Das ist ja unmöglich. Wir wollen darüber verhandeln, aber um zu verhandeln brauchen wir Zeit; verlängern wir zunächst den Waffenstillstand. Ich werde mit Ihnen auch nicht feilschen; ich werde Ihnen meine Bedingungen sagen ... und wenn Sie Unmögliches von mir fordern, dann ziehe ich mich zurück, und Sie mögen Frankreich regieren!" Unter dem Eindruck dieser Worte verließ Bismarck Thiers, um vom Könige die Verlängerung des Waffenstillstandes zu verlangen. Sie wurde bis zum Sonntage, dem 26., um

Mitternacht gewährt. Dann wurde Thiers benachrichtigt, daß der König ihn am folgenden Tage empfangen werde.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Sorgen der französische Unterhändler nach dieser ersten Unterredung haben mußte, und wie die Nacht war, die er verbrachte. Straßburg abgeben, Metz, Elsaß und Lothringen und eine Kriegsentschädigung von sechs Milliarden, das war der Preis für einen tollen Krieg, den er vergeblich von seinem Lande abzuwenden versucht hatte; das war der Preis für seine unermüdlichen Anstrengungen, um uns ein gleichgültiges Europa zu versöhnen, das eifersüchtig oder mitschuldig war! In einem Alter von vierundsiebzig Jahren, nach einem arbeitsvollen Leben ohne Gleichen, dazu verurteilt zu sein, die schmerzlichste und niederdrückendste Verantwortung auf sein Haupt zu laden! Wenn er noch bei dem Schiffbruche, in dem das Vaterland unterging, einige Scherben des früheren Ruhmes und einige Fetzen der bedrohten Provinzen retten könnte! Wie sollte er das gegenüber so bitteren und unzugänglichen Siegern erhoffen, die durch ihre Siege übermütig geworden waren und keiner Macht sich gegenübersahen, die imstande gewesen wäre, sie zu mäßigen? Wenn Thiers nicht von einem heftigen und patriotischen Gefühle der Pflicht beseelt gewesen wäre, das ihn kräftigte, würde es nicht zu verwundern gewesen sein, daß er die Bürde zu schwer gefunden und sich sogleich zurückgezogen hätte, um anderen die Verantwortung für einen so gefährlichen Frieden zu überlassen.... Man hat gesagt, es hätten Thiers die Fähigkeiten und Erfahrung eines wirklichen und geschickten Unterhändlers gefehlt, daß er nicht verstanden habe, das Spiel seiner Gegner zu durchschauen, und sich zu leicht zu den größten Opfern bereit gefunden habe. Diese Vorwürfe sind ungerecht. Wir haben im ersten Teile dieses Werkes gesehen, mit welchem Eifer, welcher Intelligenz, welchem Nachdrucke Thiers nach der Reihe Lord Granville, Gladstone, von Beust, Gortschakow, Visconti-Venosta und die Souveräne selbst angegangen war, zugunsten Frankreichs einzugreifen. Wenn Europa für ihn „unauffindbar" war, war es das für andere gewiß noch mehr, und sicher hätte kein geschickter Berufsdiplomat es besser gemacht als er.

Man klagt auch darüber, Thiers sei zu lebhaft, zu offen und etwas zu wortreich gewesen, anstatt die kalten Manieren eines Unterhändlers von Beruf zu haben. Aber auch Bismarck, von dem man rühmt, er sei ein aufmerksamer Beobachter, ein geduldiger Zuhörer gewesen, der wenig gesprochen habe, genierte sich nicht, mit Thiers unaufhörlich über allerlei zu reden, wobei er einen vertraulichen und gutmütigen Ton annahm, um dann im entscheidenden Augenblicke, wo es zur dringenden Verhandlung ging, sich in unerschöpflichen Anekdoten über den König, den

Kronprinzen, Herrn von Moltke, die Höflinge, den Hof usw. zu ergehen. Es ist offenbar, daß er ein furchtbarer Gegner war, geschickt dazu um Fallen zu stellen und die zu umgarnen, die sich einbildeten, mit ihm fechten zu können. Aber nochmals, wo war im Februar 1871 der Diplomat, der stärker und berechtigter als Thiers war, gegen Bismarck aufzutreten? Wo war der Staatsmann, der eine bessere Kenntnis der Geschäfte hatte als er, der die Souveräne, Minister und die fremden Länder besser kannte als er, und dessen Ruf als Politiker, Geschichtschreiber und Denker seinem glich? Wer hatte wohl mehr als er das Gefühl von der Notwendigkeit der Wiederaufrichtung Frankreichs und seiner Lebenskräfte? An Mut und gutem Willen fehlte es nicht, aber in diesen Stunden der Gefahr mußte man Takt und Erfahrung haben. Und diese Haupteigenschaften besaß Thiers im höchsten Grade. Was den Vorwurf anbelangt, er habe um jeden Preis Frieden schließen wollen, so ist der belanglos. Denn das Land hatte durch die Wahlen vom 8. Februar 1871 sehr deutlich seinen Willen ausgesprochen, einem unglücklichen Kriege ein Ende machen zu wollen, der trotz des Heldenmutes seiner Kinder nur zu Niederlagen geführt hatte. Es waren gerade seine Bemühungen, Frieden zu schließen, die seit dem Monat September schon die Aufmerksamkeit Frankreichs auf ihn gelenkt hatten, und so ohne sein Zutun seine Wahl in sechsundzwanzig Kreisen veranlaßten. Der Kampf Frankreichs gegen Preußen war lang und hartnäckig gewesen. Die Ehre war gerettet. Nun hieß es das retten, was von dem Vermögen des Landes übrig war, die Ruinen wieder aufzubauen und für die Zukunft zu sorgen. Diese Aufgabe nahm der Chef der ausübenden Gewalt entschlossen auf sich, und die Geschichte ist ihm dafür Dank schuldig.

Betrachten wir nun aber den Vorwurf, den man Thiers gemacht hat, unvorsichtig gehandelt zu haben, ohne die geheimen Gedanken des Kanzlers und die Haltung Europas genügend zu kennen, und seinen Ansprüchen nicht den notwendigen Nachdruck und die genügende Hartnäckigkeit gegeben zu haben, etwas genauer.

Nach dem letzten Biographen des Kaisers Wilhelm, Ottokar Lorenz, hatte es sich der deutsche Kanzler vorbehalten, erst in letzter Stunde über die endgültigen Friedensbedingungen einen Entschluß zu fassen, und zwar nach der Haltung Frankreichs und seiner neuen Regierung. Bismarck soll wiederholt im Jahre 1871 und später gesagt haben, es habe ihm nichts daran gelegen Metz zu behalten, was nicht in seinen politischen Berechnungen gelegen habe. Das ist möglich, aber am 7. September 1870 hatte der König an die Königin Augusta geschrieben, er könne als zukünftige Friedensbedingungen die Unversehrtheit des französischen Gebietes nicht zugeben und müsse Elsaß-Lothringen fordern. „Darüber ist

in Deutschland nur eine Stimme." Am 14. September bestätigt der Chef des Königlichen Kabinetts, Wilmowski, es sei beschlossen, Elsaß und Lothringen von Frankreich zu trennen. Diese beiden Provinzen waren schon unter die Verwaltung des Grafen von Bismarck-Bohlen gestellt, eines Vetters des Kanzlers, der in allen Ansprüchen mit ihm übereinstimmte. An diesem Tage annektierte die Karte des preußischen Generalstabs Straßburg und Metz für Preußen. Am 6. November schrieb der König wieder an die Königin, „er könne den Elsaß und Lothringen nicht aufgeben, das von ganz Deutschland verlangt werde". So befand sich also der französische Unterhändler vor einer Tatsache. Der Souverän und ganz Deutschland wollten Elsaß-Lothringen und dachten nicht daran, es fahren zu lassen. Und dann würde Bismarck, dem man noch seine Mäßigung von Nikolsburg vorwarf, unfehlbar geopfert worden sein, wenn er sich dieser Forderung hätte widersetzen wollen.

Und dann: ist es wahr, daß Europa uns gegenüber wohlwollende Gesinnungen hegte und begann, für sich selbst die Gefahren einer deutschen Vorherrschaft zu befürchten? Leider befand sich Europa am Anfange des Jahres 1871 in einer zu traurigen Lage, um für uns eintreten zu können. Österreich war durch innere Schwierigkeiten und durch die drohende Haltung Rußlands gelähmt. Dieses war ganz mit Preußen einig, das ihm die Revision des Vertrages von 1856 zugestanden hatte. Rußland begnügte sich damit, zu sagen, es hoffe, „der Frieden werde nicht an einer traurigen Geldfrage scheitern". Italien beschränkte sich auf einige schüchterne Wünsche, und England wartete darauf, daß die anderen etwas tun sollten. Bei allen herrschte Gleichgültigkeit oder unentschiedene Sympathie. Die Reise Thiers' durch Europa hatte ihm bewiesen, daß Europa „nicht zu finden" war, und es war wirklich nicht seine Schuld, wenn er es nicht gefunden hatte.

Konnten die Wahlen vom 8. Februar anders vor sich gehen, als über die Frage Krieg oder Frieden? Nein. Hätte die Nationalversammlung sich der Verlesung des Antrags Keller widersetzen können? Nein. Und hätte Thiers vom 31. Oktober ab seine friedlichen Absichten verbergen können? Nein. Und konnte Bismarck endlich der allgemeine Wunsch Frankreichs, nach einem erbitterten Kampfe von sieben Monaten den Frieden zu wollen, verheimlicht werden? Nochmals nein.

Aber wenn Frankreich den Frieden wollte, wünschte ihn Preußen mit ebensolcher Sehnsucht. Der Sieger wußte nun natürlich, was er vom Besiegten verlangen konnte. Die Nationalversammlung mußte sich auf die Klugheit und den Patriotismus der Unterhändler verlassen, denn die Fortsetzung des Krieges war im Februar 1871 vollständig unmöglich geworden. Wenn Thiers ging, um mit Bismarck zu verhandeln, so hatte

ihm die friedliche Rolle, die er vor und während des Krieges gespielt hatte, und die unzweifelhafte Bedeutung der allgemeinen Wahl diese Aufgabe gestellt. Er begab sich nicht nach Versailles mit einer Art verblendeter Voreingenommenheit, sondern in tiefem Schmerze, und indem er sich sagte, daß die Aufgabe schwierig sei, ohne jedoch die Hoffnung zu verlieren, dem Sieger einige Zugeständnisse zu entreißen. Man will Thiers wohl eine seltene Intelligenz und große Geschäftskenntnis zugestehen, aber man will ihm die Fähigkeiten eines Diplomaten absprechen. Im Monat Februar 1871 handelte es sich aber nicht darum, mit Ruhe und Methode zu verhandeln, wie auf einem friedlichen Kongreß, am grünen Tische, gegenüber von geduldigen und höflichen Diplomaten. Es mußte in aller Eile verhandelt werden, ohne Zeit zu haben, „sich im Tintenfasse zu spiegeln", mit einem eiligen Kanzler, der tüchtig Hand ans Werk legte, und um jeden Preis eine Unterhandlung beendigen wollte, bei der der geringste Verzug dem besiegten, ruinierten, verzweifelten Lande, das auf dem Punkte stand, auf den fremden Krieg einen Bürgerkrieg folgen zu lassen, die größte Besorgnis einflößte.

Diese Aufgabe verstand Thiers zu lösen. Ohne Zweifel wandte er seine ganze Persönlichkeit auf, seine südländische Lebhaftigkeit und Beredsamkeit ebenso wie seine natürliche Nervosität. Das hinderte ihn aber nicht, die geringsten Bedingungen genau zu behandeln, indem er sie einzeln vornahm und prüfte. „Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam wie aus einer geöffneten Flasche und ermüdet die Geduld, weil er hindert, zu dem trinkbaren Stoffe zu gelangen, auf den es ankommt. Dabei ist er ein braver kleiner Kerl, weißhaarig, achtbar und liebenswürdig, gute, altfranzösische Formen, und es wurde mir sehr schwer, so hart gegen ihn zu sein, wie ich mußte. Das wußten die Bösewichter, und deshalb hatten sie ihn vorgeschoben." Man muß jedoch annehmen, daß Thiers wohl einige Fähigkeiten zum Unterhandeln hatte, denn wenn er Bismarck auch nicht rührte, so erlangte er doch mehr, als die Deutschen gewollt hatten, die ihn beschuldigten, den Kanzler zu umgarnen und ihn den Vorteil der durch Moltke gewonnenen Schlachten verlieren zu machen. Man hat behauptet, er habe geglaubt genug erreicht zu haben, als er die Kriegsentschädigung um eine Milliarde vermindert hatte. Ich habe von ihm selbst gehört, er habe die Geldfrage erst in Angriff genommen, nachdem er trotz seiner großen Hartnäckigkeit gezwungen worden war, in der Frage um Metz nachzugeben. Ein Unterhändler, der mehr als er vom Fach gewesen wäre und Herrn von Bismarck mit mehr Zurückhaltung und Frostigkeit behandelt hätte, würde auch nicht mehr erreicht haben. Vielleicht weniger, in Anbetracht der Umstände. Ohne Zweifel hätte der Kanzler, der bei Nikolsburg und anderswo

praktischen Sinn gezeigt hatte, Metz nicht behalten wollen, da er den Offizieren des Generalstabes, den „Halbgöttern", die ihn haßten, ihre Annektierungswut vorwarf. Er sagte es Busch. Er sagte es hauptsächlich nach dem Frieden. Aber er fügte hinzu: „Ich muß auf die Stimmung oben und unten Rücksicht nehmen, und die berechnet nicht." Und ferner: „Die Militärs wollen von der Aufgabe von Metz nichts hören." Diese genierten sich auch nicht, ihn daran zu erinnern, daß er in seinem Zirkular vom 27. September 1870 an die diplomatischen Agenten Preußens die Abtretung von Metz gefordert habe, und daß er am 29. Januar 1871 an den Kanzler Gortschakow geschrieben hatte: „Wir müssen uns streng an das Programm halten, das wir vor fünf Monaten Sankt Petersburg mitgeteilt haben. Die Verwirklichung dieses Programms ist zu unserer Sicherheit unumgänglich notwendig, und Deutschland wird es nicht leiden, wenn man ein Komma daran ändern will. Wir müssen Metz und Lothringen haben." Ist das nicht deutlich?... Bismarck wußte auch, daß Moltke erklärt hatte, der Besitz von Metz sei für Deutschland eine Armee von hunderttausend Mann wert, und es war ihm nicht unbekannt, daß der Kaiser ganz dieser Ansicht war. Er hat es später im Reichstage gesagt mit dem schrecklichen Humor, der eine Form seines rednerischen Talentes war, und das unter dem Beifall des ganzen Hauses.

Wohl hatte man davon gesprochen, in der Übergabe einiger französischer Kolonien und der Hälfte unserer Flotte einen Ausweg zu finden, aber Bismarck hatte diesen Vorschlag als unpraktisch und unannehmbar für uns von der Hand gewiesen. Und der Großherzog von Baden hatte die Annektierung des Großherzogtums Luxemburg vorgebracht, aber Bismarck, der wußte, daß England sich dem widersetzen würde, fand, daß das kein ernstlicher Entgelt sei, und lehnte auch diesen Vorschlag ab. Daher brachte denn Bismarck, der recht gut wußte, daß, selbst wenn er es gewollt hätte, der Kaiser und der Generalstab Metz nicht aufgeben würden, plötzlich die Forderungen Preußens vor: Straßburg und den ganzen Elsaß, Metz und das Moseldepartement, sechs Milliarden Kriegsentschädigung und Besetzung des französischen Gebiets bis zur gänzlichen Bezahlung. Er ließ noch vernehmen, daß der Generalstab Nancy wolle[1]), und daß Italien recht gut Nizza und Savoyen beanspruchen könnte. Die Bestürzung Thiers' war ungeheuer, und jeder andere an seiner Stelle würde ebenso überrascht und trostlos gewesen sein. Aber der, den man beschuldigt, zu allen Opfern bereit gewesen zu sein, faßt sich sofort wieder und protestiert gegen die drakonischen Bedingungen und wehrt sich hartnäckig dagegen. Bismarck antwortet, daß diese Bedingungen mehr als

[1]) Man sehe die Karte der Friedenspräliminarien und die blaue Linie im ersten Bande dieses Werkes.

einem Deutschen ungenügend erschienen, die zwölf und selbst fünfzehn Milliarden gewollt hätten ... Die Verhandlung war sehr heftig. Es passierte Thiers zu sagen: „Das ist empörend!" Da fing Bismarck an eine Zeitlang deutsch zu sprechen, und drohte damit, die Verhandlungen abbrechen zu wollen, und verlangte einen Dolmetscher. Dann kommt er, als er glaubt, ihm einen genügenden Schrecken eingejagt zu haben, auf die Frage zurück. Thiers, der sich nicht gerührt hatte, erinnert ihn daran, daß im Oktober 1870 von Metz keine Rede gewesen sei. „Heute müssen wir Metz haben," erwiderte der Kanzler heftig, „davon hängt unsere Sicherheit ab." Die Unterredung schloß damit, und der einzige Vorteil, den Thiers erzwungen hatte, war die Verlängerung des Waffenstillstandes um fünf Tage.

Am 22. Februar spielte Thiers, als er mit Bismarck an der Ecke der Rue de Provence zusammengetroffen war und in dem Augenblicke, wo er ihn verließ, um den Kaiser Wilhelm zu sehen, auf die Sympathien Europas für die französische Sache an. Der Kanzler sagt ihm darauf ungeduldig: „Wenn Sie mir mit Europa kommen, dann spreche ich von Napoleon!" Thiers entgegnete, daß der nicht mehr zu fürchten sei. Da bat ihn Bismarck, an das Plebiszit, an die Landbevölkerung und an die Soldaten zu denken. „Die Garde kann ihre frühere Stellung nur unter dem Kaiserreiche wiedergewinnen. Es wird für Napoleon nicht schwer sein, hunderttausend in Deutschland gefangene Soldaten zu gewinnen. Wir brauchen diese Leute nur bewaffnet durchzulassen, und Frankreich gehört ihm. Wenn die Bedingungen, die wir stellen, nicht zugestanden werden, dann werden wir eingreifen, — was wir bis jetzt nicht getan haben, — und dann zwingen wir Ihnen Napoleon auf." Vor solchen Drohungen war die Stellung des Chefs der ausübenden Gewalt sehr unangenehm geworden. Der General Stosch, der 1870 Generalintendant war, schrieb am 23. Februar von Versailles an seine Frau: „Thiers ist hier, der Waffenstillstand ist um zwei Tage verlängert worden, und daraus folgt, daß der Friedensschluß in Kürze erfolgen wird. Thiers konnte nicht eher etwas Endgültiges abmachen, als bis seine fünfzehn Ratgeber angekommen waren. In einigen Tagen werden wir entscheidenden Ereignissen beiwohnen, und gerade deswegen hören wir gar nichts mehr. Bei großen Gelegenheiten tut Bismarck, der sonst so gesprächig ist, die Lippen nicht voneinander. Man sagt, Thiers sei sehr gedemütigt. Er sieht sich von keinem Menschen unterstützt und sucht Verbündete. Bismarck hatte das aber vorausgesehen; er hat von hier alle fremden Diplomaten entfernt. Napoleon hat auch einen Vertreter bei uns, der eventuell an den Verhandlungen teilnehmen soll. Thiers wird heute nachmittag in Privataudienz empfangen werden, er will an das Herz des Königs appellieren. Ich hoffe, daß Bismarck

hinter der Tür stehen und dafür sorgen wird, daß unser alter Souverän nicht weich wird ... Der Kronprinz hat mich eingeladen, ihn zu Wagen bis nach Saint-Germain zu begleiten, sobald Thiers entlassen sei. Ich nehme an, er will mit mir über die Unterredung sprechen." Stosch schrieb am 23. Februar: „Thiers ist also gestern vom Könige und vom Kronprinzen empfangen worden. Er zeigt sich äußerst bescheiden und schiebt die ganze Verantwortung auf Napoleon. Der König und sein Sohn haben ihm erklärt, sie wünschten den Frieden, die dazu nötigen Verhandlungen könnten aber nur durch Bismarck geführt werden. Thiers hat auch von der sehr gewichtigen Frage unsers Einzuges in Paris gesprochen. Er hat gesagt, die Sache an und für sich sei nicht schwer, es sei nur ärgerlich für die Pariser. Bismarck blieb seiner alten Taktik treu und zeigte stets dieselbe Brutalität. Voller Trauer und beunruhigt ging Thiers zur Präfektur und wurde vom Kaiser sehr höflich empfangen, der sich darauf beschränkte, die für uns schreckliche Notwendigkeit zu bedauern, die ihm die Ereignisse vorschrieben, und denen er sich nicht entziehen könnte. Der französische Unterhändler war übrigens so sehr von dem Gedanken, Metz aufgeben zu sollen, bewegt, daß Bismarck genötigt war, ihm zu sagen, das seien nur einfache Vorbesprechungen. Und zu einem seiner Intimen sagte der Kanzler zu der Zeit: „Man würde mir den Hals abschneiden und meinem Souverän auch, wenn wir ohne Elsaß und Lothringen nach Berlin zurückkehrten."

Thiers wußte im voraus, daß die Unterredung sich hauptsächlich um den Einzug der Preußen in Paris drehen würde. Bismarck hatte ihm nämlich tagsvorher davon gesprochen, was ihn sehr in Schrecken versetzt hatte. „Wie," hatte Thiers gesagt, „um Ihre Eigenliebe zu befriedigen, setzten Sie sich einer Katastrophe aus? Denn wenn Paris geplündert wird, leiden wir gewiß darunter; Sie würden aber entehrt sein, und nach einem solchen Trauerspiel würde der Friede unmöglich!" — „Wenn Sie mit der Würde der Pariser Bevölkerung rechnen müssen, muß ich auf den Ruhm der preußischen Armee sehen und in Betracht ziehen, daß man nicht sagt, wie Ihre Zeitungen das täglich tun, daß diese Armee, die bis an die Tore von Paris gekommen ist, nicht gewagt habe hineinzugehen." Und auf die vom General Trochu veröffentlichten Briefe hinweisend, fügte er hinzu, der Kaiser sei sehr darüber beleidigt gewesen, daß von ihm, einem militärischen Souverän, gesagt worden sei, man wolle wetten, daß er sich nicht einem Pistolenschuß aussetzen werde. Jedoch führte Bismarck wie ein Auskunftsmittel an, daß man nur einen der entlegenen Teile von Paris, etwa die Champs Elysées, besetzen lassen könne, wodurch alles geregelt werden könne. Thiers führte dem Könige alle Gründe gegen einen Einzug in Paris an; natürlich war er darauf bedacht,

den Gedanken an ein Attentat gegen seine Person nicht auszusprechen, er wies aber nachdrücklich auf die Möglichkeit eines Zusammenstoßes hin, wodurch vielleicht eine Plünderung von Paris herbeigeführt werden könne. Der Kaiser antwortete ihm, daß er für die Disziplin seiner Armee garantiere, und sagte, es müsse für die Soldaten etwas geschehen, und ihnen zu untersagen, in die Hauptstadt einzuziehen, sei recht hart.

Darauf suchte der Chef der ausübenden Gewalt den Kronprinzen auf, der ihm über die Friedensbedingungen Aufschluß gab, und zwar mit solchem Wohlwollen, daß er einige Hoffnung faßte. Hat er Thiers die Hoffnung gelassen, es gäbe ein Mittel Metz zu retten? Deutsche Schriftsteller haben es gesagt, und in bezug hierauf hat Professor Hans Delbrück in Jena, der sich etwas zuviel auf die Behauptungen des Dr. O. Lorenz verläßt, kürzlich geschrieben: Während der Verhandlungen von 1871 war Deutschland schon bereit, auf Metz zu verzichten; aber die Franzosen sind wankend geworden, und Bismarck hat da natürlich festgehalten." Die Franzosen sind aber nicht im geringsten wankend geworden, und man kann behaupten, daß ebensowenig wie der Kanzler, der Kronprinz von seinem Vater und dem Generalstabe die Aufgabe von Metz erlangt haben würde. Die Annektierungswut war noch größer als im Jahre 1866, und diese überwog die besten politischen Berechnungen. Und wie Thiers ganz richtig sagt, indem er an die vergeblichen Bemühungen erinnert, die er gemacht hat, um die Forderungen des Siegers einzuschränken: „Ich habe die Hinweise auf die Zukunft hervorgehoben, den unversöhnlichen Haß, den man im Herzen eines großen Volkes erregen würde. Ich muß aber auch sagen: der Sieg ist nicht immer viel vernünftiger als die Niederlage." Dann kommt Thiers zu Bismarck zurück. Der Tag war stürmisch. Die beiden Unterhändler verließen die allgemeinen Dinge, um auf spezielle Fälle sprechen zu kommen, und das gab Veranlassung zu heftigen Auseinandersetzungen. Thiers sparte seine Kräfte auf für das, was noch gerettet werden konnte, und versicherte, die Franzosen würden auf kein Stück von Lothringen verzichten. Metz war der Gegenstand einer langen Debatte zwischen ihnen, was den Irrtum derer beweist, die Thiers anklagen, nichts getan zu haben, um diese unglückliche Stadt zu retten. Thiers erinnerte Bismarck daran, daß er im November weniger anspruchsvoll gewesen sei. „Was im November möglich war," antwortete der Graf, „das ist es heute nicht mehr, nach dreimonatigem Blutvergießen." Und er fügte kurz hinzu, wenn es unsere Absicht wäre, Metz nicht abzutreten, dann könne man die Verhandlungen nur gleich abbrechen. „Wir werden sehen, ob wir sie abbrechen müssen," erwiderte Thiers, der einsah, daß seine Hartnäckigkeit zu nichts führte, und nahm die Kriegsentschädigung in Angriff. Sechs Milliarden schienen Bismarck eine sehr bescheidene

Summe. Thiers hatte keine Mühe zu beweisen, daß bei sechs Milliarden Preußen wenigstens drei Milliarden Nutzen hätte, wodurch die Kriegsentschädigung in eine richtige Finanzspekulation verwandelt würde. Der Kanzler, der auf das Geld ganz besonders erpicht zu sein schien und in dieser Beziehung die herbe und habgierige Haltung seiner Vorgänger im Jahre 1815 einnahm, behauptete, diese Zahl sei ihm von Preußen angegeben worden, und er könne nicht darüber entscheiden, ohne nach Berlin zu telegraphieren. So wurde denn abgemacht, daß er nach Eintreffen der Antwort aus Berlin sofort besondere Leute nach Paris schicken werde, um über diesen Gegenstand mit Thiers zu verhandeln.

Am folgenden Tage, dem 23. Februar kamen von Henkel und Bleichröder, die Finanzleute Bismarcks, und wiederholten Thiers getreulich, was ihr Herr ihm am Tage vorher gesagt hatte. Der Chef der ausübenden Gewalt zeigte ihnen, daß eine derartige Finanzoperation unmöglich wäre, und daß man nicht leicht von den Kapitalisten Europas eine derartige Summe beschaffen könne. Bleichröder, der erste Bankier Deutschlands, gab das ungefähr zu; nur von Henkel, ein politischer Abenteurer und Gelegenheitsfinanzmann machte einige Schwierigkeiten, um diese Tatsache zuzugeben. Der eine wie der andere schienen am Schlusse mit unserer Lage Mitleid zu haben und erboten sich mit Unterwürfigkeit, diese Kriegsentschädigung zu regeln unter der Bedingung, daß man Preußen die Steuern in Frankreich erheben ließe. Thiers wies natürlich dieses interessierte Angebot zurück und antwortete mit gerechtem Stolze, Frankreich werde sich schon selbst zu helfen wissen.

An demselben Abend vereinigte der Cef der ausübenden Gewalt, dem man vorgeworfen hat, die Vertreter, die ihn begleiteten, nicht zu Rate gezogen zu haben, die fünfzehn Mitglieder der parlamentarischen Kommission, die die Versammlung ihm als Genossen mit nach Versailles gegeben hatte. Es waren das Benoist d'Azy, Teisserenc de Bort, Graf de Mérode, Deseilligny, Victor Lefranc, Laurenceau, Baron Lespérut, Saint-Marc-Girardin, Barthélemy-Saint-Hilaire, Pouyer-Quertier, Vitet, Batbie, General d'Aurelle de Paladines, Admiral La Roncière le Noury und Admiral Saisset, alles Patrioten, alle kompetent, alle über die Ereignisse unterrichtet, alle beseelt von dem Wunsche im alleinigen Interesse Frankreichs zu handeln. Ich habe sie mehrere Male von diesen schmerzlichen Ereignissen sprechen hören und kann bestätigen, daß alles, was folgt und die Erzählung Thiers bildet, genau der Wahrheit entspricht. Thiers erstattete ihnen, sehr bewegt, über die Verhandlungen Bericht. Seine Erregung entsprach der seiner Kollegen. Die Bedingungen Preußens waren so schrecklich! Allerdings behielten wir den größten Teil Lothringens, aber Metz war verloren!... Thiers ließ seine Kollegen in

der Unruhe, in der er selbst war, wegen der Ostgrenze, besonders in bezug auf Belfort, den wichtigsten Punkt dieser Grenze. Würde er es erreichen, diese heldenmütige Stadt zu retten, die fünf Monate lang den heftigsten Anstrengungen der Preußen widerstanden hatte und noch widerstand, und wie Bitsch es bewiesen hat, daß da, wo sich Männer befinden, die entschlossen sind sich mit allen Mitteln und bis in den Tod zu verteidigen, auch der hartnäckigste Feind gezwungen ist zurückzuweichen? Nach dem Verluste von Straßburg, nach dem Verluste von Metz mußte man Belfort um jeden Preis halten. Darauf verwandte Thiers eine Zähigkeit ohne Gleichen. Er erklärte der Kommission, daß er die sechs Milliarden Kriegsentschädigung nicht annähme. Seine Kollegen waren auch der Meinung, das sei übertrieben; aber alle dachten und sagten, daß Frieden geschlossen werden müsse, denn nichts sei unglücklicher, als den Krieg unter den bedauernswerten Bedingungen wieder zu beginnen, in denen sich die militärischen und wirtschaftlichen Kräfte des Landes befanden. Dieser Entschluß der parlamentarischen Kommission beweist entgegen dem, was gesagt worden ist, daß die Kommission zu Rate gezogen worden ist, und einen großen Anteil an der Verantwortung bei der wichtigen Frage des Präliminarfriedens auf sich genommen hat.

Der 24. Februar war einer der dramatischesten Tage dieser schmerzlichen Verhandlungen. Kern, der Gesandte der schweizerischen Eidgenossenschaft, war gekommen, um mit Bismarck über das Interesse zu sprechen, das Frankreich habe, seine Verbindungen mit der Schweiz zu behalten, und hatte das in der besten Absicht getan. „Was wollen Sie hier?" hatte ihn der Kanzler barsch gefragt. „Worein mischen Sie sich? Das ist eine Frage, die zwischen Frankreich und uns ausgemacht werden muß! Und Sie, die Neutralen, sollen sich nicht dareinmischen; wir haben unsere Bedingungen gestellt, die stehen unwiderruflich fest und wir ändern nichts daran. Wenn sie nicht angenommen werden, fängt der Krieg wieder an!" Kern ging ganz bestürzt nach Paris zurück und erzählte Thiers diese Szene; er bemerkte ihm, er müsse auf jede Hoffnung verzichten, Bismarck zur Mäßigung zu bewegen, und er müsse sich beeilen Frankreich aus dem Abgrunde zu ziehen, in den es gestürzt sei. Dieser Bericht war nun nicht sehr ermutigend, und Thiers ging sehr beunruhigt nach Versailles. Dort kam er nun ein letztes Mal auf die Frage von Metz zurück, der so ausgeprägt französischen Stadt, und bat mit inständigstem Flehen sie bei Frankreich zu lassen. Bismarck erkannte an, es sei unpolitisch, unser Land zur Verzweiflung zu bringen, und fügte hinzu, er habe selbst die Ansprüche der Militärpartei mäßigen wollen; dann sagte er aber aufs bestimmteste, es sei unmöglich, Metz fahren zu lassen. „In Deutschland beschuldigt man mich, die Schlachten zu verlieren, die

Herr von Moltke gewonnen hat. Verlangen Sie also nichts Unmögliches von mir!" Dieser so schlimme Tag ist in den Denkwürdigkeiten des Generals von Stosch so geschildert:

„Bismarck hat die beiden Unterhändler famos geschüttelt. Gleich am Anfang der Sitzung war er genötigt, sich eine Minute zu entfernen. Thiers benutzte das, um das Fenster zu öffnen. Nur um etwas zu sagen, sagte ich, es wäre recht warm. — „Ganz sicher!" rief Thiers aus, „besonders, wenn man so wie wir behandelt wird!"

Die beiden Franzosen waren sehr wortreich und hielten bei jeder Bemerkung oder bei jedem Vorschlage unendliche Reden. Schließlich sagt Bismarck:

„— Das kann so nicht weitergehen. Wir kommen nicht von der Stelle. Ich bitte Sie recht sehr, mir nicht anders als durch Gegenvorschläge zu antworten."

Thiers: „Wir müssen sie aber doch motivieren."

Bismarck: „Keineswegs. Sie müssen es mir überlassen, ihren Wert zu prüfen. Im allgemeinen bitte ich Sie, Ihre Worte besser zu beachten und beleidigende Ausdrücke zu vermeiden. Sie sind die Herren Frankreichs, Sie sind vollständig unabhängig. Das ist aber bei mir nicht der Fall, ich bin durch meine Instruktionen gebunden und gezwungen, die Befehle meines Souveräns genau auszuführen. Sie wissen, daß wir am Montag das Feuer eröffnen werden, wenn wir uns vorher nicht einigen können. Ich hoffe, daß Sie das verstehen. Nun verhandeln wir heute schon sieben Stunden, ohne es zu einer Lösung zu bringen, und meine Gesundheit gestattet mir nicht, das so weiter zu machen."

Diese Philippika machte auf die beiden Franzosen einen ganz bedeutenden Eindruck, und Thiers rief mehrere Male:

„Aber Herr Graf, aber Herr Graf!..."

Endlich erklärten sie, andere Konzessionen nicht machen zu können, und gingen nach Hause. Sie sind heute zurückgekommen, und ich habe erfahren, sie würden unterzeichnen.

Die armen Leute kamen nicht zum Ziele, weil Bismarck jeden Augenblick neue Klauseln in die Präliminarien einführte. Er will mit den Franzosen gänzlich fertig werden, ehe andere das Recht haben ihre Nase in die Verhandlungen zu stecken, und ich bin überzeugt, daß er das erreichen wird."

Das waren die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, und da sieht man, ob es leicht war, die Hauptstadt Lothringens Frankreich zu erhalten!

Diesmal sah nun Thiers, daß der Entschluß der Deutschen unwiderruflich feststand, und daß er alle seine Kräfte darauf richten müsse,

die Ostgrenze zu retten. „Da habe ich dann wegen Belforts einen Strauß ausgefochten," sagt er, „an den ich mich mein ganzes Leben erinnern werde. Belfort ist die Ostgrenze; denn wenn die preußischen Truppen über Verdun und Metz kommen können, werden die Süddeutschen immer über Belfort kommen, besonders wenn die Neutralität der Schweiz verletzt wird." Bismarck antwortete, diese Festung liege im Elsaß, und es sei abgemacht, der ganze Elsaß gehe an Deutschland über. Lange Stunden sagte Thiers, der bald drohte, bald flehte, er werde Belfort niemals abtreten. „Nein, niemals," rief er aus, „werde ich Metz und Belfort zugleich abtreten. Sie wollen Frankreich finanziell ruinieren und es auch an seinen Grenzen ruinieren! Nun, dann soll man es ganz nehmen und es verwalten, dann mag man die Steuern erheben! Wir werden uns zurückziehen, und dann können Sie es vor Europa regieren, wenn das es zugibt!" Er sprach diese Worte mit einer solchen Verzweiflung, daß Bismarck, selbst gerührt, seine Hände ergriff und ihm sagte: „Glauben Sie mir, ich habe alles getan, was ich konnte ... Es ist aber unmöglich, Ihnen einen Teil vom Elsaß zu lassen." Thiers gab aber nicht nach. „Ich unterzeichne sofort," erklärte er, „wenn Sie mir Belfort lassen. Sonst nichts, nichts als das Äußerste, wie es auch kommen mag!"

Vor einer solchen Entschlossenheit, die unerschütterlich schien oder vielmehr war, ermüdete der Sieger; der Sieger wird besiegt. „Was wollen Sie!" rief Herr von Bismarck. „Ich will beim Könige einen Versuch machen, ich glaube aber nicht, daß er Erfolg haben wird." Sofort schrieb er zwei Briefe, von denen er einen zum Könige und den anderen zu Moltke bringen ließ. Dann wandte er sich an Thiers: „Ich habe Moltke hergebeten, denn den müssen wir auf unsere Seite bringen; ohne ihn werden wir nichts erreichen." Diese dramatische Szene wird in wenig Worten in der ergreifendsten Weise geschildert: „Es vergeht eine halbe Stunde; jedes Geräusch im Vorzimmer ließ unser Herz lauter klopfen ... Endlich öffnet sich die Tür. Man meldet, daß der König auf der Promenade und Herr von Moltke nicht zu Hause ist. Der König wird erst um vier Uhr zurückkehren; Herr von Moltke, man weiß nicht wann. Wir entschließen uns zu warten; denn fortgehen, ohne die Frage zu entscheiden, hieße sie verlieren. Herr von Bismarck verläßt uns, um zu frühstücken, und wir bleiben eine Stunde allein, Jules Favre und ich, in unaussprechlicher Besorgnis. Herr von Bismarck kommt wieder. Der König ist zurück, aber man will keine Entscheidung treffen, ohne Herrn von Moltke gesprochen zu haben. Dieser kommt endlich. Herr von Bismarck verläßt uns, um sich mit ihm zu besprechen. Wir warten. Die Unterredung scheint uns lange zu dauern. Herr von Bismarck tritt ein, mit zufriedenem Gesichte: „Moltke ist auf unserer Seite," sagt er, „er

wird den König umstimmen." Man ruft Herrn von Bismarck, der sich erkundigt, was Herr von Moltke bringt. Nach einer recht langen Unterredung mit ihm kommt er zurück, und die Hand noch am Drücker, sagt er: „Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen. Was wollen Sie lieber: Belfort oder unsere Verzichtleistung auf den Einmarsch in Paris?" — Ich zögere nicht, und mit einem Blick auf Jules Favre, der meine Meinung errät und sie teilt, rufe ich: „Belfort! Belfort!"

Und Thiers fügt diese edlen Worte hinzu: „Der Einzug der Deutschen in Paris sollte eine Qual für unseren Stolz sein; eine Gefahr für uns, die Regierenden; aber das Vaterland vor allem! Die Trauer der Stadt Paris ist das Lösegeld für Belfort!"

Der General von Stosch beurteilt die beiden französischen Staatsmänner folgendermaßen:

„Thiers ist geschickt und vom Gefühle seiner Verantwortung durchdrungen. Er erkennt es offen an, daß es überall fehlt, und man sieht, daß es nirgends eine solide Grundlage gibt, auf der man eine neue Regierung aufbauen könnte, trotzdem schüttet er das Kind nicht mit dem Bade aus und vernachlässigt nichts, um diese Lage zu verbessern. Er hat ganz das Aussehen eines Modearztes: untadelhafte Kleidung, feine Manieren, eine liebenswürdige Sprache, wobei hie und da ein beißendes Wort oder ein Scherz mit unterläuft. Wenn einer seiner Kranken unrettbar verloren ist, gibt er doch die Partie nicht auf, sondern sucht es so einzurichten, daß er doch noch über die Frist hinaus lebt. Dagegen will er nichts von Operationen wissen, bei denen die Patienten unter seinen Händen zu sterben riskieren. In dem Falle übergibt er die Kranken einem Kollegen. —

Jules Favre ist Advokat vom Fuß bis zum Scheitel. Er ist ein untersetzter Mann von rauhem Äußern. Er hat ein Leben voller ernster Arbeit hinter sich und verdankt nur sich allein alles, was er besitzt. Für den Augenblick entwickelt er alle seine Kunstgriffe und Finessen, um den laufenden Prozeß zu gewinnen, denn er fühlt absolut keine Lust, das Schicksal seines Klienten zu teilen, wenn dieser zum Galgen verurteilt werden sollte. Andererseits ist er aber nicht der Mann danach, dem Beispiel anderer Minister, seiner Vorgänger zu folgen, ich will damit sagen, auf den Kauf oder Verkauf des Strickes zu spekulieren . . ." Das ist das humoristische Urteil eines deutschen Offiziers über die, die die peinliche Aufgabe hatten, über die schrecklichen Friedenspräliminarien zu verhandeln.

Thiers, der Paris um elf Uhr morgens verlassen hatte, fuhr um halbzehn Uhr abends von Versailles fort, als er endlich Belfort für Frankreich gerettet hatte. Von zehn Uhr bis Mitternacht unterhielt er

sich mit der parlamentarischen Kommission; er erzählte ihr mit großer Bewegung, was vorgegangen war, und sie dankte ihm für seine mutigen Anstrengungen. Am folgenden Tage bereitete Bismarck Thiers, der gekommen war, um ihn zu besuchen, einen überraschenden Empfang. Er warf ihm im Laufe der Unterhaltung vor, auf schon abgemachte Sachen zurückzukommen und unter einer anderen Form die Vorteile wieder wegzunehmen, die er uns entrissen hätte.

Thiers hatte nur versucht, eine Ausgleichung der durch seine Bemühungen auf fünf Milliarden verringerten Kriegsentschädigung mit dem Teile des Kapitals der öffentlichen Schuld zu erlangen, die den auf die abgetretenen Gebietsteile entfallenden Steuern entspräche. Was Bismarck nicht eingestand, war, daß er von Lord Granville ein Telegramm erhalten hatte, worin dieser gegen die Höhe der Kriegsentschädigung protestierte. Der erzürnte Kanzler beschuldigte uns in heftigen Ausdrücken, Vorwände zu erfinden, um die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und uns vorzubereiten, den Krieg wieder aufzunehmen. „Sie haben keinen anderen Zweck," sagte er, „als wieder ins Feld zu rücken; dort werden Sie die Unterstützung und die Ratschläge Ihrer guten Freunde, der Engländer finden!" Dann erhitzte er sich noch mehr: „Ich bin ein recht guter Kerl, daß ich mir die Mühe gebe, zu der Sie mich verurteilen; unsere Bedingungen sind ein Ultimatum, Sie müssen sie annehmen oder ablehnen. Ich will nichts mehr damit zu tun haben. Bringen Sie morgen einen Dolmetscher mit; von nun an spreche ich nicht mehr französisch!" Darauf begann er mit einer wütenden Lebhaftigkeit in deutscher Sprache zu sprechen, während Thiers ein betrübtes Schweigen bewahrte. Die Ankunft Alphons von Rothschilds machte dieser peinlichen Szene ein Ende. Von dem Augenblicke an wurde Bismarck ganz anders, er zeigte sich zuvorkommend und sogar liebenswürdig. Thiers nahm seine Höflichkeitsbezeigungen kalt auf und verließ ihn gegen elf Uhr abends, ohne die Zugeständnisse in extremis gemacht zu haben, auf die Bismarck rechnete. Jeder Paragraph des Präliminarvertrages war einzeln beraten worden; nun handelte es sich nur darum, ihn zweimal ins Reine zu schreiben.

Man hatte sich verabredet, am Sonntag, dem 26., um ein Uhr zum Unterzeichnen zusammenzutreffen. Thiers und Jules Favre waren pünktlich, aber man ließ sie mehr als drei Stunden warten, sei es wegen der Langsamkeit der Beamten, sei es aus Berechnung. Als der Text des Präliminarfriedensvertrages vor den Ministern Bayerns, Württembergs und Badens verlesen und verglichen war, ließ Bismarck, der seine Freude nicht verhehlte, großartig eine goldene Feder holen, die ihm die Damen Berlins für diese Gelegenheit geschickt hatten. Ohne den Schmerz zu

zeigen, der ihn zerriß, schritt Thiers an den kleinen Spieltisch, wo man die Dokumente niedergelegt hatte, und schrieb langsam seinen Namen. Jules Favre bewahrte dieselbe Haltung, und dann zogen sich beide schweigend zurück.

„Im Wagen", erzählt Jules Favre, „fanden wir während der ganzen Fahrt kein Wort der Unterhaltung. Mein Herz war so bedrückt, daß ich fast erstickte. Unbeweglich und wie gelähmt litt Thiers unter seiner Erregung. Von Versailles bis Paris hörten seine Augen nicht auf, sich mit Tränen zu füllen. Er trocknete sie, ohne ein Wort zu sagen, aber man konnte leicht an dem Ausdruck seiner verstörten Züge sehen, daß er den tiefsten Schmerz erlitt, den ein Mensch je erleben kann." Die Notizen Thiers' enthalten hierüber nur eine Zeile; sie ist aber bezeichnend: „Schrecklichster Tag meines Lebens!..."

Der erste Teil der ungeheuren Aufgabe, die der Chef der ausübenden Gewalt übernommen hatte, war beendigt. Gott weiß, um welche Opfer und mit welchen Mühen! Der zweite Teil, d. h. die Befreiung des Landes sollte, wie wir bald sehen werden, in weniger als drei Jahren durch Thiers vollführt werden. Das ist genug, um sein Andenken für ewig zu ehren.

Nach diesem scheint es erlaubt zu sein, zu sagen, Thiers habe als guter Franzose und als kluger, braver Mann gehandelt. Es ist auch angebracht, daran zu erinnern, daß seine Bemühungen nicht nutzlos gewesen sind, da er außer der Erhaltung Belforts die Herabminderung der Kriegsentschädigung um eine Milliarde erreicht und die Frage wegen Nancy, Nizza und Savoyen beseitigt hat. Endlich hatte er trotz der schrecklichen Opfer die Hauptsache gerettet, d. h. die Zukunft. Die Preußen hatten geglaubt, unsere finanzielle Macht gebrochen und uns damit vernichtet zu haben. Es ist bekannt, welche Antwort Frankreich in kurzer Zeit auf so kecke Prätentionen hat geben können, und dadurch hat unser Vaterland das unerschütterliche Vertrauen Thiers' gerechtfertigt.

Unter solch schrecklichen Umständen schrieb Jules Favre die folgenden Briefe an Jules Simon, die diese historischen Szenen vervollständigen, die wir nie vergessen werden.

26. Februar 1871.

„Mein Freund, wir sind recht unglücklich; wir haben gestern einen schrecklichen Tag in Versailles zugebracht, und es war das bittere Gefühl der vollständigen Schwäche unseres unglücklichen Landes nötig und zugleich die glühende Liebe, die es uns einflößt, mit der Notwendigkeit, es bis zum Ende zu schützen, um nicht zwanzigmal mit diesem hochmütigen Sieger zu brechen, der sich hart, unbescheiden und bis zur äußersten Möglichkeit anspruchsvoll gezeigt hat. Wir haben den Kelch bis zur Hefe

geleert, und die Kommission hat uns vollständig zugestimmt. Wir haben die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten nicht auf uns nehmen können, die den vollständigen Ruin Frankreichs und vielleicht sein politisches Aufhören herbeigeführt haben würde. Wir müssen daher die schrecklichen Bedingungen auf uns nehmen, die uns gestellt werden. Man nimmt uns Metz, das deutsche Lothringen und etwas vom anderen!

In Wirklichkeit bleibt uns außer Metz, was ein grausamer Verlust ist, das französische Lothringen. Wir haben Belfort gerettet, das man uns nicht wiedergeben wollte, dafür legt man uns aber die Schmach eines Einzuges in Paris auf. Dieser Einzug wird sich nur auf einen Teil erstrecken und kurz sein. Es ist das Heil der Hauptstadt und vielleicht der Weltfrieden, der aus monarchischem und feudalem Stolze aufs Spiel gesetzt wird. Der König will in den Tuilerien frühstücken und auf dem Marsfelde eine Parade abnehmen. Ich weiß nicht, ob diese Phantasie nicht das größte Unglück herbeiführen wird, und ich bleibe in Paris, um sein Schicksal zu teilen.

Herr Thiers geht allein nach Bordeaux, um unsere Präliminarien vorzulegen. Ich vergaß den Gnadenstoß, das Namenlose, wodurch man uns fünf Milliarden auferlegt: man wollte sechs von uns. Wir haben nur diese Ermäßigung erreichen können, die uns immer noch eine niederdrückende Last auferlegt. Wir sind gestern erst um halb elf von Versailles zurückgekommen; wir hatten seit dem Morgen nichts gegessen. Es ist mir unmöglich, Ihnen den Mut und die wahre Seelengröße des Herrn Thiers zu schildern; ich liebe und bewundere ihn jeden Tag mehr.

Er hat die Ungehörigkeiten des Siegers mit unvergleichlicher Ruhe und Würde ertragen. Ihm verdanken wir Belfort. Ich würde es sicher nicht erlangt haben. Er stützt mich, wenn ich schwach werde, worin ich Großes leiste, wie Sie wissen. — Paris war gestern aufgeregt; die Bataillone der Nationalgarde wollen wieder marschieren. Man ist nicht ohne Sorge wegen des heutigen Tages, und nichts kann uns gut dafür stehen, daß nicht beim Einzuge der Preußen irgend etwas passiert. — Sie werden die Champs Elysées bis zu den Tuilerien besetzen, wo sie bis zur Ratifikation der Präliminarien bleiben werden. — Diese muß also schnell stattfinden. Was hat es übrigens auch für Wert, darum zu verhandeln! Wer hat nicht seine Ansicht? Das Unglück des Vaterlandes aufdecken, ist das nicht ruchlos? Und noch das Schauspiel des Bürgerzwistes hinzuzufügen, ist das nicht ein Verbrechen?

Die Versammlung wird das begreifen; das Herz unserer Kollegen wird mit dem unsrigen bluten; sie werden ebenso denken, wie wir.

Ich weiß nicht, mein lieber Freund, wann und wo ich Sie wiedersehen werde ...

Tausend Grüße an unsere Freunde. Sie werden morgen alle Mitglieder der Kommission und wahrscheinlich Herrn Thiers sehen. Erlauben Sie mir, Sie zu umarmen. Jules Favre."

Am Tage darauf schilderte der Minister des Auswärtigen die traurige Szene der Unterzeichnung in diesen ergreifenden Ausdrücken:

Paris, den 27. Februar, 4 Uhr nachmittags, 1871.

„Sie sind im Rechte, mein lieber Freund, wenn Sie mich anklagen, klage ich mich doch selbst an, daß es mir an Mut fehlt, und ich fühle, je weiter ich gehe, desto schlimmer wird meine innere Mutlosigkeit. Sie können sich keinen Begriff machen, was ich gelitten habe und was ich noch leide. Diese Verhandlungen waren schrecklich. Nie wohl sind Besiegte so in ihrer Machtlosigkeit erdrückt, erniedrigt und beleidigt worden. Und diese Qualen, die ganze Tage dauerten, waren nichts gegen die letzte. Als ich das Staatssiegel unter dies Urteil setzen mußte, glaubte ich zu sterben. Ich habe der Verlesung dieses weitschweifigen Vertrages mit einem Gefühle des Abscheus zugehört, und dann kam das Unterschreiben. Das ist nichts und das ist alles. Es ist die Schaufel voll Erde, die man auf den Sarg des geliebten Wesens wirft, dem man tagsvorher noch zugelächelt hat und das man in die eisige Gruft senkt. Ich hatte zugleich Mitleid und Verachtung. Elsaß und Lothringen standen vor mir; es schien mir, als verkaufte ich sie an Preußen. Das war gewiß absurd, und doch konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren. Die Deutschen waren glückstrahlend. Ich litt so, daß ihre Freude für mich keine Beleidigung mehr war. Herr Thiers hat diese Prüfung heldenmütig ertragen; als wir aber in den Wagen stiegen, ist er in Tränen ausgebrochen. So sind wir bis nach Paris gekommen, er immer weinend; ich dem Ersticken nahe und niedergeschmettert. Der Nachmittag war herrlich, der Weg besetzt mit Leuten, die uns grüßten. Ich hätte im Sarge liegen mögen. Am Abend war Paris in vollem Aufstand. Viele Polizeidiener bezahlten mit ihrem Leben die Unbeliebtheit ihres Standes. Wir haben die ganze Nacht hindurch in recht großer Angst verbracht. Jeden Augenblick meldeten uns Depeschen, daß Bataillone der Nationalgarden die Waffen nähmen, um gegen die Preußen zu marschieren.

Man glaubte nämlich, sie würden noch in der Nacht einziehen. Wir haben versucht, diesen Irrtum durch einen Avis zu beseitigen, den wir an die Bürgermeister sandten. Es ist uns aber nicht geglückt. Die Aufregung und Betörung nahmen nicht ab. So verging die Nacht, und heute morgen machten wir uns auf große Unruhen gefaßt. Es ist aber nichts Besonderes vorgefallen. Große Erregung, heftige Versammlungen, Drohungen, bewaffnete Zusammenrottungen, aber alles ohne ausgeprägten

Charakter. Herr Thiers hat sich nicht einen Augenblick zur Ruhe gelegt und hat für alles gesorgt. Wir wissen nicht, wie der Tag endigen wird und was diese Nacht passieren wird, ebensowenig, was morgen. Es lehnt sich ja jedes Wesen dagegen auf, wenn man bedenkt, daß dieser kecke Generalstab das Geschick von Paris und vielleicht ganz Frankreichs für eine kindische Eitelkeit aufs Spiel setzt. Ich hatte gesagt, ich würde die Preußen nicht nach Paris kommen sehen — und nun kommen sie — und ich habe selbst ihre Einlaßkarte unterschrieben!... — Mein lieber Freund, mein Herz ist gebrochen und ich glaube nicht, daß ich noch länger den Schmerz ertragen kann, der es gefaßt hält. Doch habe ich bleiben wollen; mit Paris zu leiden, ist eine Art bitterer Wollust, die ich kosten muß. — Das ist die Antwort meines innersten Gefühls auf die Schmähungen, mit denen man mich überschüttet.

Ich bin in dieser traurigen Erzählung unterbrochen worden und weiß nicht mehr, wie ich sie wieder aufnehmen soll. Die Aufregung meines Herzens ist derart, daß ich darin nicht mehr klar sehe, wenn ich auf den Grund blicke. Ich muß übrigens schließen, da der Kurier auf mich wartet. Sie werden Herrn Thiers sehen, der Ihnen von uns und unserer Not erzählen wird. Wenn wir einem großen Unglück entgegengehen, was mir leicht möglich scheint, dann erleiden wir grausame Folterqualen, und ich empöre mich, wenn ich denke, daß es ohne politische und militärische Notwendigkeit geschieht, und daß man aus reiner Ruhmsucht und nur, um uns in ekelhafter Weise zu beschmutzen, uns dieser Gefahr und diesem Schmerze aussetzt. Suchen Sie ihn zu verkürzen. Ich habe Herrn Thiers flehentlich gebeten, auf unsere Lage Rücksicht zu nehmen, und ich wiederhole meine Bitte.

Ich möchte nicht, daß die Verhandlung unterdrückt werde; es scheint mir aber, daß sie abgekürzt werden kann. Sie wird schrecklich sein. Vor den Augen Europas unser Unglück und unsere Machtlosigkeit aufzudecken, ist ein Verbrechen. Denken Sie daran! — Machen Sie es kurz! Das wird ein Mittel sein, uns davon zu befreien, wenn wir noch leben; ich empfehle Ihnen meine Kinder. Wenn mir ein Unglück zustößt, schützen Sie sie und helfen Sie ihnen, nach Paris zurückzukehren. — Ich werde Ihnen morgen schreiben. — Ich habe Ihre Briefe erhalten und danke Ihnen dafür...

Und hiermit, mein Freund, umarme ich Sie wunden Herzens, das aber stets voller Liebe für Sie ist. Jules Favre."

Während Thiers nach Versailles ging, um für Frankreich über die Lebensfrage zu verhandeln, begnügte sich Napoleon nicht damit zu sehen, wie die Regierung der nationalen Verteidigung mit Deutschland

verhandelte. Er wollte sich dareinmischen und griff am 4. Februar in die Unterhandlung ein. Um dem Kaiser Wilhelm Vorschläge zu überbringen, hatte er eine sehr intelligente Frau gewählt, die Gräfin Mercy-Argenteau, eine geborene Caraman-Chimay, eine Enkelin der Madame Tallien. Diese Frau, die sehr gebildet und sehr talentvoll war, hatte einst am Tuilerienhofe wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes Aufsehen erregt. Ihr Mann, der Graf Eugène de Mercy-Argenteau, von Geburt Österreicher, war durch einen Erlaß vom 7. November 1869 als Franzose naturalisiert worden. Er stand in Verbindung mit der diplomatischen Welt und verkehrte sehr viel in der Pariser Gesellschaft. An diese Frau, deren Fähigkeiten und Klugheit er kannte, richtete der Kaiser Briefe, die klar darlegen, daß er den Wunsch hatte die Macht wieder an sich zu nehmen, und die uns vor einigen Jahren durch Herrn Paul Lindenberg bekannt geworden sind[1]).

Am 4. Februar 1871 schrieb Napoleon der Gräfin Mercy-Argenteau, der deutsche Kaiser sei Herr der Lage, und da die Nationalversammlung, die aus den Wahlen vom 8. Februar hervorgehen würde, unfähig sei eine Regierung zu bilden, könne Wilhelm I. nur mit einer legitimen Regierung einen Vertrag abschließen, d. h. dem Kaiserreiche. So gab er denn der Gräfin die Friedensbotschaft, um sie „wie eine Taube" nach Berlin zu bringen. Unter dem Schleier des Inkognitos ging sie durch die deutschen Linien nach Versailles, wo sie Bismarck besuchte, der ihr gern zu einer Audienz beim Kaiser helfen wollte. Sie überreichte dem deutschen Kaiser einen Brief vom Exkaiser der Franzosen. Wir haben diesen Brief nicht, aber wohl den, den Napoleon an die Gräfin Mercy-Argenteau geschrieben hat: „Der Zustand Frankreichs ist beklagenswert," sagt der frühere Souverän, „und ich sehe nicht, woher das Heil kommen soll. Der deutsche Kaiser zeigt den ritterlichen Sinn nicht, den ihm jeder zugesteht. Heute aber, wo wir vollständig besiegt sind, fallen jedoch die Interessen Deutschlands mit den unsrigen zusammen. Was man in beiden Ländern wünschen muß, das ist die Wiederherstellung der Ordnung, Unterdrückung des revolutionären Geistes, Wiederbelebung des Wohlstandes, was allein ermöglichen kann, die Kriegskosten zu bezahlen und den Frieden zu sichern. Wenn ich an der Stelle des Kaisers und Königs stände, würde ich, wenn die Nationalversammlung den Frieden angenommen hat, fordern, daß das Volk befragt werde, um eine Regierung zu bilden, die stark genug wäre die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen."

So schlug Napoleon ein neues Plebiszit vor, von dem er erwartete, es werde ihm persönlich günstig ausfallen. Wenn nun aber die Ver-

[1]) Velhagen und Klasings Monatshefte. — Man vgl. auch den Temps vom 25. August 1906.

sammlung den Frieden zurückwies, was sollte Wilhelm I. dann tun? „Ich würde in Paris einziehen," schrieb Napoleon, der sich in Gedanken an die Stelle des deutschen Kaisers versetzte. „Ich würde die Demagogen verjagen, die die Gewalt usurpiert haben; ich würde erklären, nur mit einer legitimen Regierung verhandeln zu wollen. Ich schlüge dieser Regierung einen weniger drückenden Frieden vor, als den, der der Versammlung angeboten worden ist, und ein Bündnis, das auf einer billigen Berücksichtigung der beiden Länder gegründet sein sollte." Die deutsche Regierung dachte aber gar nicht daran, der alten kaiserlichen Regierung weniger schwere Bedingungen zu stellen, wie das deutlich aus den vorhergegangenen förmlichen Erklärungen erhellt. Napoleon gibt die Entschädigungen nicht an, aber er läßt durchblicken, daß sie für den Sieger leicht zu finden sein würden, der der Schiedsrichter Europas sei. „Nichts fehlt dem Ruhme des Kaisers und Königs, als daß er einen großen Frieden schließe. Ich verstehe darunter einen Frieden, der anstatt als Spuren seines Daherkommens Zerstörung, Verzweiflung und Anarchie zu lassen, die Größe seines Charakters und die Schärfe seines politischen Blickes erkennen läßt." Alles das war recht klangvoll ausgedrückt, es sollte aber kein Echo finden. Es ist ja bekannt, und es liegt mir daran es zu wiederholen, daß der deutsche Generalstab Bismarck seine Mäßigung bei Nikolsburg und bei Prag als Verbrechen angerechnet hatte. Heute hatte Herr von Moltke, den der Hof unterstützte, keine Lust auf Straßburg und Metz zu verzichten, ob man nun mit der Republik oder mit dem Kaiserreiche verhandle. Der Kaiser Wilhelm hatte auch Geschmack an Eroberungen bekommen, und wenn, was nicht anzunehmen ist, sein Kanzler ihm unerwartete Zugeständnisse angeraten hätte, würde er sicher nicht darauf gehört haben. Der Versuch der Gräfin Mercy-Argenteau hatte übrigens keinen Erfolg. Der deutsche Kaiser war nicht dazu aufgelegt, seine Bedingungen zu mäßigen und zu handeln wie der französische Kaiser, der sich nach einem ersten Siege wahrscheinlich mit einem Frieden, wie der von Villafranca begnügt haben würde.

An demselben Tage hatte Napoleon eine Proklamation an die Franzosen erlassen, die den erhofften Eindruck nicht machte. Vom Glücke verlassen, habe er seit seiner Gefangennehmung „das tiefe Schweigen bewahrt, das die Trauer des Unglücks ist". Solange sich die Armeen gegenüberstanden, habe er sich eines jeden Wortes enthalten, durch das die Gemüter hätten in Zwiespalt geraten können. Er habe nur ausgerufen: „Was liegt an der Dynastie, wenn nur das Vaterland gerettet wird!" Er habe der Nationalen Verteidigung Glück gewünscht und die patriotische Aufopferung aller Kinder Frankreichs bewundert. Da die Feindseligkeiten aber beendet seien, glaube er berechtigt zu sein, von denen Rechen-

schaft zu fordern, die die Gewalt an sich gerissen, ohne Notwendigkeit Blut vergossen und die Hilfsquellen des Landes vergeudet hätten. Er, der zu dem unvorsichtigen Kriege seine Zustimmung gegeben hatte, schien den Leuten gegenüber, deren patriotischen Widerstand er lobte, sich wie ein Richter betragen zu wollen. Jedoch forderte er die Rechte nicht, die ihm Frankreich dreimal gegeben hatte, aber er verzichtete auch nicht darauf und sagte zu der Nation: „Alles, was ohne Eure direkte Mitwirkung geschehen ist, ist ungesetzlich." Er hoffe also, daß sie in ihren Wahlbezirken vereinigt, ihren Willen deutlich aussprächen. Frankreich tat es und drückte dabei, ohne an die Regierungsform, die durch die Ereignisse herbeigeführt worden war, zu rühren, keinen anderen Gedanken aus, als daß es einer frei erwählten Versammlung die edle und schwierige Aufgabe übertrüge, das Lösegeld zu zahlen, das Gebiet zu befreien und das Unglück wieder gut zu machen, das über es gekommen sei und es niedergeworfen habe.

In derselben Zeit besprach sich der Kardinal de Bonnechose, Erzbischof von Rouen, in dieser Stadt mit dem General von Manteuffel über den bevorstehenden Frieden. Der Kardinal schlug vor, die alten Kammern einzuberufen, und auf sein Bitten ging der General nach Versailles, um mit dem Kanzler darüber zu sprechen. Dieser antwortete, es sei zu spät und er dächte nicht daran den Widerstand eines Landes heraufzubeschwören, wo die Wähler schon einberufen seien, um eine neue Versammlung zu wählen. Bismarck verzieh übrigens dem Kardinal de Bonnechose nicht, daß seine vorherigen Bemühungen bei seinem Klerus zugunsten eines früheren Friedens erfolglos geblieben waren. Der Kardinal versuchte zu gleicher Zeit das Eingreifen Deutschlands zu erlangen, um die zeitliche Macht des Papstes zu sichern, er war aber bei diesem Versuche nicht glücklicher, als bei dem anderen, denn man zürnte dem Heiligen Stuhle wegen der Versuche, für Frankreich zu intervenieren.

Man muß annehmen, daß Napoleon III. auf Wilhelmshöhe die letzten Forderungen Deutschlands noch nicht kannte, da er den ritterlichen Sinn seines Souveräns so lobte, wie er es getan hatte. Aber nochmals, was lag Bismarck an dem Regime, mit dem er verhandelte? Er würde, wie er sagte, „mit dem Teufel selbst verhandelt haben", wenn er nur alle die Gebietsabtretungen und alles Geld bekam, was er verlangte. Auf der anderen Seite konnte nur eine Versammlung, die frei erwählt war, die Ordnung wieder herstellen, den revolutionären Geist niederhalten, den Wohlstand wieder heben und die Kriegskosten bezahlen. Das tat die Nationalversammlung von 1871, denn mit ihrem klugen und patriotischen Beistande konnte Thiers alle diese großen Dinge vollbringen zum Erstaunen Europas, das erst zögerte, dann aber bewunderte. Wie

konnte nun Napoleon wagen, den deutschen Kaiser aufzufordern, sich in die Geschäfte Frankreichs einzumischen und an seiner inneren Politik teilzunehmen? War die Versammlung nicht ebenso berechtigt, den Frieden zurückzuweisen, wie ihn anzunehmen? In seiner Proklamation an die Franzosen erklärte Napoleon III., solange geschwiegen zu haben, als die Armeen kämpften, und in dem Briefe an die Gräfin Mercy-Argenteau gestand er, daß seine persönlichen Ansichten dem Grafen Bismarck schon mitgeteilt worden seien: was deutlich beweist, daß seine Agenten, wie Clément Duvernois aus ganz anderen Gründen nach Versailles gekommen waren, als wegen der Auskünfte über die Art, wie die neue Versammlung erwählt werden solle. Als der Kaiser verlangte, daß das Volk befragt werden sollte, erhielt er eine prompte Antwort.

Auf Bitten und auf den Befehl der Pariser Regierung, nach einem Widerstande der Delegation, die solche Schwierigkeiten bereitete und bei Jules Simon solche Befürchtungen hervorrief, daß dieser zu dem Staatsrat Silvy sagte, den er auf der Brücke in Bordeaux traf: „Ah! mein lieber Silvy, wenn ich meinen philosophischen Glauben nicht hätte, würde ich in die Gironde springen!" entschloß sich Gambetta, das Dekret der Nichtwählbarkeit zurückzunehmen und abzudanken, denn er fühlte, daß er nicht mehr in Übereinstimmung mit der Regierung der nationalen Verteidigung sei. Die Wahlen vom 8. Februar, denen jeder Zwang fehlte, sandten nach Bordeaux Vertreter, die wirklich darum besorgt waren das Land zu beruhigen, zu befreien und wieder aufzurichten und ihm eine Regierung zu geben, die vernünftig wäre. Während nun unter siebenhundertdreiundsechzig Vertretern sechs Imperialisten gewählt werden, wird der Staatsmann, der alles getan hatte, um einen unheilvollen Krieg zu verhindern, der ohne Bündnisse und ohne Vorbereitung unternommen worden war, in sechsundzwanzig Departementen gewählt. Kurz darauf übernahm Thiers die Regierung, und gleich nach seiner Wahl, die das ganze Land anerkannt hatte, wurde er von Deutschland und allen Mächten anerkannt.

In dem Augenblicke, als der unermüdliche Chef der ausübenden Gewalt mit Bismarck über jeden Punkt der herben Forderungen stritt, setzte Napoleon seine Bemühungen und Intrigen fort. Er fragte am 23. Februar dringend bei der Gräfin Mercy-Argenteau nach den Nachrichten von dem Orte, wo sie gewesen sei. „Ich fürchte," sagte er, „man wird annehmen, was sich bietet, ohne an die Zukunft zu denken. Die Eile, mit der die Neutralen das Königtum des Herrn Thiers anerkannt haben, ist ein Beweis von der geringen Würde, die an den fremden Höfen herrscht." Wie konnte er den Mächten einen Vorwurf daraus machen, die Wahl einer souveränen Versammlung anzuerkennen? Er

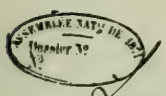
selbst hatte doch gefordert, daß das Land befragt werde, und wie man sieht, war die Antwort entscheidend.

Am 25. Februar gestand Napoleon III. ein, daß seine persönliche Stellung nicht günstig sei. „Die Dinge nehmen eine schlechte Wendung. Man wird die Orleans noch einmal ertragen müssen, die im Mittelstande zahlreiche Anhänger haben, und dann kann man nicht verzeihen, so schlecht bedient worden zu sein und soviel Unglück gehabt zu haben." Er wunderte sich mit seiner Partei, daß die Kapitulation von Paris nicht den Sturz der Regierung der nationalen Verteidigung im Gefolge gehabt habe. Das durchkreuzte seine Pläne. Jedoch glaubte die Partei noch immer, Deutschland wolle sich für den endgültigen Frieden mit dem Kaiser Napoleon verständigen. Dieser fand, daß die Wahlen besonders orleanistisch gefärbt seien, und kritisierte die Proklamation des Herzogs von Aumale, die er sehr unbestimmt fand, vielleicht absichtlich, „denn sie ließ sich", wie er zu Monts sagte, „allen Umständen anpassen". Der frühere Sekretär Napoleons, Conti, war zum Vertreter Korsikas erwählt worden und mußte deshalb die Leitung des Drapeau aufgeben; er übertrug sie dem Stallmeister Raimbeaux, der große Besitzungen in Belgien hatte. Dieser beklagt sich über die bonapartistischen Persönlichkeiten, die erst zum Kriege reizten und dann gezögert hatten, die nötigen Kredite zu gewähren, wodurch sie einen Teil der Verantwortung für die unglücklichen Folgen des Krieges übernommen hätten. Dieser politische Stallmeister genierte sich auch nicht, Thiers zu tadeln, der seiner Ansicht nach den Kaiser und das Kaiserreich ungerechterweise bekämpft hatte.

Der 1. März 1871 sollte einer der dramatischesten Tage unserer Geschichte werden, da an dem Tage in Bordeaux die Absetzung des Kaisers erklärt wurde und in Paris die deutschen Truppen einzogen.

Die Versammlung verhandelte, der grausamsten Sorge ausgesetzt, über die Friedenspräliminarien. Nach dem Berichte über die Lage des Landes, der von Victor Lefranc mit aller Offenheit erstattet wurde, nach der Rede Edgar Quinets, der laut gegen die Abtretung von Elsaß-Lothringen protestierte, kam die Rede des Herrn Bamberger. Dieser Abgeordnete des Moseldepartements, Straßburger von Geburt, sollte gleich durch die ersten Worte einen Höllenlärm hervorrufen, worin das wenige, was vom alten Regime noch übrig war, untergehen sollte. „Dieser Vertrag", sagte er, „ist meiner Meinung nach eine der größten Ungerechtigkeiten, die die Geschichte der Völker und die diplomatischen Annalen zu verzeichnen haben. Ein einziger Mann, das erkläre ich laut, sollte ihn unterzeichnen: dieser Mann ist Napoleon III.!" Sofort erheben sich mehrere Abgeordnete und rufen: „Ja, ja, Sie haben recht!" ... Zwei Beifallssalven erschallen. Herr Galloni d'Istria erhebt sich, rot

Protest der Deputierten Elsaß-Lothringens in der Nationalversammlung am 17. Februar 1871.



IV

En foi de quoi nous prenons nos concitoyens de France, les gouvernements et les peuples du monde entier à témoin que nous tenons d'avance pour nuls et non avenus tous actes et traités votés ou plébiscités, qui consentiraient abandon en faveur de l'étranger de tout ou partie de nos provinces de l'Alsace et la Lorraine.

Nous proclamons par les présentes à jamais inviolables le droit des Alsaciens et des Lorrains de rester membres de la nation française et nous jurons tant pour nous que pour nos commettants, nos enfants et leurs descendants de le revendiquer éternellement et par toutes les voies envers et contre tous usurpateurs.

Fait à Bordeaux le 17 Février 1871.

Jules Simon — Léon Gambetta — H. Varroy — J. Simon — Alph. Taglen — L. Andrié — Jules Grévy — A. Lackard — A. Scheurer-Kestner — Ch. Robert — Dorian — Edmond Adam — Edmond Adam — Ch. Ottenwaelter — Ch. Ottenwaelter — J. Hartmann — Schœlcher — Schœlcher — Schœlcher

vor Zorn, und antwortet: „Napoleon III. würde niemals einen so schändlichen Vertrag unterschrieben haben!" Da brach das Gewitter los, das drohend in der Luft lag. Haentjens, Conti und Gavini suchten den Kaiser zu entschuldigen. Jules Simon erhebt sich und sagt zu Conti: „Reden Sie! Wagen Sie nur, den Urheber aller unserer Katastrophen zu verteidigen!" Bamberger will fortfahren, aber die Aufregung ist so groß geworden, daß er die Tribüne verläßt. Conti stürzt hinauf. Bei seinem Anblicke verdoppelt sich das Schreien, der Lärm und das Zischen. Geballte Fäuste werden ihm entgegengehalten. Die ganze Versammlung ist aufgestanden, mit einem Gepolter, das an ein Gewitter erinnert. Ich habe seitdem viele parlamentarische Stürme gesehen, aber nicht ein zweites Mal einem solchen Tumulte beigewohnt. Man muß sich, um das zu verstehen, sagen, daß mehr als sechshundertfünfzig Abgeordnete versammelt waren, denen man den Schmerz bereitete, einen schändlichen Vertrag annehmen zu sollen, die sich unter einer Last krümmten, die sie lieber nicht getragen hätten. Plötzlich scheint der Mann, der für den so unvorsichtigerweise erklärten Krieg verantwortlich war, der Urheber so vielen Unglücks, in der Person eines seiner intimsten Diener vor sie hinzutreten, und dann wollte man etwas darin finden, daß diese Männer ihren Beschuldigungen, ihrer Wut, an der sie erstickten, keinen freien Lauf lassen sollten?

Trotz des Tadels und der Schimpfworte, die von allen Seiten auf ihn herniederregneten, blieb Conti unerschrocken auf der Tribüne. Er trank langsam ein Glas Zuckerwasser und lehnte sich dann an das Pult. Sein langes, bleiches Gesicht blieb, wenigstens dem Anscheine nach, unbeweglich. Der Oberst Langlois eilte mit gesträubtem Haar und wütenden Gebärden auf die Tribüne zu, als wollte er den Redner herunterreißen; man war genötigt, ihn mit Gewalt auf seinen Platz zurückzuführen. Der General Ducrot protestierte mit äußerster Lebhaftigkeit. Jules Simon forderte, bleich vor Wut, den Redner auf zu sprechen: „Ich bin herausgefordert worden..." sagte endlich Conti. Neues Geschrei übertönte seine Stimme. „Sie haben Herrn Conti zur Tribüne gestoßen," bemerkte Gavini, „lassen Sie ihn doch sprechen!" — „Jawohl," antwortete Jules Simon, „er soll etwas sagen, was anständige Leute anhören können!" Der Tumult brach von neuem los. Der Präsident, selbst sehr erregt und nicht mehr kaltblütig genug, bat vergebens seine Kollegen, doch den Redner anzuhören. Da Bamberger darauf einging, Conti an seiner Stelle sprechen zu lassen, konnte dieser einige Worte sagen. Er behauptete, herausgefordert zu sein, und werde nicht zögern, seinen Protest gegen die Worte Bambergers mit Mut und Überzeugung zu erneuern. Stürmische Unterbrechungen erschallten von neuem. Conti

erklärte, ohne die Fassung zu verlieren, das ganze Land werde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Da wurde das Geschrei noch heftiger. „Sind hier nicht viele von unseren Kollegen," fragte Conti ironisch, „die, wie ich, dem Kaiserreiche den Eid geleistet haben und ihm, wie ich, mit Ergebenheit gedient haben und sicher ihre Vergangenheit nicht verleugnen wollen?"

Bei diesen Worten erhebt sich ein großer Teil der Abgeordneten und schreit den Redner an. Dufaure ist einer von den empörtesten. Der Herzog de Marmier protestiert energisch. Gavini sucht den Redner zu verteidigen. Der Präsident läßt aber, trotz dem Verlangen des Gegenteils, Conti das Wort. Die Mehrheit wird böse und ruft: „Genug! Genug!" Sie findet, daß Grévy schlecht den Vorsitz führt, und läßt ihn das hören. Conti ist erstaunt darüber, daß man ihn verhindern will, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Man ruft ihm zu, die Tribüne zu verlassen. Er bleibt erst recht und fährt fort: „Ich komme, um mein Vaterland zu verteidigen, alles was es geehrt hat. Ist es nicht genug, über die Verstümmelung seines Landes abstimmen zu müssen? Soll man auch noch aus seiner Geschichte einige glorreiche Jahre auswischen, deren Wohltaten nie in Vergessenheit geraten werden?" Auf einer großen Anzahl von Bänken litt man augenscheinlich darunter, diese Verteidigung zu hören, und einige sprachen sogar davon, Conti zu zwingen die Tribüne zu verlassen. Die Rufe „Genug! Genug!" werden stärker, aber der Präsident schien sie nicht zu hören. „Da man Ihnen verweigert, Sie anzuhören," sagte Gavini zu Conti, „protestieren Sie und verlassen Sie die Tribüne! Verlängern Sie einen schmerzlichen Zwischenfall nicht noch mehr!" Aber Conti hörte nicht auf ihn: „Indem Sie die Regierung angreifen, die ich verteidige," sagte er, „beschuldigen Sie Frankreich selbst, das sie begründet und durch eine Reihe von Plebisziten unterstützt hat." Herr de Franclieu ruft ihm erregt zu: „Steigen Sie von der Tribüne herunter! Die Henker haben kein Recht, ihre Opfer zu beschimpfen!" — „Ich werde nicht hinabsteigen", erwiderte Conti. „Ich werde diese Gewalttat nicht leiden. Ich werde mich ganz aussprechen." Da verliert Bamberger die Geduld. Er stand am Fuße der Tribüne. Er steigt die Stufen hinauf und stellt sich neben Conti. Man klatscht ihm Beifall. Der Präsident fordert ihn auf, sich zurückzuziehen. Victor Hugo tritt an seine Stelle. Die Gegenwart des Verfassers der Châtiments neben dem Verteidiger des Kaiserreichs ruft heftigen Beifall und stürmische Bravos hervor. Die Zuschauer in den Tribünen haben sich erhoben; einige vermischen ihre Rufe mit denen der Abgeordneten. Dufaure, der für gewöhnlich so ruhig ist, war wütend. Er warf dem Präsidenten vor, Conti sprechen zu lassen. Jules Grévy antwortete, man habe den Redner zur Tribüne gestoßen. „Das ist nicht geschehen, um eine Lobrede zu halten," erwiderte

Dufaure. — „Ich kann nicht auf alle Zwischenrufe antworten," sagte Conti. — „Lassen Sie uns unsere Zeit nicht verlieren!" rief Dufaure, „Herr Bamberger hat Ihnen dafür sein Wort nicht abgetreten!" — „Heben Sie die Sitzung auf!" verlangte Schölcher von Grévy. Aber dieser ließ Conti das Wort unter der Bedingung, daß er bei der Sache bliebe. Der Redner antwortete, dieser Vorwurf richte sich an die, die an Tatsachen erinnert hätten, um die es sich nicht handle. Das erregte einen neuen Sturm. „Wie! um die es sich nicht handelt?" rief Vitet, „sie sind doch die Ursache des Krieges!" Während Conti dabei bleibt, das Kaiserreich verteidigen zu wollen, sieht man eine Gruppe sich beraten, um einen Antrag zu stellen. Der Graf de Douhet beantragt Schluß des Zwischenfalles. Und zu Conti gewendet, der sich über solch eine Unduldsamkeit wundert, antwortet Dufaure ganz richtig: „Als Herr Thiers Ihnen den Frieden empfahl, wollten Sie ihn von der Tribüne reißen!"

Plötzlich hörte man überall das Wort: „Absetzung! Absetzung!" Target besteigt die Tribüne, um einen Antrag zu verlesen, verläßt sie aber sofort wieder auf die Aufforderung des Präsidenten hin. Jules Grévy fordert Conti auf, die Tribüne zu verlassen, da er seine persönlichen Erklärungen abgegeben habe. Dieser zog sich endlich zurück, indem er gegen die Unduldsamkeit der Versammlung protestierte; bei seiner Rückkehr zu seinem Platze war er der Gegenstand der heftigsten Zurufe. Die Abgeordneten standen immer noch und schrien aus Leibeskräften: „Absetzung! Absetzung!" Die Aufregung war schrecklich. Jules Grévy, dessen Kraft und Geduld zu Ende waren, setzte seinen Hut auf und unterbrach die Sitzung. Es war dies um zehn Minuten vor zwei Uhr. Man ging in die Gänge, und der Entschluß, die Absetzung des Kaisers zu beschließen, wurde sogleich von allen Gruppen angenommen. Um ein Viertel nach zwei wurde die Sitzung wieder eröffnet. Der Präsident forderte seine Kollegen ernstlich auf, die Würde und die Ruhe zu bewahren, deren man bedürfe und die diese Verhandlung auszeichnen müsse, dann gab er Herrn Target das Wort, der im Namen von zweiundzwanzig Abgeordneten, die aus der Rechten und aus der Linken genommen worden waren, seinen Antrag verliest: „Die Nationalversammlung schließt den Zwischenfall und bestätigt, bei den schmerzlichen Umständen, in denen sich das Vaterland befindet, und vor unerwarteten Protesten und Vorbehalten, die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie, die schon durch die allgemeine Wahl ausgesprochen worden ist, und erklärt ihn für verantwortlich des Ruins, des feindlichen Einfalles und der Zerstückelung Frankreichs[1])." Bei diesen Worten erhoben sich

[1]) Es war noch eine andere Tagesordnung da, die so lautete: „Die Nationalversammlung, die die unglückseligen Folgen einer Lage zu tragen hat, die vom Kaiser-

fast alle Mitglieder der Versammlung und riefen wie mit einer Stimme: „Sehr gut! Sehr gut! — Bravo! Bravo!" wobei sie mit aller Kraft Beifall klatschten.

Sofort stürmte Gavini auf die Tribüne und protestierte mit allen seinen Kräften. Seiner Ansicht nach konnte nur eine allgemeine Abstimmung das Werk zerstören, das durch vier feierliche Plebiszite aufgerichtet worden war. „Das Volk hat gesprochen, indem es uns hierher geschickt hat," sagte der Marquis de La Rochejaquelein. Als Conti und Gavini fortfuhren zu protestieren, rief Thiers: „Sie sollen die Fehler des Kaiserreichs rechtfertigen!" — „Ja, ja!" fügten mehrere Mitglieder hinzu, „das sollen sie tun, wenn sie es wagen!" Dann bestieg Thiers die Tribüne, von heftigem Beifall begrüßt. Er bemerkte, er habe der Versammlung eine versöhnliche Politik vorgeschlagen und habe gehofft, alle würden sein Schweigen über die Vergangenheit und seine Zurückhaltung verstehen. Wenn aber diese Vergangenheit sich vor das Land stelle, wenn diese Vergangenheit über das Unglück, das sie verschuldet habe, zu spotten schiene, dann sei es unmöglich, sie nicht verantwortlich zu machen. Conti, der unter der Tribüne stand, versuchte den Redner zu unterbrechen. Er wurde genötigt, seinen Platz wieder einzunehmen. „Sie haben die Wahrheit verkannt," sagt Thiers. „Heute steigt sie vor Ihnen auf, und es ist eine Strafe des Himmels, Sie hier zu sehen, wie Sie das Urteil der Nation über sich ergehen lassen müssen, das das Urteil der Nachwelt sein wird!" Nach diesen Worten, die mit Beifall überschüttet wurden, stimmte die Versammlung über den Schluß des Zwischenfalles ab. Es waren sechshundertachtundsechzig Mitglieder anwesend. Mehr als sechshundert erhoben sich, um die Absetzung auszusprechen. Sechs erhoben sich bei der Gegenprobe; nur einige wenige enthielten sich der Abstimmung. Dieser Vorfall, der tragischste von allen, die die Sitzungen der Versammlung in Bordeaux bezeichnet haben, war beendigt.

Es war eine gewisse Zeit nötig, damit die Versammlung sich wieder beruhigte. Als dies geschehen war, bestieg Bamberger wieder unter Beifall die Tribüne, aber nachdem ihm diese kleine Ovation dargebracht war, schenkte man seiner Rede nur noch geteilte Aufmerksamkeit.

---

reiche geschaffen ist, schreibt die Verantwortung für den Krieg, den Einfall, den Ruin und die Zerstückelung Frankreichs dem Exkaiser Napoleon III. zu; gegenüber der materiellen Unmöglichkeit, den Kampf fortzusetzen, ratifiziert sie den vom Chef der ausübenden Gewalt vorgelegten Vertrag und geht zur Tagesordnung über." Diese Tagesordnung war unterzeichnet von den Herren Target, Jules Buisson, Louis Viennet, Baragnon, de Brettes-Thurin, Ch. Rolland, Ch. Rivet, Farcy, Ch. Alexandre, F. Dupin Marcel Barthe, H. Wallon, Léon Say, E. Tallon und d'Osmoy. — Vgl. die Faksimiles.

Der Redner schloß mit der Behauptung, daß die Völker sich selbst angehörten und nicht ausgeliefert werden könnten. Die Republik habe kein Recht, die Einheit Frankreichs anzutasten; wenn sie das täte, kompromittiere sie die unveränderlichen Gesetze der Moral und der Gerechtigkeit. Thiers beschränkte sich darauf, dem Redner zu antworten, wie er Edgar Quinet geantwortet hatte: „Und die Mittel?" Bamberger erwiderte nichts. Victor Hugo folgte auf ihn. Er stieg majestätisch die Stufen der Tribüne hinauf und hielt eine Lobrede auf Paris und seinen bewunderungswürdigen Widerstand. Er sagte, daß dieses stoische Paris seinen Vertretern den Auftrag gegeben habe, gegen die Zerfleischung des Vaterlandes zu stimmen, Europa zu sagen, wenn das gewaltsame Werk, dem man den Namen Vertrag gebe, vollendet würde, dann wäre es mit der Ruhe Europas vorbei. „Es wird in Zukunft zwei Nationen geben, vor denen man sich fürchten muß: die eine, weil sie siegreich ist, die andere, weil sie besiegt ist." Thiers und Dufaure unterbrachen ihn, um ihm so beizustimmen: „Das ist wahr! Das ist sehr wahr!" Dann ließ er seiner poetischen Eingebung freien Lauf, er sah die siegreiche Nation, wie sie durch ihren despotischen Kaiser „der als Szepter einen Säbel hat, das Wort verboten, die Gedanken geknechtet und das Gewissen gefesselt" hat!... Die andere Nation dagegen habe eine freie Tribüne, eine freie Presse, ein freies Gewissen, eine stolze Seele. „Und während die siegreiche Nation, Deutschland, den Kopf und ihren schweren Helm der sklavischen Horde beuge, trüge die erhabene Besiegte, Frankreich, auf dem Kopfe ihre Krone eines souveränen Volkes." Man sage, Deutschland wird zwei Provinzen mehr haben, das sei ein Irrtum. „Nehmen ist nicht besitzen. Besitz setzt Zustimmung voraus. Hat die Türkei Athen besessen? Besaß Österreich Venedig? Oder Rußland Warschau?... Tatsächlich wohl, rechtlich aber nicht... Meine Herren, in Straßburg sind zwei Statuen errichtet, eine für Gutenberg und die andere für Kleber. Nun wohl, wir fühlen, wie sich in uns eine Stimme erhebt, die Gutenberg beschwört, nicht zuzulassen, daß die Zivilisation erstickt werde, und Kleber, die Republik nicht ersticken zu lassen!" Als der Redner sich zu einigen Abschweifungen hinreißen ließ, entstand ein Geräusch im Saale, und die Aufmerksamkeit der Versammlung, die einen Augenblick erregt war, schien nachzulassen. Victor Hugo nahm das übel und wollte die Tribüne verlassen[1]).

[1]) Einige Tage später, am 8. März, erregte Victor Hugo einen Sturm in der Versammlung wegen des Generals Garibaldi, den er „den einzigen General nannte, der nicht besiegt worden sei"! Da er von allen Seiten angegriffen wurde, schrieb er gleich unten an der Tribüne seine Entlassung nieder, sie lautet: „Vor drei Wochen hat die Versammlung sich geweigert Garibaldi anzuhören; heute: heute weigert sie sich,

Er nahm aber wieder das Wort und fügte hinzu, er werde nicht für den Vertrag stimmen, da ein schmählicher Frieden ein schrecklicher Frieden sei, weil ein solcher Frieden Haß bedeute. Die Stunde der Rache würde früher oder später schlagen, und man würde sehen, wie Frankreich Lothringen und den Elsaß wiedernähme, Trier, Mainz, Cöln, Coblenz, das ganze linke Rheinufer an sich reiße ... Und dann würde Frankreich zu Deutschland sagen: „Ich habe alles wiedergenommen, und ich gebe dir alles zurück: unter der einen Bedingung, daß wir nur mehr ein einziges Volk sein werden, eine einzige Familie, eine einzige Republik ... Und nun reichen wir uns die Hand, denn wir haben uns gegenseitig einen Dienst geleistet. Du hast mich von meinem Kaiser befreit, und ich erlöse dich von deinem! ..." Das hieß als Weltverbesserer sprechen, als Dichter, aber nicht als Politiker. Tachard, der Abgeordnete des Oberrheins, beschränkte sich darauf, aus dieser Rede die Stelle hervorzuheben, die sich auf die Eroberung von Mainz und Coblenz bezog: „Diese beiden Namen," sagte er, „haben uns ins Verderben gestürzt; für sie erleiden wir das traurige Geschick, das uns erwartet. Wir wollen für diese Idee nicht mehr leiden. Wir sind Franzosen, meine Herren, und für uns gibt es nur ein Vaterland: Frankreich, ohne das wir nicht leben können; aber wir sind gerecht, weil wir Franzosen sind, und wir wollen nicht, daß man anderen tue, was wir nicht wollen, das uns geschieht." Diese Worte voll gesunden Sinnes wurden beifällig aufgenommen. Nun sprach Vacherot. Seine Rede kann in die Worte zusammengefaßt werden: „Die einzige Sache, um die es sich heute handelt, ist die, Frankreich zu retten: wie werden wir es retten? Meine innerste Überzeugung ist, daß wir es nur durch den Frieden retten können. Ich sage es offen heraus. Wenn ich glaubte, nicht daß die Partie gleichstände, sondern nur, daß ernstliche Aussicht vorhanden wäre Widerstand leisten zu können, dann wäre ich für eine letzte Anstrengung, eine Anstrengung bis aufs Äußerste, nach der wenigstens Frankreich keine vollständige Niederlage gehabt hätte." Dann lag ihm daran, im Namen der republikanischen Partei, die für den Frieden stimmen würde, die Erklärung abzugeben, durch die der Patriotismus derer beruhigt werden sollte, die dieser Frieden beunruhigte und traurig machte: „Es gibt ein Recht, das wir Philosophen, wir Franzosen lehren und praktisch betätigen, nämlich, daß man nicht über ein Volk verfügt, als wäre es eine Herde ... Was man unmöglich als gerecht anerkennen kann, wenn man es auch erduldet, ist das Recht der Eroberung, das in voller moderner Zivilisation, im neunzehnten Jahrhundert zur Anwendung kommt ... Die gestürzte Regierung, die kaiserliche Regierung

mich anzuhören. Ich gebe meine Entlassung." Das Schriftstück, mit fieberhafter Hand geschrieben, hat einen dicken Tintenkler.

selbst hat nie daran gedacht, eine Provinz zu annektieren, ohne die Zustimmung der Bevölkerung ... Nochmals sage ich, es handelt sich nicht darum, auf das zurückzukommen, was geschehen ist, es handelt sich nur darum, in der öffentlichen Meinung das Prinzip aufrecht zu erhalten, das Preußen in diesem Augenblicke verletzt." Louis Blanc trat nun an seine Stelle und machte eine Art Übersicht über den Krieg. Er erinnerte daran, unter Anziehung der Texte, wie der König von Preußen, Bismarck und der Reichstag vor dem Kriege anerkannt hatten, daß Frankreich, als Ganzes gefaßt, den Krieg nicht gewollt hätte. Er behauptete, daß weder die Bürger, noch die Arbeiter, noch die Bauern ihn wollten, und daß die unabhängige Presse gesagt hatte, daß dieses traurige Unternehmen nur den Zweck habe, das Gebäude der napoleonischen Dynastie zu befestigen und dem wahrscheinlichen Thronerben das zu geben, was die Räuber unserer Provinzen die „Ruhmestaufe" nennen. Die Lehre, die aus dieser traurigen Seite unserer Geschichte hervorginge, dürfe nicht verloren gehen, denn ein Volk, das sich unter die Herrschaft eines einzigen Mannes begibt, macht sich eines Unrechtes schuldig, dessen üble Folgen zu tragen gerecht ist. Nun erkannte der Redner, wenn Preußen sich nach Sedan mit einer Kriegsentschädigung hätte begnügen wollen, dann wäre es in seinem Rechte gewesen. Aber schon suchte diese Macht härtere Bedingungen aufzuerlegen. Es lag in ihrer Absicht, Frankreich zu entehren oder zu zerstören. Frankreich sträubte sich dagegen. Der Kampf wurde erbittert wieder aufgenommen. Die Gerechtigkeit ging ins andere Lager über. Sie ging mit Frankreich. Aber der Sieg folgte der Gerechtigkeit nicht. Europa hatte vor so vielem Unglück und so vielen Greueln kein anderes Gefühl als das, was bei der Darstellung einer ergreifenden Tragödie die blasierten Zuschauer bewegt, und es ließ alles geschehen. „Es wird allgemein angenommen," sagte der Redner, „daß ein besiegtes Volk seine Niederlage büßen muß, als wenn es ein Verbrechen wäre." Er hoffte jedoch, und die Zukunft hat diese Hoffnung bestätigt, daß ein Tag kommen werde, wo die preußische Monarchie Europa durch ihre Ansprüche und ihr übermäßiges Anwachsen in Schrecken setzen werde. Was die Elsaß-Lothringer anbeträfe, die man heute opfern solle, so könne er sich nicht zu einer solchen Grausamkeit entschließen. „Über sie verfügen wie über Sklaven, sie, die unsere Brüder sind! Sie abtreten wie eine Herde, die uns gehört, sie, die keinen Tropfen Blut in den Adern haben, das sie uns nicht angeboten haben und nicht für uns mit Eifer vergossen haben! Niemals, niemals, niemals!..."

Bis dahin hatte der Redner wegen seiner ergreifenden Beredsamkeit und seiner Gefühle von seltener Größe Beifall gefunden. Er verlor aber diesen Vorteil, als er von einem neuen System nationaler Ver-

teidigung sprach, d. h. von einem Parteikriege, der auf den großen Krieg folgen sollte. Man erinnerte sich an die unsinnigen Träume der Belagerung von Paris, an die stürmischen Ausfälle, und man hörte ihm nicht mehr zu.

Changarnier folgte auf ihn und glaubte dem Vaterlande noch einmal einen Dienst zu erweisen, indem er zum Frieden riet. Er dankte der Regierung und den Kommissionären dafür, daß sie nicht an der Zukunft Frankreichs verzweifelt hätten. „Ja, ja," sagte er, „ich habe die feste Hoffnung, daß wir bessere Tage wiedersehen werden; wir werden die Achtung der Geschichte verdienen, wenn wir in unserem unverdienten Unglücke, worin unsere Ehre nicht zugrunde gegangen ist, einig, ruhig und würdig bleiben." Die große Mehrheit der Versammlung gab dem alten General Beifall, der in wenigen Worten die Lage zu bezeichnen gewußt hatte, wie sie war. Buffet verlas darauf in seinem Namen und in dem Ravinels, Constants und Maurice Aubrys, Abgeordneten der Vogesen, eine Erklärung, worin er die Notwendigkeit anerkannte, die durch die Gewalt aufgedrungenen Bedingungen anzunehmen. Seiner Überzeugung nach schuf ein derartiger Vertrag in bezug auf die Gebietsabtretungen keine Verpflichtung für die Zukunft, denn eine Verpflichtung konnte nur aus der freien Zustimmung der Bevölkerung hervorgehen. Er sagte, daß seine Kollegen und er dem Vertrage zuzustimmen scheinen würden, wenn sie dafür stimmten, deswegen seien sie gezwungen sich der Abstimmung zu enthalten, ohne sich jedoch der Verantwortlichkeit für einen Entschluß entziehen zu wollen, dessen grausame Notwendigkeit sie eingesehen hätten. Barroy und George dagegen erklärten, sie wiesen den Vertrag zurück und hofften, die Versammlung würde es ebenso machen. Herr Buffet wies nochmals auf die Unmöglichkeit hin, einen erfolgreichen Kampf ins Auge zu fassen, denn ein Mann, der stets in hervorragender Weise französische Gefühle bewiesen hätte, der ehrenwerte Herr Thiers, wäre da, um das zu bestätigen. Wenn es möglich gewesen wäre, die Feindseligkeiten fortzusetzen, würde er nie unter einen solchen schmerzlichen Vertrag seine Unterschrift gesetzt haben.

Thiers betrat die Tribüne. Die Aufmerksamkeit wurde größer. Es entstand tiefes Schweigen. Der Chef der ausübenden Gewalt begann damit, Herrn Buffet dafür zu danken, daß er seine Haltung so gut begriffen hatte. Er würde sich in der Tat niemals einem Schmerze ausgesetzt haben, der einer der größten seines Lebens gewesen sei. Er bat seine Kollegen, ihn nicht zu zwingen, die Gründe seines Entschlusses darzulegen. „Mein Schweigen," sagte er, „ist ein Opfer, das ich der Sicherheit und der Zukunft meines Landes bringe . . ." In diesem Augenblicke sah man ihn so erregt, daß er erbleichte und wie erstickend einhielt

Erster Antrag auf Absetzung Napoleons III. (1. März 1871).

ASSEMBLÉE NATIONALE

le 1871

L'assemblée nationale ~~subit~~ subissant les désastreuses conséquences d'une situation ~~léguée~~ créée par l'Empire, ~~elle~~ fait remonter à ~~Napol~~ l'ex-empereur Napoléon III la responsabilité de la guerre, de ~~la ruine~~ de l'invasion, de la ruine, du démembrement de la France. [en présence de l'impossibilité matérielle, de ~~elle cède à la force~~ ~~et autorise~~ ~~ratifie~~ et continuer la lutte elle ratifie le traité proposé par le chef du pouvoir exécutif et passe à l'ordre du jour

Mil Jules Buisson 2. — A. Target 1.

Louis Viennet — Nicolas Rieveu — Tiers

Victor de Laprade — Louis Niema — Baragnon

Cte de Brettes Thurin

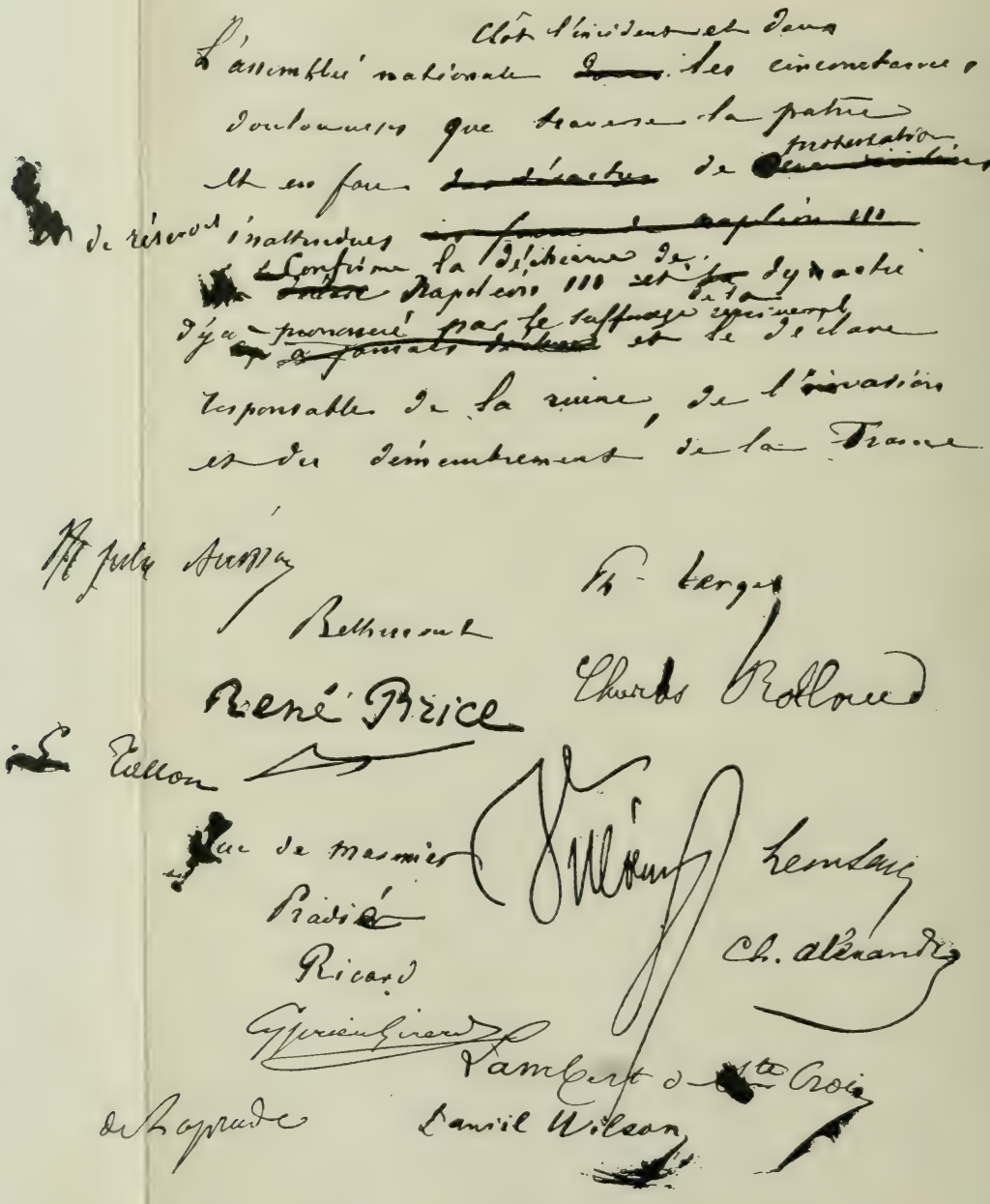
Ch. Rolland 3. — Dupin

Ch. Alexandre — Marcel Barthe

F. Wallon — Lemsay 5. — E. Tallon 4.

Cte d'Osmoy

Zweiter Antrag auf Absetzung Napoleons III., der am 1. März 1871 angenommen wurde.



und in Tränen ausbrach. Die Versammlung war davon ergriffen und brach in lauten Beifall aus.

Einer der Abgeordneten, Martial Delpit, schrieb hierüber: „Er hat mit Würde von seinen Anstrengungen, seinem Alter und seinem patriotischen Schmerze gesprochen. In einem gewissen Augenblicke konnte er sich der Tränen nicht erwehren und war gezwungen, einzuhalten, worauf die ganze Versammlung ihrerseits bewegt, ihm aufs heftigste Beifall zollte." Thiers faßte sich und schloß: „Keinen falschen Patriotismus, keine Schwäche! Mögen wir alle den Mut dessen haben, was wir tun. Ich kann nur durch mein Beispiel dazu raten." Jean Brunet sagte darauf einige Worte, auf die man nicht hörte. Millière hielt beiläufig in kalter und böser Weise eine Lobrede auf Garibaldi, der die Feindseligkeiten Frankreichs gegen sein eigenes Land vergessen habe. Er riet ohne Erfolg die Schaffung nationaler Armeen an, denn mit diesen würde ganz zweifellos kein Preuße Frankreich verlassen. Emanuel Arago protestierte heftig gegen den Vorwurf der falschen Popularität, der denen gemacht würde, die sich weigerten, einen derartigen Vertrag anzunehmen. Mit Keller nahm die Verhandlung an Heftigkeit zu. Der ehrenwerte Vertreter des Oberrheins setzte sofort seine Kollegen durch einige einfache und stolze Worte in Erregung. Er begann: „Der an meiner Stelle sprechen sollte, der Bürgermeister von Straßburg, der Älteste unserer Abordnung stirbt in dem Augenblicke, wo ich spreche, vor Schmerz und Kummer. Sein Todeskampf ist die beredteste Rede[1])." Keller wiederholte im Namen der Elsässer, was er am 17. Februar gesagt hatte, sie wollten Franzosen sein und Franzosen bleiben. Er erklärte, der Frieden sei nicht ehrenvoll, weil es gegen die Ehre verstoße Bevölkerungen abzutreten, die französisch bleiben wollten. Für ihn war dieser Vertrag eine Lüge. Man sage darin, daß man den Besitz und die Souveränität des Elsasses für ewige Zeit abträte. Und doch verlange ein jeder im Grunde des Herzens, ihn sobald als möglich zurückzuerobern. Man sprach von den Gefahren, die die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im Gefolge haben müsse. „Was mich anbelangt," erklärte er, „so bin ich überzeugt, daß, wenn Preußen, das den Frieden wünscht, sicher gewesen wäre, auf unüberwindbare Hindernisse zu stoßen, es uns andere Bedingungen gestellt haben würde, wenn Frankreich von

[1]) Zwei Tage darauf war Herr Küß tot. Die Versammlung gesellte sich mit einem einstimmigen Votum dem Bedauern zu, das der Verlust dieses guten Patrioten in ganz Frankreich hervorrief. Herr Küß war der erste gewesen, der den bewegten Protest der Abgeordneten von Elsaß-Lothringen gegen die Abtretung dieser Provinzen an Preußen unterschrieben hatte. Dieser Protest war von Keller in der Versammlung vorgelesen worden. (Man vgl. den Text in den beigefügten Urkunden.)

vornherein fester entschlossen gewesen wäre, sein Gebiet nicht aufzugeben." Dann sagte er empört und in den beunruhigten Geistern den Zorn gegen einen solch unglückseligen Vertrag erneuernd: „Wenn die Versammlung ihn annimmt, dann berufe ich mich auf Gott, den Rächer der gerechten Sache! Ich berufe mich auf die Nachwelt, die uns alle richten wird! Ich berufe mich auf alle Völker, die sich nicht willenlos verkaufen lassen, wie das dumme Vieh! Ich berufe mich endlich auf den Degen all der ehrlichen Leute, die diesen schändlichen Vertrag sobald als möglich zerreißen werden!" Der Ton, die Überzeugung, die Bewegung waren so mächtig, daß die ganze Versammlung erbebte wie an dem Tage, wo der Protest verlesen worden war, und daß Thiers, der die Wirkung sah, wieder zur Tribüne gehen mußte. Als Keller an ihm vorbeiging, hatte er zu ihm gesagt: „Geben Sie uns die Mittel; nicht Worte, Mittel müssen Sie uns geben!" Keller hatte nichts geantwortet. Aber Tirard, der nur wenige Schritte von Thiers entfernt saß, hatte sich erhoben und mit großer Aufregung gesagt: „Der Massenaufstand! Sie verlangen die Mittel: man kann sie Ihnen angeben ... Die 750 Abgeordneten sollen sich an die Spitze Frankreichs stellen und sie werden Frankreich retten!"

Da stellte Thiers deutlich die Frage und bestimmte die Verantwortlichkeiten. Der Krieg hatte zwei Perioden gehabt: Die eine, die auf diese berüchtigte Erklärung gefolgt war, die die Versammlung soeben gestraft hatte, und die, die auf den 4. September folgte. Was ihn anbelangte, so war er beiden Perioden gegenüber fremd geblieben. Wenn der Krieg nicht geglückt war, konnte man ihn nicht dafür anklagen. Er hatte nur die Verhandlungen geführt, mit allem Patriotismus, dessen er fähig war. „Wenn Sie glauben," sagte er, „bessere Bedingungen erhalten zu können, schicken Sie andere Unterhändler hin, Sie würden mir einen großen Dienst erweisen ..., Sie würden eine Last von mir nehmen, die mich erdrückt. Wenn Sie glauben, militärische Hilfsmittel zu haben, kommen Sie hierher, um das auseinanderzusetzen!" Sofort entstand große Stille, und alle Augen richteten sich auf den General Chanzy, der in seinem Bureau gegen den Vertrag protestiert und zur Wiederaufnahme des Krieges geraten hatte. Der General blieb stumm auf seinem Platze. Dann entrüstete sich Thiers über die Vorwürfe, die er gehört hatte: „Sprechen Sie nicht von Ehre vor Leuten, die davon ebensoviel haben wie Sie, die aber ihre Ehre dareinsetzen, nicht zu riskieren, ihr Land ins Verderben zu bringen wegen einer falschen Popularität, mit der man auf dieser Tribüne schöntun will!" Diese gerechte Bemerkung wurde durch mehrere Beifallssalven begrüßt. Dadurch ermutigt, fuhr der Redner fort: „Ich für meinen Teil zweifle nicht an der Macht meines Landes, wenn ich sage, daß wir heute nicht mehr weiterkämpfen

können. Nein, ich zweifle nicht an der Macht Frankreichs, und der Feind zweifelt ebensowenig daran wie ich. Dieser Vertrag ist eben ganz voller Furcht, die Frankreich einflößt, und wenn er von uns einen so großen Teil unserer Einkünfte fordert, dann geschieht das in der Hoffnung, sie zu schwächen. Ja, gerade durch die Ungeheuerlichkeit der Ziffer kennzeichnet sich die Furcht. So ist es also nicht Frankreich, an dem ich zweifle. Diese Macht unseres Landes ist ein Trost in den gegenwärtigen Schmerzen. Ich glaube an seine Zukunft, aber unter der Bedingung, daß wir endlich vernünftig werden, daß wir uns nicht mehr mit Worten bezahlen, daß wir Wirklichkeiten mit den Worten verbinden, und daß wir nicht bloß vernünftig sind, sondern auch vernünftigen Mut zeigen!"

Er legte in Kürze die traurige Wirklichkeit dar. Die militärische Organisation Frankreichs war gebrochen. Von hundertzwanzig Regimentern waren hundertsechzehn bei Sedan und bei Metz gefangen. Die Kader waren gebrochen. Keine alten Offiziere mehr; sehr wenig ausgebildete Unteroffiziere. Der Bericht des Admirals Jauréguiberry, der im Februar 1871 veröffentlicht worden war, stellte fest, daß man den Deutschen nur noch 220 000 gesunde Männer entgegenstellen konnte. Der Rest konnte keine Soldaten liefern, die so genannt werden konnten, ehe mehrere Monate vergingen. Und wem stand man gegenüber? 612 Bataillonen, 522 Schwadronen, 2300 Schnellfeuerkanonen, die kriegsgewandten Armeen gehören, die durch erstaunliche Erfolge ermutigt sind. Indem nun der Admiral dem Heldenmute unserer Truppen Achtung zollte, die sich, trotzdem sie schlecht bewaffnet und fast nackt waren, bei den Gegnern Achtung verschafft hatten, die zahlreicher und besser ausgerüstet waren, hatte er seine Kollegen aufgefordert, jede Illusion von sich zu weisen und keiner gefährlichen Überredung nachzugeben. Er hatte das in dem Augenblicke gesagt, wo der Feind Herr war über die reichere Hälfte Frankreichs, in dem Augenblicke, wo das dumpfe Grollen in der Hauptstadt einen Krieg voraussehen ließ, der beklagenswerter war, als der erste. Er hatte das gesagt in Übereinstimmung mit dem General Frébault, dem General Chabaud La Tour, dem General Chabron, dem General Martin des Pallières, dem Obersten Carron, dem Obersten de Chadois, Mitgliedern derselben Kommission, die sich im Laufe der Feindseligkeiten durch ihre Tüchtigkeit hervorgetan hatten.

War nun also die Lage so, daß man die Feindseligkeiten hätte wieder aufnehmen können? Thiers wiederholte also seine Aufforderung, der keiner nachzukommen wagte. „Wenn es fachkundige Leute gibt, die glauben das Gegenteil sagen zu können, so mögen sie hierherkommen und es von der Tribüne herab verkündigen, ich werde ihnen antworten." Er zollte der Tüchtigkeit Faidherbes, Chanzys, Bourbakis Achtung,

stellte aber fest, daß sie keine greifbaren Erfolge hätten erringen können. „Nun soll einer kommen und mir sagen, daß wir einer regulären Armee von 500 000 Mann widerstehen könnten, ich würde ihm antworten, das wäre nicht wahr. Sie würden Frankreich zerstören lassen, sie würden es verarmen, sie würden seine letzten Hilfsquellen vernichten und ihm die Mittel nehmen, zu der Zukunft zu gelangen, die Sie ihm wünschen, und die ich mit der einzigen Zufriedenheit sehe, die ich heute fühlen kann . . ." Den Kampf fortsetzen wollen hieße Frankreich ruinieren, seine Zukunft vernichten. Thiers hatte der Versammlung die Wahrheit gesagt, wie er sie dem Feinde gesagt hatte: „Ich habe Sie vor dem Feinde vertreten, indem ich ihm die Wahrheit sagte. Ich habe die Gründe der Zukunft zur Geltung gebracht, diesen unstillbaren Haß, den man im Herzen einer großen Nation erwecken würde, ich muß aber auch sagen, der Sieg ist nicht immer viel vernünftiger als die Niederlage." Diese so richtige, so tiefe Bemerkung, die angesichts des Feindes laut ausgesprochen wurde, war wie ein Trost in dieser schrecklichen Stunde. Frankreich schien durch den Mund Thiers' zu sprechen. Einer von denen, die ihn gehört hatten, Herr Delpit, schrieb am Tage nach dieser bemerkenswerten Sitzung: „Welch wunderbare Klarheit der Gedanken! Welche Schärfe, welche Einfachheit der Sprache! Er erreicht die größten Wirkungen mit den natürlichsten, mit den am wenigsten gesuchten Worten. Heute hat er uns bis ins Innerste gerührt, durch Inhalt und Form."

Der Chef der ausübenden Gewalt fühlte mehr als jeder andere seine Verantwortlichkeit. Er hatte die unbedachte und verderbenbringende Politik des Kaiserreiches zu sehr getadelt, um die geringste Unvorsichtigkeit zu begehen. Er zeigte die Lage im wahren Lichte und hoffte, daß man ihm Glauben schenken würde. „In meinen letzten Tagen werde ich meine Haltung nicht mehr ändern und werde alles aufbieten, damit mein Vaterland die ganze Wahrheit hört. Man hat vor sechs Monaten nicht darauf gehört; man hat vor längerer Zeit auch nicht darauf gehört, aber ich verliere den Mut nicht. Wenn Sie nun Ihrerseits sie auch nicht hören wollen, dann machen Sie mich für mein Land recht unglücklich; ich würde vielleicht selbst glücklicher sein, wenn man mir nicht glaubte. Ich würde von der Last befreit sein, die Sie mir anvertraut haben, und würde Ihnen danken, aber indem ich über mein unglückliches Land weinte. Meine Herren, hören Sie auf die Wahrheit! Wenn Sie nicht wissen, wo sie ist, wenn Sie nicht hören und nicht daran glauben wollen, dann könnten Sie die Zukunft unserer Nation rühmen, aber recht vergeblich: Sie würden sie verderben in demselben Augenblicke, wo Sie sie rühmen!" Reichlicher, mehrfach wiederholter Beifall begrüßte diese aufregende, patriotische Improvisation, die zum Frieden riet, um die Zukunft zu

sichern. Die entscheidende Stunde hatte geschlagen, man mußte nun abstimmen. Einer der Abgeordneten der Mehrheit faßte die Meinung aller zusammen, als er schrieb: „Die Pflicht erlegte mir das herbe Opfer auf, diesen scheußlichen Vertrag zu unterschreiben, ein gutes, teures und heroisches Glied aufzugeben, um nicht mein ganzes Land zu opfern und aufzugeben. Wenn man so mit eigener Hand das Land verstümmeln muß, dann fühlt man, was Vaterlandsliebe ist! Es ist dies die härteste Prüfung und auch die grausamste, die ich in meinem Leben durchgemacht habe!"

Die Abstimmung fand statt auf den Text der Friedenspräliminarien, der so begann: „Die Nationalversammlung, die die Folgen der Tatsachen erdulden muß, deren Urheberin sie nicht ist, bestätigt die Friedensverhandlungen, deren Text hier beigefügt ist und am 26. Februar 1871 in Versailles unterzeichnet wurde..." Jeder Abgeordnete bestieg darauf die Tribüne, um öffentlich seinen weißen oder blauen Zettel in die Urne zu legen, bei der ein Sekretär stand, um die Zahl der Abstimmenden zu kontrollieren. Es waren sechshundertdreiundfünfzig. Fünfhundertsechsundvierzig Abgeordnete stimmten dafür, hundertsieben dagegen. Zweiundzwanzig wurden aufgeführt, als hätten sie sich der Stimmabgabe enthalten; man muß aber davon den Herzog de Broglie abrechnen, der in London als Botschafter war, den Doktor Küß, der im Sterben lag, den Herzog d'Aumale, den Prinz von Joinville, den Obersten Denfert, Jules Favre und Ernest Picard, die gezwungenerweise abwesend waren. Sieben Mitglieder waren mit Berechtigung im Urlaub: Christophe, Dumarnay, Jules Ferry, de Limairac, de Puiberneau, Puvis de Chavanne und Steinheil. Unter den Gegnern fand man die Namen der Generäle Billot, Chanzy, Loysel, Mazure und des Leutnant zur See Farcy. Man hob aber unter denen, die dafür gestimmt hatten, die Namen der Generäle d'Aurelle de Paladines, de Chabaud La Tour, de Chabron, Changarnier, Chareton, Ducrot, Frébault, Le Flô, Martin des Pallières, Pellissier, Du Temple und der Admiräle Fourichon, Jauréguiberry, La Roncière le Noury, de Montaignac, Pothuau und Saisset hervor, ohne die höheren Offiziere zu rechnen, wie den Obersten Chaper und den Obersten Chadois. Das Ergebnis der Abstimmung wurde unter dem tiefsten Schweigen verkündigt.

Unter ebenso großem Schweigen hörte man den Abschied der elsässisch-lothringischen Vertreter an, den Jules Grosjean verlas. Sie erklärten einen Pakt für null und nichtig, der ohne ihre Zustimmung über Mitbürger verfügte. Sie sagten, daß es allen und immer offen stehen werde, ihre Rechte geltend zu machen, in der Form und in dem Maße, als es einem jeden sein Gewissen vorschriebe. „In dem Augenblicke, wo

wir diese Versammlung verlassen," sagten sie, „wo unsere Würde uns nicht mehr gestattet zu bleiben, und trotz des unendlichen Schmerzes, ist der Gedanke, der im Grunde unseres Herzens ruht, ein Gedanke der Erkenntlichkeit für die, die sechs Monate lang nicht aufgehört haben für uns zu kämpfen, und einer unveränderlichen Anhänglichkeit an das Vaterland, von dem wir mit Gewalt losgerissen werden. Wir begleiten Sie mit unseren Wünschen und warten mit vollkommenem Vertrauen in die Zukunft darauf, daß Frankreich wieder auflebt und den Lauf seines großen Geschickes wieder aufnimmt. Ihre Brüder aus dem Elsaß und aus Lothringen, die in diesem Augenblicke von der gemeinsamen Familie getrennt sind, bewahren Frankreich, das fern von ihrem Heim ist, eine kindliche Liebe bis zu dem Tage, wo es kommt und seinen Platz wieder einnimmt." Die achtundzwanzig Unterzeichner dieser Erklärung verließen sofort den Sitzungssaal unter dem bewegten Widerspruche ihrer Kollegen, die sie vergebens baten, bei ihnen zu bleiben. Dieses war der letzte und nicht der am wenigsten schmerzliche Zwischenfall dieser dramatischen Sitzung, die sechs lange Stunden gedauert hatte. Die Menge, die sich in der Nähe des Theaters angestaut hatte, nahm das Ergebnis der Abstimmung mit wahrer Betäubung auf, und im Laufe des Abends erschienen mehrere Zeitungen mit schwarzem Rande. Ebenso am folgenden Tage. Frankreich war wirklich in Trauer, es behielt aber seine Hoffnungen dank der Energie und der Klugheit des Herrn Thiers und derer, die ihm gefolgt waren[1]).

Europa ließ es geschehen. England hatte einen kleinen Versuch gemacht wegen der Kriegsentschädigung, es tat dies aber nicht mit großem Nachdrucke. Rußland billigte laut den Vertrag. Österreich und Italien bewahrten eine sehr vorsichtige Haltung. Die anderen Mächte hielten sich beiseite. Die Sympathie, die man einen Augenblick für unser Unglück an den Tag gelegt hatte, war platonisch geblieben. Frankreich konnte nur noch auf sich selbst zählen. Es zeigte sich so, wie es sein mußte: eine Nation, die ein Anrecht auf ein besseres Geschick hatte. Es zwang seinen Feinden Bewunderung auf, durch seine Ruhe bei den neuen und

[1]) Der Chef der ausübenden Gewalt hatte den Präsidenten der Versammlung gebeten, ihm die regelrechte Ausfertigung des Gesetzes, das sich auf den Vertrag bezog, zu übergeben, sobald die Abstimmung erfolgt sei, was auch geschah. Herr Delaroche-Vernet brachte es sofort nach Paris. Herr Jules Favre konnte es am 2. März Herrn v. Bismarck übergeben, der ganz überrascht zu sein schien. Es entfuhr dem Kanzler sogar der Ausruf: „Wenn wir hätten voraussehen können, daß Ihre Kammer den Vertrag in vierundzwanzig Stunden prüfen und annehmen würde, hätten wir andere Maßregeln ergriffen." Dank dieser patriotischen Eile verließen die Deutschen Paris am 3. März morgens. (Vgl. Jules Favre, Gouvernement de la Défense nationale, Bd. III.)

grausamen Prüfungen, die es bald darauf durchzumachen hatte und die seine Existenz noch einmal bedrohen sollten.

An demselben Tage zogen dreißigtausend Soldaten der deutschen Armee in Paris ein. Das war, wie Thiers gesagt hatte, das Lösegeld für Belfort. Die Hauptstadt war in Trauer und zeigte durch ihre schmerzliche Haltung, wie sie unter dieser Prüfung litt. Dank der Eile, mit der die Nationalversammlung die Friedenspräliminarien angenommen hatte, mußten die beiden anderen deutschen Truppenabteilungen, also sechzigtausend Mann, die sich vorbereiteten an den folgenden Tagen einzuziehen, in Versailles bleiben, und auch der König von Preußen, der mit ihnen einziehen wollte, mußte, da der Vertrag unterzeichnet war, darauf verzichten, obwohl ihm sehr viel daran lag. Die Überraschung des Kanzlers war groß, noch größer die des deutschen Generalstabes.

„Der 2. März," heißt es in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kaiser Wilhelms, „war ein unruhiger Tag voll unangenehmer Überraschungen. Aus Bordeaux kam die Nachricht, daß die Nationalversammlung in nur einer Nacht den Friedenspräliminartraktat angenommen und Mr. Thiers zur Unterzeichnung bevollmächtigt habe. Damit hört auch unser Recht zu einem weiteren Aufenthalt unserer Truppen in Paris auf. Große Enttäuschung in allen Schichten!..." Thiers hatte vorgegeben, er brauche eine Woche, um seine Berechnungen durch die Nationalversammlung ratifizieren zu lassen. Der König glaubte, daß alle Truppen wenigstens einen Tag in Paris verbringen könnten, und wollte selbst auf den Champs Elysées die Parade abnehmen. Aber dieses ganze Vorhaben wurde durch die List des zukünftigen Präsidenten der Republik hintertrieben. Er erlangte es, daß man in einem Tage erledigte, wozu er gesagt hatte eine Woche nötig zu haben. So wurden die Gefühle des Königs und seiner tapferen Armee einer harten Prüfung unterzogen. Nur eine Abteilung von dreißigtausend Mann hatte die Champs Elysées und das sie umgebende Stadtviertel besetzt gehabt.

Der Kronprinz erwähnt diese Tatsache in seinem Tagebuche am 2. März mit diesen Worten: „Ratifikation erfolgt. Favre hatte schon früh telegraphiert und war dann selbst gekommen; da aber Bismarck noch im Bette lag, wurde er nicht vorgelassen, so daß er nur schriftlich die Mitteilung wiederholen konnte, worauf der Bescheid erfolgte, man verlange das Originaldokument. Der Kaiser bedauerte, daß nun die Garden nicht in die Stadt kämen ..." Der Kronprinz zog mit dem Großherzog von Baden in Paris ein und blieb einige Augenblicke in den Champs Elysées, wo er bemerkte, daß alle Frauen Trauer trugen, und daß am Fuße der Statue Straßburgs Blumen niedergelegt waren. Er meldet in seinem Tagebuche an demselben Tage eine ergreifende Tat-

sache. „Kaiserin Eugenie telegraphiert dem Kaiser im Namen aller Mütter und Kinder, das Einrücken der Truppen wegen des unvermeidlichen Blutbades noch zu hindern."

Die Entscheidung der Versammlung, die nach sechsstündiger Verhandlung erfolgt war, hatte die Deutschen überrascht. Sie hatten Vorwürfe, Gewalttätigkeiten, unendliche Debatten erhofft. Und nun hatten die Abgeordneten, nachdem sie die Verantwortlichkeit des Kaiserreiches festgestellt hatten, mit vor Trauer zerrissenen Herzen die Bedingungen des Feindes angenommen.

Nicht ohne peinliche Überraschung habe ich in einem Werke der Herren Paul und Victor Margueritte „les Tronçons du Glaive" heftige Vorwürfe gegen den Chef der ausübenden Gewalt und gegen die Nationalversammlung gelesen wegen der Abstimmung am 1. März. Diese Romanschreiber lassen einen der Helden ihres Buches sagen: „Wenn Sie sie gesehen hätten, diese Deputierten des französischen Landes und des französischen Geistes, diese Junker der Reaktion, diese eingeschüchterten Bürger, diese Industriejobber! Mit welcher Ungeduld sie die Reden derer über sich ergehen ließen, die noch ein bißchen Mut im Leibe hatten!.. Herr Thiers hat sich wohl gehütet zu sagen, wenn die Versammlung sich, anstatt zu verhandeln, an die Spitze der Nation setzte, daß dann die Nation marschieren würde! Nein, Phrasen! Als gealterter Biedermann jammerte er über die Schwierigkeiten, dem Volke die Wahrheit beizubringen, als wenn soviel Schmach die Wahrheit wäre! Und schnell hat man abgestimmt. Fünfhundertsechsundvierzig Franzosen haben für die Erniedrigung Frankreichs gestimmt." Aber nein! so ist es denn doch nicht gewesen, denn die Abstimmung, wodurch die Friedenspräliminarien bestätigt wurden, ist der Versammlung buchstäblich durch die unwiderstehliche Notwendigkeit der Lage selbst entrissen worden.

Aber, sagt man, es haben Generäle gegen die Friedenspräliminarien gestimmt, so besonders der General Chanzy. Dieser war, als Abgeordneter der Ardennen, einer Gegend, die durch den Feind ganz besonders gelitten hatte, fast in die Unmöglichkeit versetzt, anders abzustimmen, obwohl er zuletzt in Paris vor der Regierung der nationalen Verteidigung anerkannt hatte, daß die Lage unserer Truppen zu mißlich geworden wäre. Er erklärte selbst später, am 18. Mai, unter Bedauern des Frankfurter Friedens, der seiner Meinung nach die Präliminarien vom 1. März erschwerte, daß der Frieden, den wir so teuer erkauft hatten, ein notwendiger Frieden gewesen sei. Er wollte wohl zugeben, daß man die gegenseitigen Verpflichtungen achten müsse, er wies aber die neuen Bedingungen zurück, die das unersättliche Deutschland stellen wollte. Die Generäle Billot, Loysel und Mazure hatten gegen die Präliminarien

gestimmt in völliger Freiheit ihrer Überzeugung, und niemand kann sich über die Abstimmung dieser Offiziere wundern, die dem Feinde tapfer die Stirn geboten hatten, aber diese Abstimmung vernichtet nicht die ihrer siebzehn Kameraden, die mit einer wenigstens ebenso großen Bravour gekämpft hatten. In Wirklichkeit war es eine unerbittliche und patriotische Notwendigkeit, die die Mitglieder der Nationalversammlung zwang, einen so schrecklichen Vertrag anzunehmen; sie wußten aber, daß sie um den Preis eines ungeheuren und schmerzlichen Opfers die Zukunft und unzerstörbare Hoffnungen retteten.

Während unsere Abgeordneten in Bordeaux die so strengen Bedingungen des Feindes annahmen, während Paris vor Wut bebte beim Gedanken, daß dieser Feind seinen Boden betrat, hielt der Gesandte der Vereinigten Staaten darauf, dem Einzuge der Deutschen in die Hauptstadt Frankreichs beizuwohnen, worauf er sich beeilte, Fish die triumphierenden Worte zu telegraphieren: „Sir, sie sind eingezogen!" Hoch vom Balkon des Herrn Cobden in der Avenue des Champs Elysées aus hatte Washburne gefällig zugeschaut. Dieser angebliche Freund Frankreichs gibt eine ausführliche Beschreibung dieses traurigen Einzuges und bewundert die schöne preußische Garde, die „um diesen Arc de Triomphe geschart war, der in der ganzen Welt berühmt ist, und (wie man mit bitterem Sarkasmus sagen kann) zum Ruhme der Großen Armee errichtet worden ist!..." Er wagt hinzuzufügen, daß er gesehen habe, wie Franzosen sich mit den deutschen Soldaten verbrüdert hätten, wobei er den Abschaum des internationalen Gesindels mit der Pariser Bevölkerung verwechselt!... Das letzte Wort bei diesen traurigen Ereignissen, an die ich mit tiefer Bewegung erinnere, gehört nochmals Bancroft, der am 29. Mai 1871 an Fish schrieb, daß die Zukunft Frankreichs recht traurig aussehe, daß aber die intelligenteren Leute Deutschlands hofften, Frankreich werde sich wieder aufrichten, „denn seine besondere Einwirkung auf die Zivilisation kann durch keine andere Nation ersetzt werden[1])". Ohne Zweifel ein wenig aufrichtiger Wunsch, der aber für ein Land gerecht ist, das seine große Liebe zur Zivilisation gezeigt hat, indem es die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten unterstützt und die Einheit Italiens begünstigt hat. Möge Frankreich trotzdem stets seine stolze Haltung und seine edlen Gefühle bewahren; möge es bleiben,

[1]) Jules Valfrey erinnert daran, daß der frühere Botschafter der Vereinigten Staaten in Paris, Herr Eustis, im Jahre 1897 in einer New Yorker Revue seine Eindrücke über Frankreich und seine Zukunft veröffentlicht hatte. Herr Eustis prophezeite in kurzer Zeit den endgültigen Sturz Frankreichs als Großmacht, gab aber auch mit einigem Bedauern zu, daß das ein Verlust für die Zivilisation sei. (Vgl. den Figaro vom 30. April 1898.)

was es immer in der Welt gewesen ist, die loyale Nation, auf die man rechnen kann und die in hervorragender Weise großherzig ist! Rechtlichkeit und Tapferkeit werden immer bei ihr über das den Sieg davontragen, was gewisse Völker in ihrer Geschäftssprache „den Geist der Initiative und den praktischen Geist" nennen.

Am 2. März erzählte Napoleon, der die Abstimmung der Nationalversammlung noch nicht kannte, dem General von Monts, Bismarck habe sich darüber gewundert, daß der Kaiser ihm bei Gelegenheit der Friedenspräliminarien seine Wünsche nicht mitgeteilt habe. „Welche Wünsche konnte ich wohl noch ausdrücken?" sagte Napoleon. „Ich kann jetzt nichts machen als abwarten, was Ihr Herr, der Kaiser Wilhelm, wünscht." — „Ew. Majestät," antwortete Monts, „haben wenigstens den Vorteil, den Frieden nicht unterzeichnet zu haben." — „Ja, und was für einen Frieden! Welche Bedingungen und besonders der Verlust zweier Provinzen!" Napoleon hatte schon zu Mels gesagt, er könne sie nicht annehmen, und daß seine Weigerung Bismarck die Hände freigäbe, um mit der Nationalen Verteidigung zu verhandeln. Monts wollte die Bemerkung machen, daß die beiden Provinzen deutsch gewesen seien, aber Napoleon unterbrach ihn und erinnerte an die folgende Tatsache: „Herr von Bismarck hatte mir nach Sedan gesagt, der Frieden, der auf den Krieg folge, solle ein Friede sein, der von Dauer sei. Durch Schaden sind die Franzosen klug geworden. Aber strenge Bedingungen und der feste Wille, sie nicht mildern zu wollen, sind nicht danach angetan, einen dauerhaften Frieden zu sichern." Napoleon fügte hinzu, es wäre für Wilhelm I. und die Interessen Deutschlands besser gewesen die Republik zu stürzen, das Kaiserreich wieder herzustellen und ihm seine Armee zurückzugeben. Monts dachte aber, die freigelassene Armee würde die Truppen Gambettas verstärkt und dadurch die letzten Monate des Feldzuges für die deutsche Armee noch schwieriger gemacht haben. Er hätte hinzufügen können, die Franzosen würden niemals die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches durch den Feind angenommen haben. An demselben Abende vertraute Napoleon III. der Gräfin Mercy-Argenteau seine Klagen wegen der drakonischen Bedingungen Deutschlands an. Dieser Brief lautet:

„Wie sollte man nicht entmutigt sein bei solchen Bedingungen, die Frankreich für den Frieden auferlegt werden? Ich gebe zu, daß wir die Angreifer gewesen sind; ich gebe zu, daß wir besiegt sind; folglich mußten wir die Kriegskosten bezahlen oder einen Teil unseres Landes abtreten; uns aber zu beiden Opfern gleichzeitig zu verurteilen, das ist recht hart! Welche Regierung wird sich mit einer solchen materiellen und moralischen

Last auf den Schultern halten können? Unter solchen Umständen ist es kein Frieden, den der deutsche Kaiser schließt, er tötet uns, anstatt den Frieden wieder herzustellen; er sät für die Zukunft Haß und Mißtrauen. Ist das wohl auch für Deutschland eine gute Berechnung? Ich glaube es nicht. Der zivilisierte Zustand, in dem sich Europa befindet, bringt es mit sich, daß die Nationen untereinander durch eine Menge gemeinsamer Interessen verbunden sind, so daß der Ruin der einen unter ihnen auf alle anderen zurückwirkt. Die Arbeit Frankreichs für viele Jahre hinaus gelähmt, 38 Millionen Menschen der Anarchie überliefert, die nichts anderes als den Wunsch sich zu rächen im Herzen haben, das heißt eine Wunde an einem der wichtigsten Glieder des sozialen Körpers offenhalten. Wenn der Kaiser von Deutschland und Herr von Bismarck es sich reiflich überlegt hätten, wie der Zustand Europas ist; wenn sie, anstatt sich durch ihre außerordentlichen Erfolge blenden zu lassen, die Aera der Revolutionen und des Krieges hätten schließen wollen, dann würden sie erklärt haben, daß sie, solange in Frankreich keine Regierung von Bestand und infolgedessen keine legitime Regierung sei, eine Beilegung der Feindseligkeiten nur wie einen Waffenstillstand betrachteten und deshalb ihre Maßregeln ergreifen würden, um sich in einer günstigeren militärischen Position zu befinden, wenn der Kampf wieder aufgenommen werden müßte; daß sie aber, sobald eine Regierung da sei, die auf einem rechtlichen Standpunkte stehe und von der ganzen Nation anerkannt werde, in Zukunft den Frieden mehr achten würden, als den Besitz einiger unzufriedener Provinzen, die von einer aufs höchste erschütterten Nation losgerissen seien.

Das wäre große Politik gewesen. Der Haß gegen Deutschland wäre wie durch ein Zauberwort verschwunden; der Frieden würde für viele Jahre gesichert gewesen sein; es würde das Vertrauen wieder erwacht sein und die Handelsbeziehungen einer neuen Blüte entgegengehen, und der deutsche Kaiser einen Ruhm erringen, der größer wäre, als der, den er durch den Besitz von Metz und Straßburg erwerben wird."

Napoleon III. schloß diesen betrübten Brief: „Ich schreibe Ihnen, als wenn Sie mein Minister des Auswärtigen wären, es ist mir aber unter alle den Sorgen, die auf mich einstürmen, ein Trost, mit Ihnen so offenherzig sprechen zu können."

Der Kaiser bemerkte es etwas spät, daß die wirkliche Absicht Deutschlands eine ungeheure Kriegsentschädigung und zwei Provinzen mit Metz und Straßburg war. Er sagte sogar, daß wir die Angreifer gewesen seien, und ging in seiner Aufregung über das Ziel hinaus, denn die Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern war eine richtige Herausforderung

gewesen, die direkt von Preußen ausging, und ein wahrer Fehler des Kaisers war es gewesen, sich nicht mit der Zurücknahme der Kandidatur begnügt zu haben. Der Kaiser hat in der Tat den Krieg nicht ohne offenkundige Gründe erklärt, aber er ist in eine Falle gegangen, die ihm seine Feinde gestellt hatten; er hat, von der Kaiserin, dem Herzog de Gramont und Emile Ollivier gedrängt, im letzten Augenblicke geglaubt, solche Bedingungen stellen zu können, daß Europa die Herausforderung ihm zur Last legen konnte. Nichts kann die Hinterlist Bismarcks und seine ränkevolle Initiative beseitigen. Nichts auch beseitigt die unpolitische Haltung Napoleons III. und seiner Ratgeber. Das ist die Wahrheit.

Der Kaiser sah es endlich ein, daß Wilhelm I. sich wenig darum kümmerte, daß das französische Kaiserreich wieder aufgerichtet werde. Deutschland stand einer in aller Freiheit erwählten Nationalversammlung gegenüber, mit einem frei erwählten Chef der ausübenden Gewalt, die sich dazu herbeiließ, die Friedensbedingungen anzunehmen. Was wollte er mehr? Was den Ruhm anbelangt, den Napoleon III. dem deutschen Kaiser für eine einsichtige und hochherzige Politik anbot, so hätte er wissen müssen, daß dieser Ruhm, wie Bismarck eingestand, in Deutschland keinen Wert hatte. Anstatt pomphafter Phrasen und menschlicher Motive zogen es der Kanzler und sein Herr vor, sichere Vorteile und endgültige Vorteile zu haben.

Am Tage nach dem Briefe an die Gräfin Mercy-Argentau hörte der Kaiser die Kanonen donnern und die Glocken in Cassel läuten, die den Abschluß der Friedenspräliminarien begrüßten. „Ein großes und edles Gefühl erfüllte alle deutschen Herzen," schrieb der General Monts, und man verstand, daß Kaiser Wilhelm im wahren Sinne aller gesprochen hatte, als er sagte: „Gott hat Großes durch uns vollbracht!" Diesen Gedanken geben die Reliefs eines Triumphbogens wieder, den ich in Cassel am Eingange der Aue gesehen habe. Auf dem ersten sieht man Soldaten, die von ihren gerührten Familien Abschied nehmen, indem sie sagen: „Gott sei mit uns!"; auf dem anderen sieht man sie triumphierend zurückkehren mit der Devise: „Gott war mit uns!" Bei jeder Gelegenheit verbinden die Deutschen die Gottheit mit ihrem Triumphe. Auf den Schlachtfeldern sangen sie nach dem Siege: „Nun danket alle Gott!" und ihre Helme tragen den Spruch, der ihren ganzen Glauben enthält: „Mit Gott für König und Vaterland!" Verachten wir diese Gefühle nicht, die die Völker stark machen. Skeptiker mögen darüber lächeln. Freidenker mögen sie unberücksichtigt lassen. Aber Lächeln und Verachtung sind keine Gründe. Der Mann, der weiß, wie sehr bei den schrecklichen Prüfungen des Krieges der Soldat es nötig hat, die Augen zu Dem zu erheben, der allein die Macht und den Trost geben kann, die nicht täuschen,

muß die Männer beneiden, die ihr entschlossenes Vertrauen auf einen schirmenden und vergeltenden Gott stellen.

Bei der Nachricht von der Annahme der Friedenspräliminarien sagte Napoleon zu Mels: „Desto schlimmer für Preußen! Die Revolution ist wie ein Ölfleck, nichts kann ihn aufhalten sich auszudehnen. Indem Bismarck seinen Namen neben den Jules Favres gesetzt hat, hat er der Revolution in Deutschland Heimatsrecht gegeben. Er hat es getan, um Frankreich zu schwächen, er wird sehen, wie das auf sein Land zurückwirkt ... Dieser Krieg wird eine Frage um zehn Jahre vorwärts bringen, die in unserem so alten und so bevölkerten Europa eine ungeheure Wichtigkeit erhalten muß. Ich will von der sozialen Frage sprechen. Herr von Bismarck hat sich nie darum gekümmert. Er wird dazu gezwungen werden ... Aber der Kanzler wird zu spät daran denken, Sie werden das sehen, und dann erst wird man beurteilen können, ob Herr von Bismarck ein genialer Mann ist oder nur ein geschickter Diplomat, den das Glück begünstigt hat!..."

Indem er sein Schicksal mit dem des Kanzlers verglich, sagte er: „Seine große Macht ist, daß er nur Minister ist. Welch schrecklicher Unterschied, als Minister zu fallen oder als Souverän! Der Minister, dessen Unternehmungen fehlschlagen, zieht sich zurück und betrachtet häufig mit hämischer Freude seinen Nachfolger, der das eingestürzte Haus wieder aufrichten muß, während der Souverän seinen Irrtum selbst wieder gut machen muß oder seinem Sohne diese schwere Aufgabe hinterläßt ... Herr von Bismarck hat das Glück, nur Minister zu sein. Im Besitze des wahrhaft außerordentlichen Vertrauens seines Souveräns kann er alles wagen, ohne etwas fürchten zu müssen. Wenn der Krieg von 1866 einen Ausgang genommen hätte, der für Preußen unglücklich gewesen wäre, würde Ihr Kanzler jetzt in Pommern Hasen schießen: es wäre ihm nichts anderes zugestoßen. Eine durch die königliche Majestät gedeckte Verantwortlichkeit, ein großes diplomatisches Talent, ein in der Geschichte fast einzig dastehendes Glück, damit kann man alles wagen." Napoleon vergaß, daß Bismarck sich zugeschworen hatte, er würde sich, wenn die Schlacht von Königgrätz verloren ginge, auf dem Schlachtfelde eine Kugel vor den Kopf schießen ... Würde er aber seinen Schwur gehalten haben? Es unterliegt keinem Zweifel, daß der preußische Kanzler, der durch sein diplomatisches Genie und seine Hartnäckigkeit stark war, durch die Umstände und durch seinen König unterstützt worden ist. Muß man da hinzufügen, daß er das Glück gehabt hat sich Leuten gegenüber zu befinden, die ebenso stolz wie unfähig waren, und einem Fürsten, der sich auf die Versicherungen seiner Ratgeber verließ, ohne sie selbst zu prüfen, oder sie durch kompetente Leute prüfen zu lassen.

Wenn König Wilhelm sich entschloß, einen Krieg anzunehmen, den sein Kanzler seit langem vorbereitete, dann wußte er, daß dieser Mann sicher war eine Armee zu haben, die vollständig bereit war, und auf die Neutralität oder das Beiseitebleiben Europas zählte. Dem Mutigen gehört die Welt, das ist wahr, aber doch noch mehr denen, die verstanden haben, sich vorher die Gunst des Glückes zu sichern.

Am 4. März erfuhr Napoleon III. die durch die Nationalversammlung bestimmte Absetzung, und zwei Tage darauf übersandte er dem Präsidenten Jules Grévy folgenden Protest:

„Wilhelmshöhe, den 6. März 1871.

Herr Präsident!

In dem Augenblicke, wo alle Franzosen, durch die Friedensbedingungen aufs tiefste betrübt nur an das Unglück des Landes denken, hat die Nationalversammlung die Absetzung meiner Dynastie erklärt und behauptet, ich allein sei für das öffentliche Unglück verantwortlich.

Ich protestiere gegen diese ungerechte und ungesetzliche Erklärung.

Ungerecht, denn als der Krieg erklärt wurde, hat das Nationalgefühl, durch Gründe, die von meinem Willen unabhängig waren, überreizt, eine allgemeine und unwiderstehliche Begeisterung hervorgerufen.

Ungesetzlich, da die Versammlung, die nur zu dem Zwecke ernannt worden war, Frieden zu schließen, ihre Vollmacht überschritten hat, als sie über Fragen entschied, die außer ihrer Befugnis lagen, und wäre sie auch ein Verfassunggebender Körper, würde sie doch keine Vollmacht haben, ihren Willen anstelle dessen der Nation zu setzen.

Das Beispiel der Vergangenheit ist da, um es zu beweisen. Die Feindseligkeit der verfassunggebenden Versammlung von 1848 scheiterte an den Wahlen vom 10. Dezember, und im Jahre 1851 hat das Volk mich mit mehr als 7 Millionen Stimmen gegen die Gesetzgebende Versammlung unterstützt.

Die öffentliche Gewalt kann nicht über das Recht gehen, und das öffentliche französische Recht für die Errichtung einer jeden gesetzmäßigen Regierung ist das Plebiszit. Auf alle Fälle ist auf der einen Seite nichts als Usurpation und auf der anderen Unterdrückung.

Deshalb bin ich vollständig bereit, mich vor dem freien Ausspruche des nationalen Willens zu beugen, aber auch nur vor ihm.

Vor den unglücklichen Ereignissen, die allen Aufopferung und Uneigennützigkeit auferlegen, hätte ich gern Schweigen bewahrt; aber die Erklärung der Versammlung zwingt mich, im Namen der verletzten Wahrheit und der mißachteten Rechte der Nation zu protestieren.

Empfangen Sie, Herr Präsident, die Versicherung meiner Hochachtung. Napoleon[1])."

Auf die wichtigste Einwendung, die in diesem Briefe gemacht ist, d. h. auf die Unbefugtheit der Versammlung, hatte die Nation schon geantwortet, wie ich gesagt habe, indem sie ihren frei gewählten Vertretern ihre Rechte übertrug, um das Land zu befreien, die Übel des Krieges auszutilgen und eine Regierung einzurichten.

Napoleon glaubte, einigen Einfluß in der Armee behalten zu haben, weil eine Petition gewisser gefangener Offiziere, die an das französische Volk gerichtet worden war, die Wiederherstellung des Kaiserreiches als einziges Mittel dargestellt hatte, um dem erschöpften Volke seine Kraft und seinen Wohlstand wiederzugeben. Diese Petition war von Pietri, Mels-Cohn und dem Industriellen Pommier verfaßt worden. Vergebens lobte der Drapeau sie in der prunkvollsten Weise und behauptete auch, nur der Kaiser könne das Vertrauen und die Ordnung in Frankreich wiederherstellen. Diese Petition fand kein Echo. Man wußte übrigens im Lande, daß die von Deutschland gestellten Bedingungen für das Kaiserreich ebenso hart sein würden, wie für die Republik; man fürchtete sogar, daß der Kanzler trotz seinen Anspielungen sie Napoleon gegenüber noch verschärfen würde, da er ihn haßte. Die zweideutige Haltung, die er Thiers gegenüber eingenommen hatte, ließ alles glauben. Durch den Generalstab gequält, der ihm nicht vergab Belfort für einen lächerlichen Einzug in Paris aufgegeben zu haben, erging sich Bismarck in Drohungen bei der geringsten Bitte um Milderung der auferlegten Opfer oder bei der geringsten Verzögerung. Indem er seine hinterlistige Taktik weiter fortsetzte, ließ er sich noch durch kaiserliche Agenten befragen und brüstete sich damit, um die Sorgen des Chefs der ausübenden Gewalt noch zu vermehren.

Es war von einem Besuche des kaiserlichen Prinzen in Wilhelmshöhe die Rede gewesen, aber der Kaiser hatte sich dem widersetzt, indem er sagte, er werde selbst bald nach England kommen. Jedoch zögerte die deutsche Regierung noch, es ihm zu gestatten. Ein Telegramm Kaiser Wilhelms instruierte den General Monts, er solle sich in der Reserve halten und jede Initiative vermeiden, wenn Napoleon III. und die Offiziere seiner Umgebung das genaue Datum ihrer Befreiung zu kennen verlangten. Monts wunderte sich denn auch darüber, daß der Kaiser härter behandelt wurde, als der einfachste Soldat. Er bedachte nicht, daß das Deutsche Reich, das endlich mit der französischen Republik abge-

[1]) Arch. dipl. 1873, Bd. I, S. 50.

schlossen hatte, ihr keine Schwierigkeiten bereiten wollte. Man wollte nicht, daß Napoleon III. in Frankreich wieder auftreten könne, wie Napoleon I. im Jahre 1815.

Erst am 13. März meldete der General Monts dem Kaiser seine bevorstehende Befreiung. Dieser bedankte sich bei ihm und klagte ein wenig darüber, daß Bismarck ihm gegenüber eine so zweideutige Haltung angenommen habe, daß es schwer gewesen wäre, seinen wirklichen Gedanken zu erraten. Er begriff nun, daß der Kanzler dazu gelangt war, den Frieden zu erreichen, den er gewollt hatte, und nun seiner nicht mehr bedurfte. Sein einziger Trost war, seinen Sohn wiederzusehen, der ihm geschrieben hatte: „Meine Gedanken sind bei Ihnen. Ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief, der mich aber nicht darüber tröstet, fern von Ihnen zu sein."

Monts, der am 15. März zum Kaiser Wilhelm nach Frankfurt berufen wurde, der dort seinen feierlichen Einzug gehalten hatte, erfährt aus dem Munde des Souveräns, er habe gern Napoleon am Tage nach den Präliminarien befreien wollen, der Kanzler hätte sich dem aber widersetzt. Doch war der Kaiser nun der Ansicht, daß Napoleon jetzt abreisen könne, und übergab Monts einen freundschaftlichen Brief für ihn. Monts überbrachte diesen Brief, den Napoleon ohne Bewegung las und dann bat, über das Datum seiner Abreise nachdenken zu dürfen. Er wählte Sonntag, den 19. März, drei Uhr nachmittags, ließ aber am Bahnhofe in Cassel glauben, er werde um vier Uhr fahren. Monts, der für den Kaiser unangenehme Vorfälle fürchtete, erbat sich die Erlaubnis, ihn bis an die belgische Grenze begleiten zu dürfen. Am Morgen des 19., nach der Messe, übergab Napoleon Monts seine Broschüre „Über die militärische Organisation Norddeutschlands", eine der Arbeiten, die er während seiner Gefangenschaft ausgearbeitet hatte, wobei er ihm freundschaftlich sagte: „Sie werden gewiß recht viele Fehler darin finden." Der General versichert aber, daß der Kaiser vollständig Herr des Gegenstandes sei und die ganze deutsche Organisation mit Verstand beurteilt habe[1]). Im Augenblicke der Abfahrt boten die Bedienten des Schlosses Napoleon Blumen an, der sich dafür mit gewohnter Freundlichkeit bedankte. Der Kaiser bestieg mit Monts, Castelnau und Murat den ersten offenen Wagen, während die Ehrenwache das Gewehr präsentierte und eine vergnügte Menge schweigend grüßte. Es war für Napoleon ein Salonwagen in dem Zuge reserviert worden, der ihn nach Belgien brachte. Unter-

[1]) Napoleon III. schrieb in Wilhelmshöhe außer dieser Broschüre zwei andere: Sur les causes de la capitulation de Sedan und Sur les Relations de la France et de l'Allemagne sous l'Empire. (Vgl. Monts und die von mir veröffentlichten Artikel in der Revue des Deux Mondes vom 1. und 15. April 1910.)

wegs erfuhr man in Gießen den Aufstand vom 18. März[1]); ohne seine Kaltblütigkeit zu verlieren, sagte Napoleon nur: „So ist denn der Pöbel Herr vom Montmartre, der Paris beherrscht!" Seine Umgebung war weniger ruhig und bekundete laut ihre Besorgnis. Auf den fremden Krieg folgte also der Bürgerkrieg. Was würden die Folgen sein? Es war übrigens gesagt, daß diese Reise sehr schmerzvoll sein sollte. An allen Stationen sahen die Franzosen wegen der Rückkehr der deutschen Truppen ungeheure Fahnen mit den Namen der Siege: „Wörth, Weißenburg, Metz und Sedan." In Cöln hörte man Pfeifen und Brüllen. In Herbesthal stürzte eine tränenüberströmte Frau in den Salonwagen und warf sich stürmisch dem Kaiser an die Brust. Es war die Prinzessin Mathilde, erregt und überschwenglich. Diesen Demonstrationen setzte Napoleon die größte Kälte entgegen, und dieser Gegensatz bildete ein sonderbares Schauspiel. An der belgischen Grenze nahm der General Monts Abschied vom Kaiser, der ihm aufs wärmste für seine Aufmerksamkeiten dankte und ihn mit Grüßen an den deutschen Kaiser und die Kaiserin beauftragte. Die Reise ging über Verviers und Ostende weiter. Napoleon stieg in Dover an Land, wo ihn die Kaiserin und sein Sohn erwarteten[2]).

Er hinterließ im Kreise Cassel, wo er mehr als sechs Monate zugebracht hatte, einen günstigen Eindruck wegen seiner ruhigen Haltung und der Freigebigkeit, die er um sich herum gezeigt hatte. Monts sagt am Ende seiner Aufzeichnungen, wo er ein Urteil über die Person des Kaisers abgibt, er sei überzeugt, daß dieser Fürst, trotz allen seinen Fehlern, nur das Wohl Frankreichs im Auge gehabt habe. Der General zeigt sich aber besorgt darüber, wer nun dieses Land in beständiger Weise regieren würde. Zwei Jahre nach diesen Ereignissen trat der Befreier des Landes seinen Platz dem Marschall de Mac Mahon ab, und ein jeder wiederholte das Wort Louis Bonapartes, als er vor dem Untersuchungsrichter erschien: „Es gibt nichts Beständiges in Frankreich!"

---

[1]) Mels rühmt sich, es Napoleon selbst am Bahnhofe mitgeteilt zu haben.

[2]) Man vgl. über die Ankunft Napoleons III. in England die Memoires du docteur Evans, S. 392 u. 393.

Dreizehntes Kapitel.

Die Befreiung des Landes. — Die letzten Taten der kaiserlichen Partei.

Thiers hatte nach dem 4. September die undankbare Aufgabe übernommen, Europa zu durcheilen, um irgendwelche Hilfe für Frankreich zu erbitten, das entschlossen war unerschrocken weiterzukämpfen, um sein Gebiet und seine Ehre unberührt zu erhalten; dann hatte er nach dem Fehlschlagen der Verhandlungen mit dem preußischen Kanzler im Oktober diese Verhandlungen nach der Kapitulation von Paris wieder aufgenommen, um zu den Friedenspräliminarien zu gelangen. Diese Aufgabe sollte noch schwerer sein als die vorhergehenden. Am Tage nach der Annahme der Präliminarien befand er sich einem ungeheuren Aufstande gegenüber, der durch die Leidenschaften, die Schmerzen und die Enttäuschungen der Belagerung von Paris hervorgerufen worden war. Er mußte diesen Aufstand bekämpfen und besiegen, die Ordnung wiederherstellen, zu einem endgültigen Frieden gelangen, das ruinierte Land wiederaufrichten und das Gebiet von der fremden Besatzung befreien. Niemals war einem Staatsoberhaupte eine schwierigere und peinlichere Arbeit zugefallen. Ohne die Geschicklichkeit, den Eifer, das unermüdliche Streben, die tiefe Kenntnis der Menschen und Dinge und die lange Erfahrung, die Thiers hatte, ohne das Vertrauen, das er sogar unseren Feinden und ganz Europa einflößte, wären die Befreiung und Räumung des französischen Gebietes wohl Veranlassung zu unüberwindlichen Schwierigkeiten gewesen. Man kann behaupten, daß ohne seine hartnäckigen Bemühungen die Besetzung des Landes sich verlängert haben würde, während sie vor dem angesetzten Termine beendigt war, und das unter Bedingungen, die den Kredit und das Prestige Frankreichs in den Augen der ganzen Welt hoben. Wir haben ein schmerzliches Stück Geschichte dargestellt und dabei an Ereignisse erinnert, die für französische Herzen recht peinlich sein müssen, die unvorsichtige Kriegserklärung, deren schreckliche Folgen und unsere vielfachen Niederlagen, trotz dem energischen Widerstande der Nationalen Verteidigung und dem Heldenmute unserer Soldaten, dann die schwierigen Ver-

handlungen über die Friedenspräliminarien. Auf den Seiten, die nun folgen, werden wir mit gerechtem Stolze sehen, wie Frankreich unter der Leitung eines klugen und erleuchteten Staatsoberhauptes und der Mitwirkung einer dem Vaterlande ganz ergebenen Versammlung, zum großen Erstaunen Deutschlands, das glaubte es sei bis auf den Tod verwundet, sich plötzlich auf seinem Schmerzenslager wiederaufrichtete, seine Wunden verband, seine Kräfte wiederfand und von neuem über den unglücklichen Städten, die die Erniedrigung der feindlichen Farben erduldet hatten, die Trikolore flattern ließ[1]).

Im Anfang des März hatte Napoleon III., der seine Bemühungen fortsetzte und nach seiner Befreiung nach Chislehurst gekommen war, durch die Gräfin Mercy-Argenteau, die damals auf Schloß Ochain bei Terwagne in Belgien war, sagen lassen, er sei bereit zu verhandeln, wenn Metz bei Frankreich bliebe. Bismarck hatte über eine solche Bedingung sein Erstaunen gezeigt und seine Weigerung in die lakonische Form gefaßt: „Das ist ganz unmöglich!" Thiers, der über diese Korrespondenz unterrichtet worden war, ließ die Agenten des Kaisers überwachen; das erklärt die Verhaftung Rouhers bei seiner Rückkehr von Chislehurst. Der Chef der ausübenden Gewalt glaubte in dem Gepäck dieses so rührigen Politikers wertvolle Angaben über die Beziehungen Deutschlands zu Napoleon III. zu finden. Aber Rouher, den die Lehre von Cerçay gewitzigt hatte, führte keine ihn kompromittierenden Papiere mit sich. Bismarck machte sich aber die durch diesen Zwischenfall entstandene Erregung zunutze und ließ glauben, er könne noch mit dem Kaiserreiche verhandeln, indem er die Anhänglichkeit der Soldaten daran übertrieben hervorhob. Das war eine inkorrekte Haltung gegen die Macht, die er offiziell anerkannt hat, und der er seine Unterstützung zugesagt hatte; er hoffte aber durch diese List die Unterzeichnung eines Friedens, den Deutschland sehnlichst herbeiwünschte, zu beeilen und die stets befürchtete Einmischung der europäischen Mächte zu verhindern und uns alle seine Forderungen aufzwingen zu können.

Von dieser unerbittlichen Härte in Kenntnis gesetzt, bezeigte Napoleon III. der Gräfin Mercy-Argenteau seine Trauer darüber. Er dankte ihr für ihre Vermittelung und sagte ihr, man könne nicht mit

[1]) Vgl. über die Frage der Befreiung des Landes die Werke von Jules Simon, Jules Favre, Albert Sorel, Valfrey, de Gontaut-Biron, Marquis de Gabriac, de Marcère, Henri Doniol, die Memoiren der Gräfin de Valon und die Korrespondenz zwischen Thiers und den diplomatischen Agenten Frankreichs in Deutschland, die durch Fräulein Dosne, Thiers' Schwägerin, veröffentlicht worden sind; ferner die Dokumente der Archives diplomatiques.

mehr Intelligenz und Mut handeln. „Leider," sagte er am 1. April, „haben wir es mit unversöhnlichen Männern zu tun ... Die Zukunft ist recht trübe, und wir müssen die Vorsehung den Willen der Menschen leiten lassen ..." Die Gräfin hatte ihm vorgeschlagen, sich an den Marschall de Mac Mahon und andere höhere Offiziere wenden zu wollen, um irgendeinen neuen Schritt zu veranlassen, oder irgendein Manöver zu versuchen. Er hielt das für unnütz. „Der Augenblick ist noch nicht gekommen," erklärte er, „wo man im Innern irgend etwas beginnen kann." Sechs Wochen darauf gab er zu, daß seine Absichten sich nicht haben verwirklichen können, und doch schien er noch zu hoffen, wie man aus dem folgenden Briefe ersehen wird. „Viele Projekte sind fehlgeschlagen," sagte er, „ich bedaure das aber nicht. Ein jedes Ding muß zu seiner Zeit kommen, und die günstige Bewegung, die sich in Frankreich vorbereitet, muß die Hoffnung auf die Zukunft erwecken, wenn es überhaupt eine unüberwindliche Hoffnung ist, sich mit den Geschicken eines Volkes zu belasten, das so leichtfertig ist wie das französische Volk!" Sein Sekretär Pietri stieß in dasselbe Horn und schrieb am 16. Juni von Camden-Place an die Gräfin Mercy-Argenteau: „Der Kaiser ist heute vollständig wiederhergestellt und hat seine Beschäftigungen und sein gewöhnliches Leben wieder aufgenommen. Er ist von den Übeln, die unser unglückliches Land betroffen haben, aufs schmerzlichste berührt, aber wir sind damit heute noch nicht am Ende ... Man beschuldigt uns in Versailles zu konspirieren. Sie haben unrecht und müssen recht gut das Gegenteil wissen. Für uns gibt es nur eine Art auf nützliche Weise zu konspirieren, das ist abzuwarten; denn die Zeit wird für uns konspirieren und der Wahrheit helfen aus dem Brunnen emporzusteigen, in dem man sie eingeschlossen hält ... Schon fängt sie an, sich Bahn zu brechen. Auf sie müssen wir rechnen, und wir dürfen zu dem Unglücke des Vaterlandes keine Intrigen hinzufügen, wodurch dessen Lage nur verschlimmert werden kann." Das verhinderte den früheren Sekretär Napoleons III., den Abgeordneten Conti aber nicht, sich einer tätigen Propaganda hinzugeben und unter anderem zu behaupten, wenn der Kaiser wiederkäme, würde er sich der Religion mehr zugetan zeigen, als viele seiner Anhänger.

Das Unglück des Vaterlandes sollte leider noch schlimmer werden, wie das der Kaiser in einer Unterredung mit Mels-Cohn vorausgesagt hatte, die zu jener Zeit in den deutschen Zeitungen erschienen ist. „Schreckliches wird in Frankreich nach dem Frieden vor sich gehen. Man wird unterdrücken und strafen, man wird aber die Wurzel nicht ausrotten. Und das Schreckliche wird sich wiederholen. Die Köpfe der Ungeheuer werden unaufhörlich wiederauftauchen; die Revolution wird immer

in Permanenz sein und alles verderben. Wenn sie an einer Stelle unterdrückt ist, wird sie an einer anderen sich wieder erheben, wie ein Krebsgeschwür, das langsam das beste Blut auffaugt... Was man früher als etwas Schreckliches bezeichnet haben würde, wird dagegen ein Kinderspiel sein. Und dann wird man einen Staatsstreich verlangen: es wird aber zu spät sein." Der Kaiser hätte aber doch wissen können, daß man nicht mit einem Staatsstreich die Achtung und den Bestand einer Regierung sichert. Man kehrt nur schwer wieder zum Rechte zurück, wenn man einmal die Gesetzmäßigkeit verlassen hat, und man setzt sich gerechten Gegenmaßregeln aus; denn Gewalt ruft Gewalt hervor, und welches Land könnte mit einem solchen Regime bestehen?

Es war aber, wie Napoleon III. gesagt hatte, vorauszusehen, daß das Fieber und die Enttäuschung der Belagerung, der Triumph der Deutschen und die Kapitulation von Paris bald eine namenlose Unordnung herbeiführen würden.

Und es folgte denn auch in der Tat auf den fremden Krieg ein Bürgerkrieg, den die Kommune von Paris veranlaßte. Deutschland hatte sich das natürlich zunutze gemacht, um seine Forderungen zu verschärfen, und es ist angebracht, das kurz anzuführen. Es sollten in Brüssel Konferenzen für den Frieden stattfinden, als am 18. März der Aufstand ausbrach. Man konnte hoffen, daß Europa, das über die Forderungen Deutschlands unterrichtet worden war, an diesem Unglückstage vielleicht aus seiner beklagenswerten Gleichgültigkeit heraustreten und die Beschwerden Frankreichs unterstützen würde. Nun war aber am Tage nach dem Abmarsche der deutschen Truppen aus Versailles der Aufstand ausgebrochen, und das gerade, als andere Truppen sich anschickten, andere Punkte des Gebietes zu verlassen.

Sofort steht alles still. Bismarck bezeigt das größte Mißtrauen und unterbricht die Entlassung der französischen Gefangenen in die Heimat. Der General von Fabrice glaubt in direkte Verbindung mit dem Führer der Aufständischen in Paris und dem neuen Delegierten der Auswärtigen Angelegenheiten treten zu sollen. Dieser General, der vom Kanzler als Bevollmächtigter bei der französischen Regierung akkreditiert wurde, fürchtete nicht an Jules Favre zu schreiben, daß bei den Ereignissen, die in Paris vor sich gingen, „das Unvorhergesehene die Regel wäre," und daß „die auf die Logik gegründeten Annahmen nicht immer die wären, die einträten." Er machte darauf aufmerksam, daß die Note des deutschen Generalstabs, die am 21. März an das Zentralkomitee gesandt worden war, das Wort friedlich und nicht freundlich enthielte, was seiner Meinung nach bedeuten sollte, daß die verbündeten Truppen Befehl erhalten hätten, Paris gegenüber eine friedliche Haltung

zu bewahren, solange die Stadt nicht gegen die Deutschen eine feindliche Haltung annähme. Bismarck gestattete endlich, auf die lebhaften Bitten Thiers' hin, die Garnison von Paris auf achtzigtausend Mann erhöhen zu lassen, die er in so unglücklicher Weise auf sechzigtausend herabgesetzt hatte, weshalb die Regierung bei der zu geringen Truppenmacht nicht hatte in der Stadt bleiben können, wo sie zu Boden gedrückt worden wäre. Hätte die Kommune wegen der Forderungen des Kanzlers triumphiert, was würde aus dem Frieden geworden sein, und was für Bedingungen hätte man dann wohl gestellt? Man schaudert, wenn man daran denkt.

Der General von Fabrice hatte nach der Abreise Kaiser Wilhelms den Oberbefehl über die Besatzungstruppen übernommen, es war aber nur ein vorläufiges Kommando. Der Kaiser übertrug das endgültige Kommando dem General Freiherrn von Manteuffel, den er besonders liebte und achtete, und der vor Metz, im Norden und im Osten mit großen Kriegsoperationen betraut worden war. Dieser Offizier bemühte sich, gemäßigt und höflich zu sein[1]). Er hatte schon einige diplomatische Verhandlungen geschickt zu leiten gewußt, und seine Art und Weise und sein Charakter wiesen ihn auf vorsichtige und versöhnliche Maßregeln. Wir werden sehen, wie er während dieser so schwierigen Mission, die zwei lange Jahre dauerte, einen Takt, eine Klugheit und eine Mäßigung an den Tag legt, die man nicht genug loben kann. Es muß aber auch gesagt werden, daß Thiers, nicht weniger geschickt und nicht weniger klug, mit ihm sich so zu stellen wußte, daß er bald aus einem Gegner einen wirklichen Freund machte. Er hatte übrigens begriffen, daß der General von Manteuffel vom Kaiser den sehr klugen Rat erhalten haben mußte, alles zu tun was in seiner Macht stände, um den berechtigten Widerwillen, der durch die Greuel des Krieges veranlaßt worden war, zu beseitigen oder doch wenigstens zu verringern. Thiers war klug genug, um sich bei Manteuffel durch einen Diplomaten von vorzüglicher Haltung und Erziehung, von eleganten und aristokratischen Manieren, der seit 1854 ebensogut die Handhabung diplomatischer Geschäfte wie das Verwaltungsfach kannte, vertreten zu lassen. Es war das Charles de La Croix de Chevrières, Graf de Saint-Vallier, der in München, Wien und Stuttgart die deutsche Sprache erlernt und in eingehender Weise den Charakter und die Sitten der Deutschen und Österreicher studiert hatte. Groß, schlank, noch jung — er war noch nicht vierzig

[1]) „Ich werde doch wohl noch meine Erinnerungen schreiben, wenn ich nicht hier vorher an der Arbeit sterbe, und die Forscher werden erfahren, daß ein feindlicher General, ebenso hochherzig wie gebildet, für Frankreich der edelste Gegner war." (Thiers an Saint-Vallier, am 4. Mai 1872.) — Diese Erinnerungen sind im Jahre 1901 von Fräulein Dosne veröffentlicht worden.

Jahre alt — sollte sich der Graf de Saint-Vallier, dessen schwarzes Haar und schwarzer Bart die Blässe seines Gesichtes hoben, und der mit Anmut zu sprechen und mit der vorzüglichsten Höflichkeit zuzuhören verstand, an den General von Manteuffel eng anschließen und von ihm alles erlangen, was mit den Pflichten des Chefs der Okkupationsarmee vereinbar war.

Die Wahl des Vicomte de Gontaut-Biron, der am Ende des Jahres 1871 als Botschafter in Berlin auf den Marquis de Gabriac, unseren ausgezeichneten Geschäftsträger, folgte, war eine der geschickten diplomatischen Maßnahmen Thiers'. Fürst Bismarck, der den Einfluß dieses Edelmannes befürchtete, der mit den besten Familien Deutschlands verwandt war, hatte ironischerweise das Bedauern ausgesprochen, daß ein solcher Botschafter zu wenig von der Diplomatie verstände. Er zog sich dafür die Entgegnung des Kaisers zu: „Das mag wahr sein, aber in meinen Augen ist das Wesentliche, daß er ein Edelmann von alter und adeliger Familie ist. Darauf sehe ich am meisten, und ich bin Herrn Thiers ganz besonders dankbar dafür, das begriffen zu haben." Der Chef der ausübenden Gewalt, der recht gut wußte, was er getan hatte, schrieb selbst an den Vicomte de Gontaut-Biron, er wäre stolz auf seine Wahl und er habe erfahren, daß seine Milde, seine würdige Haltung und sein gesunder Verstand in Berlin sehr gefallen hätten. Was man bei dem neuen Botschafter nicht genug loben konnte, war ein Stolz, den weder die rauhen Redensarten Bismarcks, noch die Hinterlist des Grafen Arnim beugen konnten. Er füllte in hervorragender Weise seinen Platz als Franzose und Edelmann in einer sehr schwierigen Lage aus, denn er mußte vor den wenig großherzigen Siegern das besiegte Frankreich vertreten. Er bewies aber, daß es nicht ein erniedrigtes Frankreich war, und die höfliche Aufnahme beim Kaiser und der Kaiserin und die feine und zarte Aufmerksamkeit des Kronprinzen und der Kronprinzessin Friedrich milderten die systematische Rauheit des Kanzlers und den Schmerz, den die Zurückhaltung des diplomatischen Korps ihm verursachte, das gewohnt war, seine Haltung nach der Bismarcks zu regeln, der damals mehr gefürchtet war als der Kaiser selbst.

Das Spiel, das der deutsche Kanzler spielte, war sehr vorsichtig. Er hatte im Jahre 1870 viel mehr Scherereien mit dem Generalstabe gehabt als 1866. Wenn es ihm gelungen war, bei Nikolsburg, nach Königgrätz dem übermäßigen Ehrgeize der preußischen Generäle und selbst des Königs, dessen Appetit während des Essens gekommen war, einen Zaum anzulegen, so war das während des französischen Feldzuges nicht so gewesen. Graf von Moltke und die hauptsächlichsten Heerführer hatten ihn von ihren Operationen und Plänen ferngehalten.

Nur durch die Fürsten und geheime Agenten hatte er in Erfahrung bringen können, was man gegen die französische Armee unternahm. Weil er sich persönlich um die Frage des Bombardements von Paris gekümmert hatte, von dem er fand, daß es nicht schnell genug begonnen werde, hatte er sich fast die Feindschaft Moltkes und Blumenthals zugezogen, wie das seine eigenen Erinnerungen, sowie auch die Schriften des Doktor O. Lorenz und des Generals von Stosch bezeugen; auch der Haß der Königin Auguste und der Prinzessin Viktoria, die von ihm französischer Sympathien beschuldigt werden, beweisen es. Der preußische Generalstab hatte es sich zugeschworen, daß er diesmal mit seinen Forderungen ganz durchdringen wollte, und er war es, der Straßburg und Metz, den ganzen Elsaß und einen großen Teil Lothringens verlangte. Er mußte nachgeben und verteidigte vor Thiers diese Forderung, erkannte jedoch später an, die Annektierung von Metz sei ein großer politischer Fehler gewesen. Da er aber wußte, daß die Militärs mißtrauisch waren und ihn im Auge behielten, und da er fürchtete, die Zahl seiner Feinde, die durch seine diplomatischen Erfolge schon groß genug war, noch zu vermehren, auch sich anschickte, gegen die Katholiken einen schwer durchzuführenden Kampf, der reich an allerlei Gefahren war, zu beginnen, zeigte er sich, unzufrieden über die Fertigkeit, mit der Frankreich eine schwere Bürde zu tragen sich anschickte, unserem Botschafter und sonstigen diplomatischen Agenten gegenüber in echt preußischer Schroffheit und Härte, die in natürlicher Weise seinem eigensinnigen und stolzen Charakter entsprachen. So waren denn die ersten Verhandlungen nicht leicht.

Dank der Kommune, die er mit einer erstaunlichen Milde behandelte, da er selbst am 2. Mai im Reichstage sagte, er sähe in der Pariser Bewegung einen „vernünftigen Kern", war Frankreich seiner Willkür überlassen. Als Entgelt der unumgänglichen Zugeständnisse, die er zur Wiederherstellung der Ordnung und des Heils der Gesellschaft zu machen geruhte, ließ er auf der Brüsseler Konferenz mehr verlangen, als er in ruhigen und regelmäßigen Zeiten zu fordern gewagt haben würde. Er benutzte es, daß Thiers mit Arbeit überhäuft war und durch die außerordentlichen Ereignisse, die ihm keine Zeit und Freiheit ließen, verhindert war, sich in die Verhandlungen zu mischen; er benutzte es, um aus den Verhandlungen den größten Nutzen für Deutschland zu ziehen. Was wollte er nicht alles? Die fünf Milliarden in barem Gelde, die unentgeltliche Übergabe der Eisenbahnen der abgetretenen Gebiete, eine Entschädigung für die ausgewiesenen Deutschen, die Achtung des Privatbesitzes auf dem Meere, daß die Verträge und Abkommen zwischen Frankreich und Deutschland alle wieder in Kraft treten sollten, die Verweigerung des Rechtes der Option in Elsaß-Lothringen, die

Beschränkung des Militärrayons um die Festung Belfort. Die durch diese schweren Forderungen notwendigerweise eintretenden Verzögerungen brachten den Kanzler außer sich, der unser neues Unglück benutzen wollte, und jeden Augenblick damit drohte, in die inneren Angelegenheiten Frankreichs eingreifen zu wollen[1]). So sagte er am 1. April im Reichstag: „In dem Falle, daß die Friedenspräliminarien in Frage gestellt werden könnten, wo die in Frankreich errichtete Regierung, sei es die jetzige oder eine andere, die kommt, nicht die Kraft haben sollte, dieses Resultat sicher zu stellen; in dem Falle würden wir mit Bedauern, aber mit Entschlossenheit diesen letzten Akt des Krieges zu einem guten Ende führen." Er beschuldigte die Regierung Thiers' unfähig zu sein die Kommune zu unterdrücken, und sprach davon, das Ergebnis der Steuern direkt mit Beschlag zu belegen, bis es besser würde. Unerhört ist es, daß der Kanzler, als er gestattete die Garnison von Versailles auf 80 000 Mann zu erhöhen, eine Vermehrung der Garantien für die pekuniären Interessen Deutschlands zu fordern wagte. So wurden die schändlichen Taten des Aufstandes, der Ordnung und Freiheit unterdrücken wollte und gegen unser unglückliches Land den Haß gewisser Nationen hervorrief, von Bismarck dazu benutzt, um seine schon so ungeheuren Forderungen noch zu vergrößern!

Die deutsche Militärpartei begann nun ihrerseits auch noch die Mäßigung der Friedenspräliminarien zu kritisieren und wollte sie erschwert wissen. Die Brüsseler Konferenz führte ihre Verhandlungen unter einem steten Drucke. Bismarck ließ deutlich durchblicken, daß er jeden Augenblick der Lage ein Ende machen könne, indem er in Paris direkt eingriffe, das er durch Hunger bezwingen könne, oder indem er die deutschen Truppen in die neutrale Zone einrücken ließe. Er bestritt die Aufrichtigkeit der französischen Regierung, beklagte sich über die Langsamkeit der Belagerungsoperationen, der Kanzler sagte aber nicht, daß die deutschen Juden, die bei den verbündeten Armeen waren, in Paris soviel Petroleum einführen konnten, wie sie wollten. Er ließ am 12. Mai erklären, er hielte es für notwendig der allgemeinen Ungewißheit durch die Besetzung von Paris ein Ende zu machen, „entweder durch ein Übereinkommen mit der Kommune oder durch Gewalt, und einmal im Besitze dieses wichtigen Platzes, von der Versailler Regierung zu verlangen ihre Truppen hinter die Loire zurückzuführen." Alles schien damals über Frankreich, das unglücklicher war als je in den traurigsten Tagen seiner Geschichte, hereinzubrechen.

---

[1]) Für die Einzelheiten der Konferenz vgl. man die Werke von Valfrey, A. Sorel, Müller und G. May.

Am 3. Mai 1871 hatte der Kanzler Thiers sagen lassen, die Eröffnungen der französischen Unterhändler in Brüssel, um einen endgültigen Frieden herbeizuführen, schienen besonders auf eine Änderung der Präliminarien vom 1. März zum Nachteil Deutschlands abzuzielen. Die Wahrheit ist, daß unsere Feinde, die über den kommunistischen Aufstand beunruhigt waren, oder so taten, neue Forderungen aufstellten, die den Gang der Verhandlungen verzögerten. Sie trieben ein doppeltes Spiel mit der Regierung Thiers' und der Kommune selbst, wobei sie soweit gingen verstehen zu geben, sie würden es nicht verschmähen sich mit den Führern dieser Kommune zu verständigen, wenn diese genügende Garantien gäben, denn in dieser Beziehung wie in vielen anderen[1]) kannte Bismarck keine Skrupel, ebensowenig wie der große Friedrich, sein bevorzugter Lehrer. Thiers antwortete am 4. Mai, er sei zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien vollständig entschlossen, und seiner Überzeugung nach sei der Frieden für Frankreich besser als die Fortsetzung des Krieges, der so unselig gewesen sei. „Ich habe", sagt er, „an nichts anderes gedacht, als den Frieden mit Deutschland endgültig zu machen und den Bürgerkrieg zu beendigen; und ich gestehe, daß ich mir nicht erklären kann, wie man meine Absicht hat mißverstehen können ... Mein Vertrauen in die Mittel meines Landes ist immer sehr groß gewesen, und dieses Vertrauen hat mich veranlaßt, die gewiß drückenden Bedingungen anzunehmen. Aber ich kann, wenn ich die eingegangenen Verpflichtungen nicht ablehnen will, sie doch auch nicht noch drückender werden lassen ... Mein einziger Gedanke ist, den fremden Krieg und den Bürgerkrieg zusammen zu beenden." Deshalb zögerte er auch nicht, den Gedanken einer direkten Zusammenkunft der französischen Unterhändler mit dem Fürsten Bismarck anzunehmen, um jedes Mißverständnis zu beseitigen und zu einem definitiven Vertrage zu gelangen.

Jules Favre, Pouyer-Quertier und de Goulard erreichten es, nicht ohne große Schwierigkeit, alle Vorurteile und Zweifel Bismarcks und des Grafen von Arnim, der dem Kanzler zur Seite stand, zu beseitigen. Am 13. Mai 1871 konnte Jules Favre der Nationalversammlung sagen, die Verantwortung für die Verlängerung und Verschlimmerung der Schmerzen des Vaterlandes fiele auf die Verbrecher, die sich in Paris der Gewalt bemächtigt hätten, „um das skandalöse Beispiel einer unfruchtbaren Befriedigung der ungesundesten Leidenschaften zu geben". In der Tat, als die französischen Unterhändler dahin gelangt waren, jede Art Zweifel über ihre Absichten zu beseitigen, war es ihnen doch

[1]) Man vgl. die Denkwürdigkeiten von M. Busch.

nicht möglich, Deutschland eine Verlängerung der Okkupation zu verweigern, die der vollständigen Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich entsprach.

Man mußte direkt nach Frankfurt gehen, um mit Bismarck zu verhandeln. Jules Favre und Pouyer-Quertier gingen dorthin. Vorwürfe aller Art, heftige und verletzende Drohungen, die Forderung einer Vergrößerung der Garantien, Verzögerung der Räumung des Landes, alles wurde vom listigen und harten Kanzler angewendet. Er beschuldigte die Unterhändler zu suchen Rußland und England zum Eingreifen zu bringen, so groß war seine Furcht davor! Nach fünf Tagen langer und grausamer Verhandlungen, wobei Jules Favre eine unerschöpfliche Geduld und Pouyer-Quertier einen unvergleichlichen guten Humor zeigte, gelang es den beiden Franzosen, die Härte des deutschen Kanzlers zu biegen[1]). Der endgültige Friede wurde am 10. Mai 1871 in Frankfurt unterzeichnet und am 18. in Versailles von der Versammlung ratifiziert, die zum zweiten Male Frankreich zum Zeugen nahm, daß man ihr diesen Vertrag nicht zur Last legen dürfe, der es so grausam verstümmelte. Ein Abgeordneter fügte hinzu: „Wenn die Fremden vor neun Monaten bei uns eingezogen sind, dann hat das Kaiserreich sie herangezogen. Wenn sie heute noch vor Paris stehen, dann ist es die Kommune, die sie zurückhält." Es ist gut, daran zu erinnern, daß Bismarck bis zur letzten Minute damit drohte den Franzosen den Schmerz auferlegen zu wollen, zu sehen, wie die Preußen auf die Hauptstadt marschierten, um sie zur Vernunft zu bringen.

Der in Frankfurt am 10. Mai unterzeichnete Vertrag regelte die Frage der um Belfort zu bestimmenden Grenze, die der Nationalität der aus dem abgetretenen Gebiete stammenden Franzosen, die Übergabe der Archive dieser Gebiete und verschiedener Summen, die ihnen gehörten, an Deutschland, die Frage der Schiffahrt auf der Mosel und den verschiedenen Kanälen, die der Abgrenzung der Diözesen und der protestantischen und israelitischen Gemeinden. Nach Artikel 7 mußte eine Abzahlung von 500 Millionen dreißig Tage, nachdem in Paris die Autorität der französischen Regierung wieder hergestellt war, erfolgen. Eine Milliarde mußte dann im Laufe des Jahres und eine halbe Milliarde am 1. Mai 1872 bezahlt werden. Die drei letzten Milliarden waren dann bis zum 2. März 1874 fällig. Nach der Bezahlung der ersten halben Milliarde und der Annahme des Vertrages sollten die Deutschen die Departements Somme, Seine-Inférieure und Eure räumen. „Die Räumung der Departements Oise, Seine-et-Oise, Seine-et-Marne

[1]) Über den wichtigen Anteil, den Pouyer-Quertier an diesen Verhandlungen genommen hat, sehe man die Souveniers de la comtesse de Valon. 1909.

und Seine, sowie der Forts von Paris soll stattfinden, sobald die deutsche Regierung die Wiederherstellung der Ordnung sowohl in Frankreich, wie in Paris für genügend hält, um die von Frankreich eingegangenen Verpflichtungen für gesichert ansehen zu können." Die Aufregung, die dieser Artikel hervorbrachte, war ungeheuer und legte sich erst, als man durch den 10. Artikel die baldige Rückkehr der Gefangenen erfuhr. Dieser Artikel stellte auch fest, daß die Armee von Paris und Versailles nach der Wiederherstellung der Ordnung nicht mehr als 80 000 Mann stark sein dürfe, bis die Forts von den Deutschen geräumt seien[1]).

Das war der schmerzliche Tribut, den die Regierung für die bürgerlichen Unruhen zu zahlen gezwungen war, über die sie übrigens bald durch Gewalt triumphieren sollte, „denn diesmal war die Gewalt die Bestätigung des Rechtes". Der einzige, der wahre Trost für diesen schrecklichen Vertrag war die Erhaltung Belforts. Um dessen Wert recht faßlich darzustellen, genügt es, an die Worte Thiers' in der Sitzung vom 18. Mai zu erinnern: „Ich gestehe, daß mich eine Art Verzweiflung ergriffen hat, als man uns Belfort abverlangte. Ja, mich ergriff eine patriotische Verzweiflung, und obgleich ich den Frieden als unbedingt notwendig betrachtete, fragte ich mich, ob es nicht besser sei, den Krieg fortzusetzen, als dieses Tor zum Osten Frankreichs aufzugeben. Denn über Belfort werden die deutschen Truppen eindringen, um zum Süden zu gelangen, und wenn es möglich wäre, daß die schweizerische Neutralität je verletzt würde, dann müßten wiederum über Belfort die feindlichen Armeen gehen. Belfort ist also das Tor Frankreichs... Wenn man Straßburg nicht hat, muß man Belfort haben. Wer das Gegenteil sagt, ist blind. Sie mögen mir das Wort gestatten: sie haben niemals eine Karte Frankreichs studiert. Ich habe gekämpft, meine Herren, ich habe einen ganzen Tag wie ein Verzweifelter gekämpft... Ich habe mit einer so energischen und aufrichtigen Verzweiflung gekämpft, daß ich einen sehr hartnäckigen und leider durch den Sieg allzu autorisierten Unterhändler überzeugt habe. Ich habe ihn die Notwendigkeit fühlen lassen, uns dieses äußerste Opfer zu ersparen. Auf alle meine Bitten erwiderte er: „Ich kann nicht!" Und da mußte ich, nachdem ich einen ganzen Tag gekämpft hatte, die beiden größten militärischen Autoritäten Preußens für mich gewinnen, die königliche Autorität und die militärische Autorität, um dieses schwierige Zugeständnis zu erlangen." Nach vierzehnstündigem Kampfe erlangte Thiers noch,

[1]) Man vgl. die Werke von Valfrey und G. Max über den Frankfurter Frieden und das von A. Sorel über die Diplomatie während des deutsch-französischen Krieges, sowie auch das von Paul Matter über Bismarck.

daß der militärische Rayon des Platzes, der ihm gestattete das benachbarte Gebiet zu beherrschen, später bestimmt werden sollte. Zur Zeit des Präliminarfriedens war die Lage derart gespannt und brenzlig, daß man befürchten mußte, das entrissene Zugeständnis könne zurückgenommen werden, und deshalb sich darauf beschränkte, dies Versprechen einer zukünftigen Grenzbestimmung anzunehmen. Nun war die deutsche Regierung geneigt, den Rayon in der Weise zu erweitern, daß er die Gemeinden Delle, Belfort und Giromagny und den westlichen Teil der Gemeinde Fontaine umfaßte. Dies geschah durch eine internationale Kommission, deren wichtige Arbeiten der Oberst Laussedat erzählt hat[1]). So behielten wir denn, dank dem hartnäckigen Willen Thiers' Belfort, das, auf dem Kamme der Vogesen gelegen, Herr über das Tal der Savoureuse ist, deren Lauf es beherrscht, wodurch es die Fortsetzung unserer Grenze wurde, als Verbindung zwischen Vogesen und Jura.

Ohne allen Zweifel war der Frankfurter Vertrag, trotz diesem Zugeständnisse, ein schrecklicher Vertrag. „Ich werde mein ganzes Leben lang darunter zu leiden haben," sagte Thiers, „daß ich verpflichtet gewesen bin, meinen Namen unter dieses Dokument setzen zu müssen. Ich hatte gehofft, daß ein anderer als ich diesen Vertrag unterzeichnen würde; denn wenn einer das Recht gehabt hätte, die Unterzeichnung dieses Vertrags zu verweigern, dann war ich das! Das Schicksal aber, das mein Leben geleitet hat, wie es Gott gewollt hat, hat aus mir, der ich mich dem Kriege vergebens widersetzt hatte, den Mann gemacht, der berufen war dessen traurige Früchte zu ernten!... Soeben sagte der ehrenwerte General Chanzy, der gegen den Vertrag sprach: „Es sind die Diplomaten, die die Verträge unterzeichnen." Gestatten Sie mir jetzt zu sagen: es sind die Militärs, die sie machen!... Ich sage diesen Militärs, denen ich ihr Unglück nicht vorwerfe, sie möchten auch uns unser Unglück nicht vorwerfen. Ihr Unglück ist gewesen, keine Armeen gehabt zu haben, die gut organisiert gewesen sind, und die dazu noch schlecht geführt und gezwungen waren, Plänen folgen zu müssen, die meiner Meinung nach unsinnig waren. Das unsere ist, Frankreich geschlagen, besiegt, des letzten Hilfsmittels beraubt erhalten zu haben, denn sein letztes Hilfsmittel war Paris, und Paris war gezwungen worden seine Tore zu öffnen. Also, meine Herren, klagen wir uns nicht gegenseitig an; seien wir miteinander großmütig. Ich achte den Soldaten hoch, an den ich diese Worte richte, aber ich bitte ihn, die Staatsmänner zu schonen, die auf dem politischen Schlachtfelde nicht glücklicher gewesen

[1]) La délimitation du territoire. (Delagrave. 1901).

sind, als er es auf dem des Krieges gewesen ist[1])." Nach dieser ergreifenden Rede taten sich die Mitglieder der Nationalversammlung in demselben patriotischen Gefühle zusammen, die Zukunft Frankreichs retten zu wollen, so daß sie seiner würdig wäre, und nahmen den endgültigen Frieden an. Man hat dieser Abstimmung eine etwas fieberhafte Hast vorgeworfen und hat gesagt, mit etwas mehr Entschlossenheit und Geschicklichkeit hätte man die Bedingungen des Vertrages verbessern können. Wer diesen Ereignissen beigewohnt hat, weiß, welche Freiheit den Unterhändlern und den Vertretern gelassen worden war, die keine andere Sorge kannten, als einer Lage, die für uns ungemein gefährlich war, schnell ein Ende zu bereiten.

Der Einzug unserer Truppen am 24. Mai rief beim Kanzler eine wahre Enttäuschung hervor. Dann machte er aber sogleich kehrt und sagte zu den Unterhändlern, nun müsse man die Vergangenheit vergessen und nur noch daran denken, die beiden Nationen einander zu nähern, die ein großes Interesse daran hätten, ihre Beziehungen zueinander wieder aufzunehmen. Jetzt, als er das Eingreifen der Mächte nicht mehr befürchtete, jetzt, als er seine Forderungen erreicht hatte, erklärte er, er sei kein Feind Frankreichs, und riet unserem Lande friedlich zu sein und nicht an irgendeine Revanche zu denken. Deutschland war zufrieden, warum sollte es Frankreich nicht auch sein?

Als der Frieden nun unterzeichnet war, brach Napoleon III. seine Beziehungen zu den Deutschen ab. Wie er am 30. Dezember 1871 an die Gräfin Mercy-Argenteau schrieb, die ihre Bemühungen wieder aufnehmen wollte, „blieb nichts anderes übrig, als die Ereignisse abzuwarten und zu versuchen Propaganda zu machen, um ein Plebiszit und bessere Wahlen zu erzielen".

[1]) Ohne das Verdienst Chanzys schmälern zu wollen, der ein großer Kriegsmann gewesen ist und von den Deutschen wegen seiner Hartnäckigkeit, seines Mutes und seiner Fähigkeiten im Manövrieren mit Recht gefürchtet war, ist es doch gestattet, sich über seine Abstimmung zu wundern, sowohl am 1. März gegen die Präliminarien, als am 18. Mai gegen den endgültigen Frieden. Und das darum: „Am Anfange des Monats Februar", schrieb mir Herr Charles Ferry, der Deputierte der Vogesen, am 11. Januar 1902, infolge eines von mir in der Semaine politique et littéraire veröffentlichten Artikels über die Nationalversammlung von 1871, — „ließ die Regierung, die über den Stand der letzten Streitkräfte Frankreichs genaue Auskünfte haben wollte, im geheimen den General Chanzy von Paris kommen; und während einer langen nächtlichen Beratung zeigte dieser der bestürzten Regierung, daß eine organisierte Streitmacht nicht mehr existiere, und ihr nichts anderes übrig bleibe, als Frieden zu schließen. Diese Erklärung ist meinem Bruder, Jules Ferry, dem Mitgliede der Nationalen Verteidigung im Gedächtnis haften geblieben ...

Ich erinnere mich", fügte Herr Charles Ferry hinzu, „daß der General am Schlusse seiner Auseinandersetzung gesagt hat: „Sie sind nicht nur besiegt, Sie sind vernichtet." Es ist das das Wort des Marschalls Ney in der Pairskammer am Tage nach Waterloo."

Thiers hatte sich bemüht, wie ich schon früher bemerkt habe, den General von Manteuffel für sich zu gewinnen, einen loyalen und hochherzigen Mann, wie wenige. Er hatte mit dem neuen Befehlshaber der Okkupationstruppen in Versailles Unterredungen, die den General derart für ihn einnahmen, daß er an seinem Worte und an seiner Macht nicht mehr zweifelte. Der Chef der ausübenden Gewalt hatte zu dem Zwecke den ganzen Zauber seines Geistes aufgeboten, und wenn er jemand umstricken wollte, war er unwiderstehlich. Manteuffel befand sich vollständig unter dem Banne und zeigte sich so versöhnlich, daß man ihm bald in Preußen vorwarf „zu sehr Franzose" zu sein. Auf den Dank, den Thiers ihm abstattete, weil er für zwei seiner Mitbürger Gnade erwirkt hatte, antwortete der General, er habe nur seine Pflicht getan und damit befolge er auch nur die Aufträge seines Herrn. „Seine Kaiserliche Majestät", sagte er, „will vor Europa den Beweis liefern, daß er über jedem kleinlichen Standpunkt steht, wenn es sich um die Beziehungen zu Frankreich handelt, und daß er in jedes Wort, das Ew. Exzellenz schreiben, Vertrauen hat. Ew. Exzellenz wissen, daß mir an der Meinung des großen Bürgers viel liegt, dem Frankreich in dieser Krise die Regierung anvertraut hat[1])."

Da er sich persönlich davon Rechenschaft abgelegt hatte, daß Deutschland, das durch den letzten Krieg in finanzielle Schwierigkeiten gekommen war, mit Ungeduld den Augenblick erwartete, die französischen Kapitalien zu erhalten, ließ Manteuffel Thiers am 7. August 1871 heimlich wissen, das beste Mittel jeder Drohung des Fürsten Bismarck auszuweichen sei, sobald wie möglich recht viel zu bezahlen. Er glaubte behaupten zu können, daß die deutsche Regierung in dem Falle geneigt sei, ernstliche Zugeständnisse wegen der Besetzung der sechs letzten Departements zu machen. Auf jeden Fall vernachlässigte er keine Gelegenheit, bei Wilhelm I. seine persönlichen versöhnlichen Ideen zur Annahme zu bringen. Er würde noch mehr getan haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, das eifersüchtige Mißtrauen des Kanzlers zu erwecken. Aber trotz seiner Vorsicht kam es doch dahin, daß Bismarcks Empfindlichkeit beleidigt wurde, den der Erfolg der Anleihe von zwei Milliarden zunächst überrascht und dann gereizt hatte, da er nicht geglaubt hatte, daß das besiegte und verstümmelte Frankreich noch einen solchen Kredit hätte.

Am 28. Juni 1871 hatte der Finanzminister Pouyer-Quertier der Nationalversammlung ankündigen können, daß die am Tage vorher in Frankreich und Europa aufgelegte Anleihe in weniger als sechs Stunden die Summe von vier Milliarden fünfhundert Millionen ergeben habe,

[1]) Über die loyale Haltung Manteuffels Frankreich gegenüber sehe man die Memoiren der Gräfin de Valon.

also zwei Milliarden mehr, als man verlangt hatte. Paris hatte zwei und eine halbe Milliarde gezeichnet und das Land eine Milliarde. So hatte also Frankreich fast die ganze Ehre der Anleihe. Alle kleinen Ersparnisse waren gekommen, um dem Lande zu helfen, sich der Herrschaft der Fremden zu entziehen. So hatte denn auch die Regierung die Hoffnung, die Zahlungsfristen nicht erst abwarten zu müssen, um die Deutschen vom vaterländischen Boden verschwinden zu sehen. Diese Ankündigung war mit Freudenbezeugungen aufgenommen, und unter dem allgemeinen Rufe „Es lebe Frankreich!" wurde die Sitzung aufgehoben.

Am folgenden Tage fand in Longchamps eine Revue über die von Thiers in Versailles vereinigte Armee, unter dem Befehle des Marschalls de Mac Mahon statt, die in Paris den Aufstand niedergeworfen hatte. Die diesem ergreifenden Schauspiele beigewohnt haben, haben es nicht vergessen können. Ihre Bewegung hat in den edlen Worten des Präsidenten Grevy ihren Ausdruck gefunden: „Wir haben diese Armee in ihrer disziplinierten, martialischen Haltung vorbeiziehen sehen, die in der Hauptstadt die Herrschaft der Gesetze wiederhergestellt und die Zivilisation gerettet hat. Am Tage vorher hatte der Staat zwei Milliarden von Frankreich gefordert; und Frankreich hat ihm mit einem Angebot von mehr als drei Milliarden geantwortet. Meine Herren, ein Land, das am Tage nach solchen Unglücksschlägen aus sich selbst noch solche Hilfsquellen sprießen lassen kann, ist immer die große Nation. Seine Niederlagen haben es beugen können, sie haben es nicht niedergeworfen. Es hängt von denen ab, die es leiten, es hängt von Ihnen ab, meine Herren, von Ihrer Klugheit, von Ihrem Patriotismus, daß es bald den großen Platz wieder einnimmt, der nie aufgehört hat, sein eigen zu sein." Die Nationalversammlung bestimmte, daß diese männliche Rede in allen Gemeinden Frankreichs angeschlagen werde, nachdem sie sie mit drei Beifallssalven begrüßt hatte. Das sind unvergeßliche Zeiten, wo die Franzosen, am Tage nach dem großen Unglücke und den schrecklichen Umwälzungen, der ganzen Welt, die über unsere Lebensfähigkeit und unsere wiedererstehende Kraft erstaunt war, das bewundernswerte Schauspiel einer fest zusammenhaltenden Nation gaben, die an nichts anderes als an die Wiederaufrichtung und die Größe des Vaterlandes dachte!

Pouyer-Quertier war nach Compiegne gegangen, um sich mit dem General von Manteuffel über die Zahlung der Kriegsschuld zu einigen, und hatte ihm sehr gefallen, sowohl durch seine Festigkeit wie durch sein natürliches, kulantes Wesen. Sie hatten zusammen einen Entwurf ausgearbeitet, von dem der General annahm, er werde bei seiner Regierung günstig aufgenommen werden. Dieser Entwurf aber, der durch die Presse

bekannt geworden war, die sagte, die Räumung würde dank dem versöhnlichen Geiste Manteuffels und Pouyer-Quertiers stattfinden, erregte die Empfindlichkeit Bismarcks. Dieser bildete sich ein, der General wolle sich auf seine Kosten eine große politische Stellung machen oder sich als fähig hinstellen, ihn zu ersetzen, denn sein Mißtrauen war durch Waldersee erregt worden, der auf Manteuffel eifersüchtig war. Alles schien wieder fraglich. Manteuffel aber verpflichtete sich, die zweite Schlacht zu gewinnen, als er sah, daß die erste verloren war. Er schrieb an den Kaiser. Er schrieb auch an den Kanzler und benachrichtigte Thiers, es sei angebracht, durch Pouyer-Quertier eine Zusammenkunft mit Bismarck zu erbitten, um sich mit ihm über die Zahlung der dritten halben Milliarde zu verständigen. Thiers befolgte diesen Rat und sandte den Finanzminister nach Berlin. Dort vollbrachte Pouyer-Quertier, „ein famoser Kerl", durch seine gute Laune, seine robuste Gesundheit und sein höfliches Betragen Wunder. Er beseitigte die Befürchtungen des Kanzlers und erlangte von der deutschen Regierung, daß sie sich mit der Zahlung an bestimmten Daten begnügte, ohne irgendeine Garantie von Bankiers[1]).

Thiers, der am 31. August 1871 zum Präsidenten der Republik ernannt worden war, ließ durch seinen Minister in Berlin die Versicherung abgeben, daß er auf alle Fälle Frieden, Einlösung der Verpflichtungen Frankreichs, Gleichgewicht im Budget, die Befreiung des Landes und die Neuordnung des Landes wünsche. „Ich glaube nicht, daß in diesem Winter im Personal eine Änderung eintreten wird," schrieb er am 10. Oktober an Pouyer-Quertier, „denn die öffentliche Meinung spricht sich in ganz hervorragender Weise für die Regierung aus. Die äußerste Rechte und die äußerste Linke werden überall bei den Departementswahlen geschlagen, und die Bonapartisten sind besonders in voller Auflösung. Bismarck braucht also keine finanziellen Vorsichtsmaßregeln zu treffen." Einen Monat vorher hatte die Nationalversammlung mit Deutschland ein Abkommen getroffen, nach dem dieses die Manufakturprodukte der abgetretenen Teile von Elsaß-Lothringen zollfrei zuließ, die Räumung der Departements Aisne, Aube, Côte-d'or, Haute-Saone, Doubs und Jura beschloß, und die Okkupationsarmee auf fünfzigtausend Mann herabsetzte, wobei der Präsident der Republik

[1]) Vgl. die Souvenirs de la Comtesse de Valon. — In diesem so interessanten Buche findet man den Beweis, daß Bismarck für Frankreich wo anders als in Frankreich Geld finden wollte, und zwar durch seinen Freund Bleichröder. Es stand hinter dem Finanzmanne eine gewaltige Gruppe von Österreichern, Engländern und Deutschen, die bereit war das Geschäft zu machen, sobald die französische Regierung ihre Zustimmung dazu gegeben hätte. Pouyer-Quertier wollte nicht einmal eine Darstellung dieses Vorschlages anhören. (S. 275—277.)

ermächtigt wurde, jeden Vertrag zu ratifizieren, der mit dieser Konvention in Übereinstimmung war.

Thiers, der über diesen Gegenstand eine seiner wichtigsten Reden gehalten hat (in der Sitzung vom 16. September 1871), hatte hervorgehoben, daß es gerade das Interesse an der Befreiung des Vaterlandes und dessen Unabhängigkeit gewesen seien, die ihn bei dieser neuen Konvention geleitet hätten. Er brauche wohl nicht zu sagen, daß er der nationalen Industrie ein ganz besonderes Interesse entgegenbringe, es gebe aber in diesem Augenblicke etwas, das er über alles stelle, das sei die Unabhängigkeit und die Sicherheit des Landes. „Sie müssen wissen," rief er aus, „daß die fremde Okkupation nicht nur eine peinliche Beleidigung ist! Wenn Sie an unserer Stelle wären, würden Sie es fühlen wie wir. Ich will das Land nicht in Trauer versetzen, indem ich hier eine Schilderung unserer Schmerzen entwerfe, die uns die fremde Okkupation bereitet... Wenn ich Ihnen das sagen könnte, dann würden Sie sehen wie groß unsere Befürchtungen sind, und ob uns eine Schuld trifft, wenn wir sie abzukürzen suchen. Seit Sie mir die schwere Bürde auferlegt haben, wissen Sie, was da meine hauptsächliche Sorge gewesen ist neben der, die Ordnung wiederherzustellen: das ist, den Boden des Vaterlandes zu befreien." Von sechsunddreißig Departements die besetzt gewesen waren, hatte Thiers siebzehn durch den ersten Vertrag befreit. Es blieben noch neunzehn, als der Bürgerkrieg ausbrach, der die Operationen unterbrach. Seit dem Ende dieses Krieges und des Wiederauflebens des Kredites hatte die Regierung eine halbe Milliarde bezahlt und die Räumung von drei neuen Departements erlangt. Um die der Pariser Departements zu erwirken, hatte sie die zweite und die dritte halbe Milliarde bezahlt. Dieses war die wichtigste Operation des großen Werkes, „denn man kann es sagen," behauptete er unter dem Beifall der ganzen Versammlung, „das ist das Herz von Frankreich, das unter der Hand der Fremden lag, das nun frei ist und in aller Freiheit schlagen kann".

Man hatte mit der vierten halben Milliarde, die noch nicht bezahlt war, ein Mittel, sechs Departements im Osten von zwölf zu räumen. „Das sind, mit den vier Departements um Paris, zehn, die in zehn oder zwölf Tagen geräumt sein werden, wenn Sie unser diplomatisches Werk gutheißen." Thiers machte darauf aufmerksam, es sei ein besonderes Verdienst gewesen, solche Summen so schnell zu bezahlen, denn es sei etwas Unerhörtes, in ein und einem halben Monat fünfzehnhundert Millionen in bar zusammengebracht zu haben. „Nie hat man solche Geldsummen in Bewegung gesetzt, und ich bin glücklich, es vor Ihnen und Europa sagen zu können, damit man wisse, wie groß der wirkliche

Reichtum des Landes ist. Sein Kredit beruht auf zwei Sachen, die beide in der Tat vorhanden sind: seine Ehrlichkeit und sein Reichtum[1])." Die Versammlung bestätigte die Konvention mit 512 gegen 32 Stimmen. Das ermöglichte es Pouyer-Quertier, sich mit Bismarck zu verständigen und einen Vertrag abschließen zu können, der uns gestattete, die vierte halbe Milliarde vom 15. Januar bis zum 1. Mai bezahlen zu können. Er sah darauf den Kaiser, der sich in Lobsprüchen über die Genauigkeit erging, mit der Frankreich seinen Verpflichtungen nachkäme, und sich mit der Unterschrift Thiers' und der seinigen begnügte. Die Räumung der sechs Departements sollte also am 10. Oktober beginnen, und die letzten Kriegsgefangenen konnten nach Frankreich zurückkehren.

Die Angriffe und Morde, die in Poligny, in Chelles und in Montreuil-sous-Bois an deutschen Soldaten begangen worden waren, und die Freisprechung der Mörder in Chelles und Montreuil hatten den Kanzler im höchsten Grade aufgebracht. Es ging das Gerücht, er wolle den General von Manteuffel durch einen General ersetzen, der Frankreich besonders feindlich gesinnt war. Am 7. Dezember ließ Fürst Bismarck in der ganzen deutschen Presse ein drohendes Telegramm veröffentlichen, das Europa überraschte und in Aufregung versetzte. Der wirkliche Zweck des Kanzlers war, vom Reichstage große militärische Kredite zu erlangen und Manteuffel begreiflich zu machen, er müsse mehr Festigkeit und Strenge zeigen bei seiner Aufgabe, die er in Frankreich zu erfüllen habe[2]). Der General regte sich darüber auf und fragte sich, ob Bismarck

[1]) Man vgl. über diese außerordentliche Operation den schönen und lehrreichen Bericht Leon Says vom 5. August 1874 an die Nationalversammlung in den Urkunden am Schlusse des Werkes.

[2]) Der Kaiser Wilhelm und der Kanzler fürchteten den Einfluß Thiers' auf Manteuffel. Bismarck wiederholte immer dem General: „Halten Sie die Augen offen. Lassen Sie sich von Herrn Thiers nicht über den Löffel barbieren." Und der General von Stosch, der Chef des Generalstabes Manteuffels, der auf ihn eifersüchtig war, beklagte sich über seinen Chef seiner Frau gegenüber: „Manteuffel und Thiers verbringen ihre Zeit damit, sich gegenseitig Weihrauch zu streuen, ohne daß sie ein Wort von dem glauben, was sie sich sagen; am meisten ärgert mich aber, daß mein Chef das alles für bare Münze nimmt. Und das Resultat davon ist, daß jeden Augenblick die in Paris von unseren Diplomaten errungenen Siege vernichtet werden ... Der Kardinal de Bonnechose ist hier gewesen. Seiner Ansicht nach denkt die Ordnungspartei in Paris, daß Bismarck, der die Rückkehr der Kommune oder Napoleons wünscht, nichts tut, um Herrn Thiers zu stützen. Ebenfalls nach seiner Aussage betrachten die Franzosen Bismarck als ihren bösen Geist und hassen ihn, über alle Beschreibung. Mit einem Worte, die Pariser schmeicheln Manteuffel und machen ihm den Hof. Sie suchen ihn bei der Eitelkeit zu fassen und hoffen, daß er beim alten Kaiser seinen Einfluß aufwende, um dem Kanzler das Gegengewicht zu halten ... Manteuffel denkt immer nur an sich selbst. Wenn er sich einmal um andere kümmert, dann geschieht das nicht, um ihnen angenehm zu sein, sondern allein um sich in einer Stellung zu zeigen,

den Krieg wieder anfangen wolle, um das Land niederzudrücken und die französische Regierung zu stürzen. „Die öffentliche Meinung ganz Europas", sagte er zu Herrn de Saint-Vallier, „wird gegen uns sein, wie einst gegen Napoleon I., und ich befürchte, wir werden diese hochmütigen Gewalttaten, die durch den Siegestaumel eingegeben worden sind, teuer bezahlen müssen." Manteuffel fügte hinzu, nichts werde an seinen Sympathien für Herrn Thiers etwas ändern, und er werde alle Schwierigkeiten zu verringern suchen. Am 18. Januar 1872 sollte er vom Kaiser als Ritter des Schwarzen Adlerordens empfangen werden, er wollte die Gelegenheit benutzen, um dem Souverän die Augen über viele Dinge zu öffnen. Er dächte gute Hoffnungen von Berlin mitbringen zu können, von denen eine eine Amnestie für die Gefangenen oder eine teilweise Begnadigung sein sollte, worauf Saint-Vallier viel Wert legte.

Die versöhnlicher gewordenen Verhandlungen sollten am Ende des Jahres 1871 wieder schwieriger werden, als ein neuer Botschafter Deutschlands nach Frankreich kam, der Graf von Arnim. Dieser Diplomat hatte einen engen, pedantischen, zänkischen Charakter. Er war nach Paris gekommen mit der Gewißheit seiner Überlegenheit und dem Gedanken, daß die unverhofften Siege Preußens sein Ansehen erhöhen würden. Er fand aber die Stadt ganz anders, als er es sich eingebildet hatte. Die Pariser waren noch nicht so frivol, schon die Belagerung und das Bombardement vergessen zu haben. Sie ließen ihn das merken. Die Salons und die Klubs blieben dem Botschafter und seinem Personal hartnäckig verschlossen. Der Graf von Arnim und die Seinigen, die enttäuscht waren, den Empfang, auf den sie unglaublicherweise gerechnet hatten, nicht bekommen zu haben, rächten sich über die französische Zurückgezogenheit, indem sie Theater- und Kaffeehausredensarten sammelten, die der deutsche Botschafter nach Berlin schickte und so von den Parisern ein schändliches Bild entwarf, die er heimtückischer Absichten beschuldigte. Er bildete sich lächerlicherweise viel auf seinen Stil ein, wie das das folgende Billet beweist, in dem er Thiers um Entschuldigung bittet nicht häufiger nach Versailles gekommen zu sein: „Die Tage glei-

die seine Gnade, sein Wohlwollen, seine Liebenswürdigkeit hervortreten läßt. Dieser Mann hätte als Fürst geboren werden müssen; er ist strahlend von Größe, und neben ihm sind die anderen Menschen nur Erdenwürmer. Er hat das Talent — worüber ich mich recht amüsiere — unendlich lange Briefe zu schreiben; bei jedem Worte hebt er den Kopf, besieht sich im Spiegel und ist enthusiasmiert von den gedrechselten Phrasen, die er gefunden hat." — Am 13. September 1871 sucht Stosch sich über den Präsidenten der Republik lustig zu machen, dessen Lage ihm doch als sehr peinlich bekannt war: „Thiers tut nichts, als sagen, er sei es leid zu regieren und sehne sich danach, unter seinen Büchern zu sein. Gerade das Gegenteil ist wahr."

chen sich etwas in Paris zu dieser Zeit, und ohne besonderes Merkzeichen, sine linea, aneinandergereiht, versinken sie in die Ewigkeit, ohne hinter sich irgendeinen Merkstein zu lassen, an dem man den Zwischenraum messen könnte, der heute von gestern trennt, wo ich die Ehre hatte, Ihnen in Versailles meine Aufwartung zu machen ... Für den Augenblick ist mir das Gesicht zu sehr vom Schnupfen angeschwollen, als daß ich dieses Schauspiel einem Publikum bieten könnte, das ich achte." (Am 12. Februar 1872.) Dieser empfindliche und eitle Mann, der Frankreich und seiner Wiedererstehung feindlich gesinnt war, eine Kreatur des Kanzlers, den er haßte und von dem er wieder gehaßt wurde, hatte nichts von alle dem, was nötig war, um die Arbeit der Befreiung und der Räumung des Landes in sicherer Weise zu leiten[1]).

Der Graf von Arnim beschuldigte Frankreich auf den Radikalismus, auf die Kommune, auf die Revolution loszumarschieren. Er sah in der Regierung Thiers' nur einen Stillstand und prophezeite unserem Lande das schlimmste Regime und die traurigste Zukunft. Er hatte sich naiverweise eingebildet, ganz Paris habe die Augen auf ihn gerichtet und jeder gäbe auf sein Tun und Lassen acht. Eines Tages schrieb er Thiers, er werde ihn nicht in Versailles besuchen, da er ihn unnötiger- und unnützerweise ermüde. „Andererseits", fügte er hinzu, „werden die Gaffer, die mich in der Präsidentschaft ein- und ausgehen sehen würden, ohne daß die Lage Europas am anderen Tage sich geändert hätte, sich aufregen und das Publikum in Aufregung bringen." Und was ersinnt er, um den Neugierigen zu entgehen? Ein gutes Mittel. Er reitet nach Versailles und geht durch das Tor des Herrn de Remusat in die Präsidentschaft. Am folgenden Tage meldeten der Bien public und der Soir eine geheime Zusammenkunft zwischen ihm und Thiers.

In Wirklichkeit war der Graf von Arnim ein mittelmäßiger Kopf. Er hielt sich für fein und war nur doppelzüngig; er gefiel sich in Zweideutigkeiten, Vorbehalten und verdächtigen Manövern; er verlor sich in berechneter Unentschlossenheit und unbestimmten Antworten. Er beschuldigte uns, den Krieg wieder anfangen zu wollen, und sagte uns einen unersättlichen Rachedurst nach, während er doch vom Gegenteil überzeugt war. Er machte Thiers den Vorwurf, keine Autorität zu haben, weder für jetzt, noch für die Zukunft, und ließ durchblicken, die Okkupation müsse als wesentliches Pfand bis zum letzten Augenblicke aufrecht erhalten werden. Er sagte, selbst wenn Frankreich von den letzten drei Milliarden 2 Milliarden 999 Millionen 999 999 Franken bezahlt habe, müsse man Belfort doch noch behalten, solange der letzte Franken noch

[1]) Vgl. das 26. Kapitel der Gedanken und Erinnerungen Bismarcks.

nicht bezahlt sei. Er schickte an die Kölnische Zeitung hinterlistige Artikel gegen das Land, bei dem er akkreditiert war, und reizte Moltke, die Militärpartei und die Umgebung des Kaisers gegen uns auf[1]). Zuletzt stellte er sich, als glaube er, daß nach einem eitlen Versuche der Radikalen, mit Gambetta die Gewalt an sich zu reißen, die kaiserliche Partei in den Sattel springen werde, und er versicherte, Deutschland habe ein Interesse daran sich mit ihr zu verständigen. Er scheute auch nicht davor zurück, sogar eine Verbindung mit Bazaine anzuraten[2]), und ging in seinen Vorschlägen soweit, daß er den Kanzler ermüdete, als dessen erbitterter Gegner er sich zeigen sollte, trotzdem er durch ihn geworden war, was er war. So war der Vertreter Deutschlands, den Thiers bei sich hatte, und dessen Ränke der Präsident erst nach zwei Jahren ganz kennen lernte. Ohne die Geschicklichkeit und den entschlossenen Willen des Generals von Manteuffel, der alle seine Intrigen unschädlich machte, hätte der Graf von Arnim sicherlich die Befreiung des Landes verzögert, da er so gut in Berlin wie in Versailles durch seine berechnete Langsamkeit und böse Absicht täuschte, denn er gab unseren Vorschlägen eine Deutung, die sie nicht hatten, und teilte die der deutschen Regierung nicht in ihrer ganzen Ausdehnung mit.

Ehe der General von Manteuffel nach Berlin abreiste, hatte Saint-Vallier mit ihm über die Neuordnung der französischen Armee gesprochen, einer der dunklen Punkte unserer Lage. Er hatte ihn davon überzeugt, daß Frankreich, wenn es nicht seinen Rang aufgeben wollte, nicht auf eine Militärmacht verzichten könne, die seiner Größe und seinen Hilfsquellen entspräche. Manteuffel riet nur, in die kürzlich von den Truppen geräumten Departement nicht mehr Truppen zu senden, als zur Aufrechterhaltung der Ordnung nötig sei, denn Bismarck beunruhige sich schon darüber, ein wirkliches Armeekorps im Osten ankommen zu sehen. Am 9. Januar 1872 nahm die Nationalversammlung eine Zusatzkonvention an, wodurch die Frist für die Option der aus den abgetretenen Gebieten stammenden Leute bis zum 1. Oktober 1873 ausgedehnt wurde. Dieselbe Konvention regelte die Option der außerhalb Europas wohnenden Elsaß-Lothringer, die Zahlung der bürgerlichen und kirchlichen Pensionen, das Schicksal der vor dem 20. Mai 1871 gefällten Urteile, die Einziehung der Kosten der Kriminaljustiz, die Ga-

---

[1]) Le procès Arnim, par E. Figurey et D. Cordier. Plon.

[2]) „Der Marschall Bazaine hält die Armee für verderbt bis aufs Mark und ist besonders überzeugt, daß sie der herrschenden Strömung (der roten Republik) kein Hindernis in den Weg legen, sondern ihr folgen werde. Mac Mahon ist in seinen Augen keine Garantie für die Erhaltung der Ordnung." (von Arnim an Bismarck, am 8. Mai 1872. — Le procès Arnim S. 41.)

rantie und die Ausübung des Hypothekenrechtes, die Beibehaltung der bischöflichen Gewalt in den Diözesen, durch die die neue Grenze ging, die Patentordnung, die Ausnutzung der Grundstücke und Wälder an der Grenze, die Interessen der französischen Bank in den abgetretenen Gebieten, die Wege- und Kanalkonzessionen, die Beibehaltung des alten Wasserregimes und die Festsetzung der verschiedenen Zollbureaus. Diese Konvention war zwischen den französischen Kommissären de Goulard und de Clercq und den deutschen Kommissären Weber und Urküll abgeschlossen worden. Die Verhandlungen waren sehr mühevoll gewesen, hatten dann aber zahlreichen und großen materiellen und moralischen Interessen Genugtuung verschafft, die durch die Abtretung des Gebietes an Deutschland getroffen worden waren. Man sieht, daß Frankreich seine ganze Aufmerksamkeit darauf richtete, die durch den Frankfurter Frieden aufgeworfenen Fragen in gesetzlicher Weise zu lösen.

Während dieses vor sich ging, hatte der Vicomte de Gontaut-Biron dem deutschen Kaiser sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Darauf hatte der neue Botschafter Frankreichs den Kanzler gesprochen, und die erste Unterredung war besser gewesen, als man zu hoffen gewagt hatte. Bei der Erregung, die die Depesche vom 7. Dezember überall hervorgerufen hatte, hatte Bismarck sich beeilt zu erklären, man habe seine Absicht falsch aufgefaßt. Es war das die Entschuldigung, die er jedesmal vorbrachte, wenn seine Absichten bei den Mächten eine kühle Aufnahme gefunden hatten oder fehlschlugen. Im Vertrauen auf seine Allmacht aber erlaubte er sich jede Kühnheit, sicher, daß niemand ihm ins Gesicht zu sagen wagen würde, wie unerträglich seine Tyrannei sei. In diesem Augenblicke legte er die ganze Verantwortung für den Aufruhr vom 7. Dezember dem Grafen Arnim zur Last, der ihn schlecht unterrichtet habe und dem er sagen ließ, er möge sich in Zukunft nicht so kindischen Empfindlichkeiten hingeben; von Arnim bezeigte uns, wie ich oben gesagt habe, durch kleinlichen Geist und durch Eifersucht bewogen, die schlechteste Stimmung.

Gontaut-Biron schrieb an Thiers, der Kaiser und der Kanzler hätten Vertrauen zu seiner Rechtlichkeit und zu seiner Person. Daher war ihre Unruhe auch groß gewesen, als zwischen dem Präsidenten und der Versammlung Meinungsverschiedenheiten zutage getreten waren. Deutsche Truppen waren bereit, bei der ersten Übertretung des Frankfurter Vertrages von neuem die Departements zu besetzen. Frankreich war stets auf dem Sprunge, und dabei war die alles beherrschende Frage: die schnelle Räumung des Landes. „Man kann es sich nicht vorstellen," sagte Saint-Vallier, „wie teuer wir die stürmischen Sitzungen der Nationalversammlung bezahlen, wie viel teurer aber noch die demago-

gischen Umtriebe gewisser großer Städte." Die Reden Gambettas im Süden Frankreichs beunruhigten die Deutschen im höchsten Grade, die in ihm die Verkörperung der Revanchedrohung und des revolutionären Geistes sahen.

Thiers bemühte sich, alle möglichen Versicherungen und Garantien zu geben. Er bat Gontaut-Biron zu wiederholen, daß er unbedingt Frieden wolle. „Ich will lieber bezahlen als Krieg führen", sagte er. „Frankreich ist mehr als drei Milliarden wert, um den Preis setze ich es nicht aufs Spiel ... Wenn man mit Ihnen von unseren Rüstungen spricht — wobei Sie recht hervorheben müssen, daß wir in dieser Beziehung keinem Menschen das Recht zugestehen, uns dareinzureden — dann sagen Sie, daß wir nicht, wie das Kaiserreich, schwach und unternehmend, sondern ruhig und stark sein wollen. Sucht man nicht in Preußen nach der besten Kanone, nach dem besten Gewehr, nach dem besten Rekrutierungssystem? Ich will eine kriegstüchtige Armee, stark, in vernünftiger Weise beschränkt an Zahl, die ebenso stark gegen die Unordnung wie gegen Feinde ist, auf die Frankreich stoßen könnte." Er hatte eine parlamentarische Krise durchgemacht, über die man etwas zu sehr in Aufregung geraten war. Die Nationalversammlung hatte am 19. Januar 1872, gegen seine Ansicht, das Prinzip einer Steuer auf Rohprodukte beibehalten, und am Tage darauf hatte Thiers etwas brüsk seine Abdankung eingereicht. Diese hatte nun die Nationalversammlung fast einstimmig abgelehnt, indem sie erklärte, sie habe sich darauf beschränkt, über eine wirtschaftliche Frage zu entscheiden, und keineswegs beabsichtigt, gegen den Präsidenten das geringste Mißtrauen oder eine Feindseligkeit an den Tag zu legen. Vor diesem Appell an seinen Patriotismus zog Thiers seine Abdankung zurück. Er benachrichtigte Gontaut-Biron darüber in den freundlichsten Ausdrücken: „Sie haben es mit einem Manne von gesundem Menschenverstande zu tun, der entschlossen, aber sehr gemäßigt ist, und der ebensowenig Illusionen hat, wie er sich durch die Gewalt berauschen oder zu Torheiten hinreißen läßt. Adieu, mein teuerer Schutzengel! Ich versichere Ihnen, daß Sie über meine Haltung nicht verwundert sein würden, wenn Sie so nahe wären, wie Sie fern sind, denn was ich tue, kann Ew. Heiligkeit sehen. Nochmals Adieu, und suchen wir mit vereinten Kräften unser Land zu retten, das recht geistreich, recht tapfer, aber manchmal auch recht unbesonnen ist. Lieben wir es und pflegen wir es, wie die Mütter einen ungeratenen Sohn lieben, der ihnen zugleich Kummer und Freude bereitet!"

Die klaren und lichtvollen Auseinandersetzungen, die Thiers Saint-Vallier über seine Politik und seinen Plan der Reorganisation Frankreichs gegeben hatte, waren dem General von Manteuffel mitgeteilt

worden, und dieser hatte Auszüge davon nach Berlin geschickt. Der Kaiser war übrigens von dem hohen Geiste und der Klugheit Thiers' überzeugt. Ein Beispiel dafür. Während Manteuffel bei ihm war, kam ein Brief aus St. Petersburg an, worin der Kanzler Gortschakow den General bedauerte, in einem Lande wie Frankreich leben zu müssen, das dem Sozialismus ausgeliefert sei. „Das steht dem Fürsten Gortschakow schlecht an", hatte Wilhelm I. ausgerufen, „sich so heftig zu beklagen, da er sich weigert die nötigen Maßregeln zu ergreifen, um dem Übel zu steuern. Thiers dagegen hat die Gefahr wohl begriffen und hat allen Regierungen vorgeschlagen sich zu verständigen, um sie zu beschwören. Ich habe seinen Ansichten vollständig zugestimmt und bin ihm aufrichtig dankbar dafür, die Initiative ergriffen zu haben." Der Kaiser spielte damit auf den Gesetzentwurf an, durch den Strafen gegen die Mitglieder der internationalen Vereinigung festgesetzt werden sollten, der am 7. August 1871 eingebracht und am 14. März 1872 angenommen worden war.

Einer der Vertrauten des Fürsten Bismarck, der jüdische Bankier Bleichröder, war zum Vicomte de Gontaut-Biron gekommen, um mit ihm über die Mittel zu sprechen wie Frankreich die letzten drei Milliarden der Kriegsentschädigung bezahlen könnte, und strich ein Projekt heraus, das darin bestand, Preußen für drei Milliarden unserer Eisenbahnobligationen abzutreten. Dieser Finanzmann, den unser Botschafter „den Montrond des Kanzlers mit weniger Geist als der Vertraute Talleyrands" nannte, wußte, daß der Präsident der Republik die feste Absicht hatte, vor dem angesetzten Termine zu bezahlen, d. h. also vor dem März 1874, wofür er eine ebenso schnelle Räumung fordern wollte. Thiers war schon der Ansicht, es sei am besten, eine 5%ige Anleihe zu machen, wodurch das Land in dreißig Monaten geräumt sein sollte. Er fügte aber hinzu, wenn diese Form nicht zusage, würde er die annehmen, die der preußischen Regierung besser schiene, wobei Frankreich aber die Leitung ihrer Finanzen vorbehalten sein sollte, das seine Hilfsquellen selbst suchen würde. Aber Bleichröder und andere preußische Finanzleute wären glücklich gewesen, Pfänder zu haben, die ihnen das Vermögen Frankreichs in die Hand gegeben hätten, und waren kühn genug sich anzubieten die nötigen Vorschüsse zu leisten, wenn man ihnen während einer zu bestimmenden Zeit gestatten wollte die Erträge der Steuern selbst einzuziehen. Das hatte Thiers, im Vertrauen auf den Reichtum des Landes und eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit, stolz zurückgewiesen[1]).

[1]) Man sehe oben den ersten Versuch Bleichröders bei Pouyer-Quertier und die Memoiren der Gräfin de Valon. — Vgl. auch L'Occupation et la libération du territoire (die Papiere des Herrn Thiers), 2. Bd., und das Buch von Daniel, Thiers, Saint-Vallier und Manteuffel.

Was die anderen Kombinationen anbelangt, so beschränkte sich Herr de Gontaut-Biron darauf zu antworten, er sei weder fähig noch berechtigt, darüber zu verhandeln, Frankreich werde aber möglichst schnell seinen Verpflichtungen nachzukommen wissen. Er führte die Hilfsquellen an, die es sich sicherlich verschaffen würde, um sein Budget ins Gleichgewicht zu bringen, um den Anforderungen entsprechen zu können. Da hatte Bleichröder eine kühle Miene angenommen, die nichts Gutes ahnen ließ. Thiers antwortete dem Botschafter, der ihm dieses berichtet hatte: „Was die Finanzprojekte für unsere Befreiung anbelangt, müssen Sie Bismarck sagen, wir warteten die Zahlung der 650 Millionen ab, die täglich voranschritte, um über diesen Gegenstand zu sprechen. Das hindert nicht, Bleichröder anzuhören, der dafür gilt, mehr als sonst jemand das Vertrauen des Kanzlers zu haben. Sie müssen ihn anhören und sich geneigt zeigen, den Plänen den Vorzug zu geben, die zugleich praktisch ausführbar und Preußen angenehm sind. Ich denke mir das Bild so: zwei Wagschalen; auf der einen die Räumung unseres Landes, auf der anderen drei Milliarden, und dann Frieden." Indem er riet, Bleichröder anzuhören, wollte der Präsident der Republik ihn aber nicht Herrn unserer Finanzlage sein lassen, wie er das bald darauf beweisen sollte. Es lag ihm nur daran, Bismarck nicht zu verstimmen und den Intrigen des Grafen von Arnim entgegenzuarbeiten, der, wie er ahnte, der schnellen Räumung des Gebietes entgegen war.

Er gab in dieser Beziehung Gontaut-Biron den besten Ratschlag: „Sie müssen den Fürsten nicht verfolgen, wenn er sich verbirgt. Freundlichkeit und Würde, das ist es, was bei ihm angebracht ist. Wenn der Augenblick gekommen ist, wird er schon sprechen, und dann kommt er uns selbst entgegen." Bismarck wollte aber nicht offen ein jedes Projekt begünstigen, das danach angetan war, die Befreiung des französischen Landes zu beeilen, denn er befand sich noch immer dem ausgesetzt, Vorwürfe von der Militärpartei zu erhalten, die sich über den Verlust von Belfort nicht trösten konnte. Er wußte, daß in Deutschland zwei Parteien existierten: die eine war zufrieden damit, uns zwei Provinzen und fünf Milliarden entrissen zu haben, die andere unzufrieden über unsere zu schnelle Wiederaufrichtung, die den Wunsch hegte, etwas Neues zu versuchen, um uns diesmal den Todesstoß zu versetzen. Und die Umstände schienen dieser Partei über die andere einen gewissen Vorteil zu geben. Die Berichte des Grafen von Arnim, die glauben ließen, Thiers denke anders, als seine friedlichen Erklärungen das annehmen ließen, und die die Bedeutung unserer militärischen Neuordnungen und die Vermehrung unseres Kriegsbudgets, ebenso wie die Rachedrohungen, die von Heißspornen ausgestoßen wurden, übertrieben, und zu verstehen gaben,

wenn die ersten beiden Milliarden bezahlt seien, werde man den Kampf wieder aufnehmen, um den Rest nicht bezahlen zu müssen, diese Berichte waren überall verbreitet. Der deutsche Generalstab, der sie mit bitteren Erklärungen begleitete, bedauerte Frankreich nicht genug zerstückelt und ruiniert zu haben. Der Feldmarschall Moltke hatte vor Gontaut-Biron die Schrecken des Krieges beklagt und anerkannt, es sei besser für seine Truppen, das französische Gebiet zu verlassen, denn der Frieden sei immer bedroht, solange die Okkupation daure. Er gestand nicht ein, daß die deutschen Soldaten sehr unzufrieden waren, solange von ihrer Heimat entfernt zu sein, daß sie in Frankreich schlechte Gewohnheiten annahmen und sich aus Müssiggang dem Trunke ergaben. Er sagte melancholisch, die fünf Milliarden deckten kaum die Ausgaben, die Deutschland habe machen müssen. Und dann vertraute er einige Tage später, mit sehr ernstem Gesichte dem Botschafter an, daß die militärische Neuordnung Frankreichs beunruhigend genug sei, „um ihn zu nötigen, sich zum Frühjahr kriegsbereit zu halten".

Andererseits war Fürst Bismarck in großen Sorgen wegen der religiösen Frage in seinem Lande. Der Krieg, den er unter dem Namen Kulturkampf entfesselt hatte, sollte schwere Verwicklungen mit sich bringen[1]). Und Thiers spielte auf eine der Sorgen des Kanzlers an, als er sagte, er dächte an eine Verbindung, die Frankreich bei den deutschen Katholiken finden könne, wenn der Krieg früher oder später wieder anfinge. So sagte er denn unserem Botschafter, er solle sich nicht in den Kulturkampf mischen, da er sonst der Sache der Katholiken und unserer eigenen schaden könnte. „Ehe man an künftige Bündnisse denken kann, muß man an die gegenwärtige Unabhängigkeit denken, und diese beruht ganz auf der Räumung." Er forderte also Gontaut-Biron auf, seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punkt zu lenken. Es handle sich nicht darum, die Sachen zu brüskieren, man dürfe sie aber auch nicht verschleppen. Thiers bat unseren Botschafter infolgedessen die Unterhaltung darauf zu bringen, daß Frankreich den Wunsch habe, sobald als möglich den Rest der Kriegsentschädigung abzuzahlen. Darüber müsse man mit Bismarck oder mit Arnim sprechen und sagen, viele Leute rührten sich und behaupteten, von ihm beauftragt zu sein, sich um die finanziellen Mittel zur Räumung des Landes zu kümmern. Frankreich habe nötig, hierüber aufgeklärt zu werden, denn der Druck einer bevorstehenden Anleihe laste schwer auf den Geschäften. Der Präsident der Republik vertraute auf den Takt des Botschafters, um das alles mit leichter Hand zu führen, und begreiflich zu machen, man habe Unrecht,

[1]) Man vgl. hierüber die tüchtigen Studien Georges Goyaus.

sich wegen Frankreichs zu beunruhigen. „Man setzt da Berge hin, wo nur Mäuse sind", sagte er geistreich. „Allerdings sind Mäuse häßliche Tiere, die genügen, um einen zu wecken. Ich aber, der ich sehr daran gewöhnt bin nicht zu schlafen, ich sorge mich um den Schlaf des Landes, und ich wünsche sehr, ihn nicht gestört zu sehen." Es war also sehr wichtig, schnell einen Entschluß wegen der finanziellen Verhandlung zu fassen, denn der Zustand des französischen Marktes verlangte das gebieterisch. Rußland hatte gerade eine Anleihe gemacht, und andere Staaten konnten aus dem großen Becken der Kapitalien schöpfen, wodurch uns ein gefährlicher Schaden entstehen konnte. Man mußte sich durch Vermittlung Delbrücks an Bismarck wenden. Dieser Minister werde den Kanzler selbst sehen und ihm sagen, die französische Regierung wolle zwei Sachen: sich ihrer Schulden entledigen und die Okkupation beendet sehen. Die Rückkehr des Grafen von Arnim scheine nicht nahe bevorzustehen, und man möge gern etwas Bestimmtes wissen. „Nichts ist unsererseits natürlicher," fügte Thiers hinzu, „und nichts für Bismarck weniger verfänglich zu antworten, denn es ist kein großes Verbrechen Geld zurückzuweisen."

Wie man aber bald sehen wird, war es nicht so leicht, zum Vertrage vom 6. Juli 1872 zu gelangen, der die Anleihe der drei Milliarden sicher stellen und die endgültige Räumung bestimmen sollte. Es hat noch sehr schwere Krisen gegeben, ehe der letzte deutsche Soldat das letzte französische Dorf verließ, die man kennen muß, da sie ein wichtiges Interesse haben.

Am 16. April 1872 antwortete der Vicomte de Gontaut-Biron auf die dringende Aufforderung Thiers', sich bei der deutschen Regierung über die Mittel zu erkundigen, wie man die Räumung des okkupierten Gebietes beschleunigen könne, diese Regierung sei bereit zu verhandeln, zeige aber immer noch eine gewisse Unruhe wegen der französischen Rüstungen. Er hatte den Grafen von Arnim gesehen, der auf die Aufforderung, wegen einer vorzeitigen Zahlung der Kriegsentschädigung Besprechungen einzuleiten, mit denselben Befürchtungen geantwortet hatte. Ohne Zweifel war Bismarck geneigt, die ernsten Vorschläge Thiers' anzuhören, er war aber, wie der Kaiser, wegen der Neuordnung der französischen Armee besorgt und fragte sich, ob die französischen Truppen sich nicht auf die deutschen stürzen würden, wenn das Gebiet befreit wäre. Darauf erwiderte Gontaut-Biron, diese Befürchtungen seien grundlos, denn die Neuordnung sei eine natürliche Folge des Krieges und der Lage. Die Sieger gäben ja das Beispiel dazu, und der einzige Zweck Frankreichs wäre, die Achtung seiner Unabhängigkeit und seiner

Rechte zu erlangen. „Wenn wir daran dächten Krieg zu führen," sagte er ganz richtig, „dann würden wir nicht bezahlen." Aber der Graf von Arnim, der den Verdacht der Militärpartei und des kaiserlichen Hofes übertrieb, da er selbst in Berlin die schlechtesten und unwahrsten Nachrichten über den Zustand Frankreichs verbreitet hatte, suchte Gontaut-Biron zu täuschen und riet ihm zu warten. Er wußte, daß der Kaiser mißtrauisch war, mißtrauischer als Bismarck selbst, und es gefiel ihm die Unruhe des Kaisers noch zu vergrößern. Er antwortet auf das Drängen des französischen Botschafters durch Ausflüchte, und das alles, um die Okkupation zu verlängern und sich für die Mißachtung der französischen Gesellschaft zu rächen, vielleicht auch um auf die Verspätung der gesamten Auszahlung der Kriegsentschädigung zu spekulieren und um dem Präsidenten der Republik Schwierigkeiten zu bereiten, da er wußte, daß er mit der Nationalversammlung schlecht stand. Zu derselben Zeit erging sich die deutsche Presse in bitteren Anschuldigungen gegen die perfiden Absichten Frankreichs, und die italienische Presse, die von Arnim während seiner Reise nach Rom heimlich gegen uns aufgehetzt hatte, vereinigte ihr Zischen mit dem der Reptile auf der anderen Seite des Rheins.

Thiers antwortet mit bewundernswerter Geduld und Kaltblütigkeit auf die Nachrichten Gontaut-Birons. Er ermächtigt ihn, wann und wie er es für gut halte vorzugehen, indem er die günstige Stunde wähle und Takt und Vorsicht an den Tag lege. Aber er wollte, daß man wisse, Frankreich sei bereit seinen Verpflichtungen nachzukommen. „Wir haben die beiden ersten Milliarden einige Monate im voraus bezahlt," sagte er, „und morgen sind wir bereit die drei letzten zu bezahlen, vor dem festgesetzten Termine ... Wenn wir an den Krieg dächten, würden wir doch nicht einfältig genug sein, sofort unser Geld herzugeben, wo wir zweiundeinhalbes Jahr Zeit haben, um zu bezahlen. Wenn man das nicht begreift, dann muß man darauf verzichten, sich verständlich zu machen ... In meinem Alter kann ich auf keinen anderen Ruhm Anspruch machen — wenn ich überhaupt hoffen kann, welchen zu haben — als darauf, mein Land zu beruhigen, ihm einige Jahre Ruhe, Erholung, Wohlstand zu verschaffen, mit einem Worte, ihm keine Unruhe, sondern Glück zu verschaffen. Nur die Ruhe kann ihm seine Kräfte wiedergeben und seine Moral wieder aufrichten. Ich habe die Demagogen mit Kanonen besiegt; ich kann die intellektuelle und moralische Anarchie nur durch eine lange Beschwichtigung besiegen. Ich begreife das, und wenn ich das nicht begriffen hätte, würde ich den Frieden nicht mit zerrissenem Herzen, aber guten Mutes unterzeichnet haben, denn ich wußte, daß nichts anderes übrig blieb." Thiers wies die Anschuldigung der angeb-

lichen Rüstungen energisch zurück, die den Zweck haben sollten, den Frieden zu stören. Er denke nur daran, eine Armee wiederherzustellen, die bestimmt sei, die Ordnung im Innern und unsere Unabhängigkeit nach außen zu sichern. Und er sagte stolz: „Offenbar wird man von uns doch nicht verlangen, auf unsere Stellung in der Welt zu verzichten und gar auf unsere Unabhängigkeit! Davon ist doch nie die Rede gewesen während der schmerzlichen Friedensverhandlungen oder denen, die darauf gefolgt sind. Gewiß hat man daran gezweifelt, daß wir unseren Verpflichtungen nachkommen könnten, die ungeheure Summe von fünf Milliarden zu bezahlen. Man bezweifele es. Aber wir können und wollen bezahlen, und wir werden bezahlen! Sollte man darum Streit mit uns suchen, weil wir unser Land moralisch, materiell und politisch wiederherstellen wollen?

Der Präsident forderte Gontaut-Biron auf, ganz offen zu sprechen und alle Unruhe zu verscheuchen. Man könne nach Versailles schicken, wen man wolle; er sagte bereit zu sein, alle denkbaren Auskünfte zu geben, und das mit den Beweisen in der Hand. Unser Botschafter beeilt sich, diese klugen Instruktionen zu befolgen, und geht von neuem zu Arnim. Dieser ist über ein gewisses Nachlassen der Spannung unzufrieden, das gerade in dem Augenblicke stattfand, und sagte zu Gontaut-Biron, da er keine Gelegenheit verpassen will uns unangenehm zu sein, der General Le Flô habe beim Zaren Schritte getan, um ihn zu bitten, Deutschland zu veranlassen, möglichst bald mit Frankreich zu verhandeln. „Sie rechnen auf die Freundschaft Rußlands?" sagte von Arnim hinterlistig. „Sie irren sich darin wohl... Es hat uns Ihren Vorschlag hinterbracht und dabei geschrieben, ihn kühl aufgenommen zu haben." Gontaut-Biron antwortete einfach, Thiers sei in St. Petersburg sehr gut aufgenommen worden, und das habe ihn vielleicht veranlaßt die Hilfe Rußlands für eine Sache zu erbitten die für ganz Europa vorteilhaft wäre. „Das ist möglich," sagte von Arnim, „wir brauchen aber nicht ermutigt zu werden. Wir wollen die Angelegenheit unter uns ordnen, ohne das Dazwischentreten eines anderen. Rechnen Sie nicht zu viel auf Rußland!" — „Ich weiß davon nichts," erwiderte unser Botschafter, „möglich, daß niemand auf es rechnen kann." — „Das wird wohl eher stimmen!" schloß von Arnim.

Als der General von Manteuffel durch Saint-Vallier von dem Zusammentreffen der beiden Botschafter erfuhr, drückte er sein Bedauern darüber aus, daß Gontaut-Biron mit von Arnim gesprochen habe, „der letzten Person, die gefragt werden durfte". In der Tat hatte sein Schritt den Zweck, den Kanzler zu bitten, einen Unterhändler zu wählen, der ihm am besten zusage und der von Arnim unangenehm

sein mußte, da er selbst mit dieser Verhandlung beauftragt zu werden wünschte, um das Ansehen seiner Stellung zu erhöhen, was man aber in Varzin gar nicht wünschte. Gontaut-Biron konnte aber antworten, Bismarck sei aus nicht leicht erkennbaren Gründen unsichtbar, und Thiers habe den Schritt angeraten. Auf Ersuchen Manteuffels, das Saint-Vallier Thiers zur Kenntnis brachte, beauftragte dieser unseren Botschafter, Bismarck aufzusuchen und ihm zu sagen, er sei entschlossen, sofort wegen der Bezahlung der drei Milliarden, mit wem es ihm angenehm sei, zu verhandeln. Die wesentliche Bedingung der beschleunigten Bezahlung sei die Räumung des Landes, „der Zauberstab", womit der Präsident allein die Zustimmung der Nationalversammlung erlangen könnte. Aber Gontaut-Biron konnte in diesem Augenblicke den Kanzler nicht sehen und sprach mit dem Finanzminister Delbrück, der ihm versprach, ihm beim Kanzler eine Audienz zu verschaffen, nachdem er mit Aufmerksamkeit, aber mit Zurückhaltung seine Erklärungen über die friedlichen Absichten Frankreichs angehört hatte. So waren wir in dem Augenblicke, wo unser Land den Beweis des besten Willens ablegte und mit unbestreitbarer Offenheit vorging, trotz einer solchen Haltung dem ausgesetzt, den Übermut Bismarcks und die Kälte des kaiserlichen Hofes ertragen zu müssen. Es war die ganze Klugheit Thiers' nötig und das Bewußtsein der Mission, die er sich auferlegt hatte, um nicht die Geduld zu verlieren und eine Unvorsichtigkeit zu begehen, die unser Feind erwartete und erhoffte.

Der Kanzler war in Varzin, durch eine Krankheit zurückgehalten, wie man behauptete. Aber das war nur ein Vorwand, denn wie Talleyrand sagt: „Es gibt Augenblicke, wo ein Diplomat sein Leberleiden haben muß." Es ging das Gerücht, daß Bismarck bei der üblen Laune, die am Hofe herrschte, bei dem Mißtrauen und der Erregung gegen Frankreich und seinem Wunsche, den Krieg bald wieder zu beginnen, welche Gefühle durch von Arnim geschürt worden waren, und vor den Kundgebungen der Militärpartei, die dem Kanzler mißtraute und die Aufrechterhaltung der Okkupation unter allen Umständen wünschte, auf eine günstige Gelegenheit warte, um wieder auf der Szene zu erscheinen. Das war recht wahrscheinlich, es mißfiel aber dem Kanzler auch nicht, einer Nation Ungelegenheiten und Sorgen zu bereiten, die er als eine „wilde" bezeichnet hatte, die sich allzusehr beeilte wiederaufzuleben und in seinen Augen über den Erfolg ihrer ersten Anleihe zu stolz war.

Endlich reist von Arnim am 26. April wieder nach Frankreich; er spinnt dort Intrigen an, die die mißtrauische Aufmerksamkeit des Kanzlers auf ihn lenken und die später seinen Fall herbeiführen. Nachdem

er während seines Aufenthaltes in Berlin zu Gontaut-Biron gesagt hatte, daß die gegen den Präsidenten ausgestreuten Gerüchte nur Börsenmanöver gewesen seien, — wahrscheinlich wußte er etwas darüber, — sagt er zu Saint-Vallier, der nach Paris gekommen war, die unruhige Lage unseres Landes und sein brennender Durst nach Rache und Krieg verhinderten ihn daran, seiner Regierung das Angebot einer sofortigen und vollständigen Räumung gegen eine Bezahlung vor dem Termine zu empfehlen. Gewiß hat er Vertrauen zum Präsidenten, aber er glaubt nicht, daß er Herr der Versammlung ist. „Er weiß in der Tat durch einige Deputierte, die ihm die Ehre erweisen mit ihm zu sprechen, daß man sehr aufgebracht ist und daß keine Neigung zur Versöhnung da ist. Er fürchtet mehr als je, daß eine Krise nahe bevorsteht. Er wage sogar zu sagen, daß gewisse Leute ihm den Wunsch ausgedrückt haben, die deutsche Okkupation noch verlängert zu sehen, denn wenn sie aufhörte, würde die Kammer sich auflösen müssen und man müsse radikale Wahlen befürchten." Wenn diese Angaben wahr sind, dann erinnern sie an die traurigen Ereignisse von 1816 und 1817, wo einige Ultras, vom Grafen d'Artois selbst unterstützt, die Verbündeten aufforderten, das Land nicht zu verlassen, trotz dem Wunsche des Königs und der so klugen und patriotischen Maßregeln des Herzogs de Richelieu. Man kann aber annehmen, daß der Graf Arnim, der nicht zum ersten Male etwas erfindet, seinen eigenen Wunsch für etwas Wirkliches nahm und irgendeine unvorsichtige Mitteilung übertreibend es für gut fand, daß Deutschland noch nicht so bald auf sein Pfand verzichte, in der Gewißheit, so der Umgebung des Kaisers und der Militärpartei zu gefallen.

Man kann auch behaupten, daß Graf von Arnim, der mit dem Marschall Bazaine und seinen Freunden in Verbindung stand und sogar den Bonapartisten entgegenkam, nicht wünschte, daß Thiers am Ruder bliebe[1]). Er übertrieb die Zwistigkeiten zwischen der Versammlung und dem Präsidenten. Er riß die Politik Thiers' herunter und prophezeite mit überraschender Kühnheit die Wiederkehr des Kaiserreichs, das

[1]) von Arnim, der am 26. Mai 1872 Bismarck über eine seiner Unterredungen mit Thiers berichtete, sagte, daß der Präsident der Republik dächte, im Falle seines Todes werde ihm ein braver Bürger, wie Casimir-Perier, folgen. „Seiner Ansicht nach konnte von Napoleon nicht die Rede sein. Er habe übrigens kürzlich den General Fleury gesehen und von ihm die Versicherung erhalten, daß die Bonapartisten auf jeden Gedanken einer Konspiration während seiner Präsidentschaft verzichteten. Ohne Zweifel höben sie ihre Ansprüche für die Zukunft auf, aber seiner Meinung nach hätten sie nicht viel Aussicht auf Erfolg." Der Graf von Arnim fügte hinzu: „In diesem Augenblicke kann man im Namen Napoleon noch ein Gegengewicht gegen die vordrängende Macht der Demokratie suchen. Marschall Bazaine denkt, daß der Kaiser heute noch stark genug sei, um die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen."

allein imstande sei, sich mit Deutschland zu versöhnen und seine Unterstützung zu suchen. So ließ er sich, unbekümmert um seine Pflichten als Botschafter und um seine Instruktionen, die ihm auftrugen, über die Räumung des Landes zu verhandeln, in beklagenswerte Intrigen ein und macht die Stellung Thiers' schwieriger als je. Es war nötig, daß der Kanzler selbst ihn zur Wirklichkeit zurückführte und ihn aufforderte, eine Haltung anzunehmen, die nicht danach angetan wäre, eine Regierung zu erschüttern, bei der er akkreditiert war, solange diese Regierung in loyaler Weise die Bedingungen des Friedensvertrages ausführe. Bismarck riet ihm eine vorsichtige Zurückhaltung bei der bonapartistischen Partei an, die man jedoch nicht schwächen oder ausschließen dürfe, und er fügt hinzu, was nach Thiers käme, müsse sich von neuem legitimieren, im Sinne der Erfüllung des Vertrages"[1]).

Thiers, der die verächtlichen Umtriebe von Arnims noch nicht kannte, faßte für ihn seine Vorschläge so zusammen: eine Anleihe von drei Milliarden, woran alle Bankiers Europas teilzunehmen aufgefordert werden sollten, mit der Bedingung, daß die Bankiers die drei Milliarden direkt in die preußischen Staatskassen abliefern sollten, und zwar monatlich hundert Millionen, um keine finanzielle Störung hervorzurufen. Die Zahlung würde also in dreißig Monaten vollzogen sein, und dafür sollte die Räumung des Landes so schnell und so vollständig vor sich gehen, als dies möglich wäre. Von Arnim antwortete vorlaut, Thiers verdrehe die Frage. Er böte an, die drei Milliarden, die am 3. März 1874 fällig seien, früher zu bezahlen, diese Zahlungen könnten aber erst am 1. September 1872 beginnen, und die drei Milliarden würden erst am 15. Mai 1875 bezahlt sein, d. h. ein Jahr später, als sie fällig seien. Es sei da also ein Verzug von zwölf Monaten, der durch die Gebietsgarantie nicht ausgeglichen würde. „Das ist nicht alles," sagte er, „Deutschland hat nur ein untergeordnetes Interesse daran, die drei Milliarden vor dem Termine zu erhalten. Die kaiserliche Regierung wird sich in der Furcht, die Finanzkombinationen Frankreichs zu stören, vorsichtigerweise enthalten, einen Druck im Sinne einer früheren Zahlung auf es auszuüben. Infolgedessen müsse die französische Regierung die Art der Garantie genau angeben, die sie als Äquivalent der Territorialgarantie anzubieten dächte. Die Räumung könne mit den vorzeitigen Zahlungen nicht in Wechselbeziehung gebracht werden."

Diese heimtückischen Worte waren ganz danach angetan, auch den aufrichtigsten guten Willen zu entmutigen. Saint-Vallier, der ebenso kaltblütig bleibt wie Thiers, geht zu von Arnim und erklärt ihm, kein

---

[1]) Man vgl. den Prozeß Arnim.

Franzose wünsche die Okkupation beizubehalten; daß die Spannung zwischen Thiers und der Versammlung nicht so groß sei, wie er sagte; wenn Arnim wolle, daß Thiers bleibe, dann müsse er ihm seine Aufgabe erleichtern; daß er Kaffeehaus- und Klubgespräche für Wirklichkeiten nehme; und daß endlich ein Territorialunterpfand kein ernstlicher Grund sei, um uns zurückzuhalten, wenn wir, was ja ganz unmöglich angenommen werden könnte, entschlossen wären, Krieg zu führen. So in die Enge getrieben, ließ der Graf von Arnim sich das Geständnis entschlüpfen, das tief blicken läßt: „Wenn wir fortfahren das Land okkupiert zu halten, dann wissen wir, daß wir Sie ärgern, und wir glauben, daß Sie um so mehr bezahlen werden, je mehr Sie geärgert werden!"

Hier war von Arnim im Einvernehmen mit Bismarck, und die herbe und habsüchtige preußische Politik erschien auf einmal in ihrer wahren Gestalt. Saint-Vallier antwortet mit Würde, wenn man uns ärgere, würde man unseren Kredit schädigen, die Anleihe verhindern und uns zu einer Verzweiflungstat bringen. Ist es das, was man will? Arnim, der unerbittlich scheinen will, erwidert, wenn wir erst am 2. März 1874 anfangen wollten zu bezahlen, dann hätten wir die Okkupation die ganze Zeit noch zu ertragen, solange die Operation dauere, und das über die zwei Jahre hinaus. „Ich verstehe nicht," sagt er mit gewagter Andeutung, „daß Sie nicht sofort anfangen zu bezahlen, ohne eine Konvention mit uns abzuwarten. Machen Sie Ihre Anleihe und bezahlen Sie! Das wird uns geneigt machen, unsererseits zuvorkommend zu sein für das, was Sie von uns fordern ..." Das hieß soviel, als die Anleihe sicher von der Nationalversammlung ablehnen zu lassen, da man sich nicht auf einen Vertrag stützen konnte, der das Aufhören der Okkupation bestimmte. Das hieß außerdem soviel, wie von vornherein den Erfolg der Anleihe verringern, da das Land als Ersatz für seine Opfer die Genugtuung nicht gehabt haben würde, auf die es ein Recht hatte zu rechnen. Der Graf von Arnim, der in diesem Punkte zurückgeschlagen war, wollte mit Thiers verhandeln und erbat von ihm „eine kleine Verschwörerbesprechung". Er wird durch die Tür Rémusats gehen, um die Journalisten zu vermeiden.

Thiers empfängt ihn so vertraulich, wie dies möglich ist. Er sagt ihm, man müsse die Anleihe machen, denn die Kapitalisten seien bereit und er machte sich anheischig, finanzielle Garantien zu geben, die den territorialen gleichwertig seien. Frankreich schuldet bis zum 2. März 1874 Deutschland nichts. Wenn es vorschlägt, die Zahlungen vorher zu leisten, dann macht es ein ernstes Angebot, das ein sicherer Vorschuß ist. Die Anleihe hinauszuschieben ist nicht vorteilhaft, denn nie ist der Geldmarkt günstiger gestellt gewesen. Aber es ist nötig, daß zwischen

der Bezahlung und der Befreiung des Landes eine Wechselbeziehung herrsche. Von Arnim antwortet scharf, daß der 2. März 1874 der Termin ist, wo Frankreich die Zahlung der ganzen Kriegsentschädigung geleistet haben muß; daß die Abzahlungen vor diesem Tage beginnen müssen und daß die Tatsache, vor dem 1. März mit Teilzahlungen begonnen zu haben, der kaiserlichen Regierung nicht die Verpflichtung auferlege, einen Teil des besetzten Gebietes zu räumen. Indem er so sprach, wußte sich Herr von Arnim im Einverständnisse mit der Militärpartei und gewissen Persönlichkeiten des Hofes, die das Land möglichst spät räumen wollten. Er sprach mit denen, die sagten: „Wir haben volles Vertrauen zu Thiers, aber nach Thiers?..." Und doch war er im Einvernehmen mit denen, die an nichts anderes dachten, als Thiers von der Regierung zu verdrängen. Er prophezeite, daß die besseren und reicheren Klassen sich im Falle einer Krise ohne Zögern unter die Flügel des Kaiserreichs flüchten würden. Bismarck antwortete ihm: „Die Partei des Kaiserreichs ist wahrscheinlich die, mit der man sich schmeicheln könnte, am vernünftigsten erträgliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich herzustellen"; er fügte aber hinzu: „Unsere erste Pflicht ist, die gegenwärtige Regierung solange zu unterstützen, als sie für uns den Willen hat, den Friedensvertrag in loyaler Weise zu erfüllen." Trotz aller dieser Verzögerungen und aller dieser Intrigen verlor Thiers den Mut nicht. Er wußte recht gut, daß man in Berlin fortfuhr, an der Aufrichtigkeit unserer Vorschläge einer schleunigen Abtragung der Schuld zu zweifeln; er wußte, daß von Moltke dem General von Manteuffel anempfahl, gegen uns gewisse militärische Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, er wußte aber, daß er diese ungerechten Zweifel zerstreuen konnte.

Am 29. März sagt er Saint-Vallier noch einmal, daß kein wahres Wort an den gegen Frankreich gerichteten Anschuldigungen sei. Er hat den Vorschlag einer Anleihe von drei Milliarden gemacht, deren Ergebnis direkt in die preußischen Kassen fließen soll, und man hat ihm nicht geantwortet. Er hat darauf gedrängt. Er hat gesagt, Frankreich dächte nur an den Frieden, und hat darauf sein Ehrenwort gegeben. Man hat an den Gefühlen Frankreichs gezweifelt. Er beteuert sie von neuem und will doch noch an einen baldigen Abschluß glauben. Saint-Vallier, der diese friedlichen Versicherungen dem General von Manteuffel übermittelt, schrieb an Thiers am 31. Mai, daß von Berlin eine beunruhigende Nachricht gekommen sei. Man will unter allen Umständen, daß ein neuer Krieg, durch uns hervorgerufen, im Jahre 1873 ausbreche. Saint-Vallier denkt an irgendeine List Bismarcks. „Seit zehn Jahren", sagt er, „kenne ich den Kanzler und sehe ihn am Werke, seine

Haltung, sein Wesen ist dieselbe: nach außen hin eine brüske oder vielmehr zynische Offenheit, wohinter er seine finsteren Pläne versteckt, für die er nicht verfehlt die Gemüter vorzubereiten, um sich im geeigneten Augenblicke den Anschein geben zu können, als folge er dem Drucke der öffentlichen Meinung. So habe ich ihn 1864 und 1865 gesehen, bei der Schleswiger Angelegenheit; im Jahre 1866 für den Krieg mit Österreich; 1867 bei dem Luxemburger Vorfall; 1869 und 1870 in der Intrige mit dem spanischen Throne, so habe ich ihn während des Krieges und im Frieden gesehen, indem ich aufmerksam seinem Tun folgte ... Genau zur rechten Zeit und wiederholt haben wir plötzlich gesehen, wie der Horizont sich verdunkelte und aufregende Gerüchte über den Rhein herüberdrangen. Irgendeine Krankheit des Herrn von Bismarck, d. h. ein Vorwand, sich unzugänglich und unsichtbar zu machen, war die notwendige Begleiterscheinung. Wir beunruhigten uns natürlich, machten das vom Kanzler gewünschte Zugeständnis, und sofort beruhigten sich die Befürchtungen; das gegenseitige Vertrauen schien wieder zu erwachen; der Fürst war wie durch einen Zauber geheilt." Man hat nie die Politik des Kanzlers besser erkannt, und zahlreiche Beispiele aus späterer Zeit haben die Richtigkeit der Beobachtung Saint-Valliers bewiesen. Die durch beunruhigende Gerüchte und eine den Führern der Kommune zugestandene Gunst plötzlich unterbrochenen Verhandlungen in Brüssel, dann die durch den Frankfurter Vertrag herbeigeführte Beruhigung; einige Zeit darauf durch die Reise Pouyer-Quertiers nach Berlin beseitigte neue Aufregungen, das waren die gewöhnlichen Listen Bismarcks.

Für den Augenblick war es sicher, daß man in Berlin so tat, als fürchte man die Neuordnung der französischen Armee und die allgemeine Dienstpflicht. Der Kanzler beklagte sich nicht über diese von oben herab bezeigte Unruhe, denn sie diente ihm dazu, die Verstärkung der deutschen Armee und die Vermehrung der Festungen in Elsaß-Lothringen zu fordern. Es liefen auch noch Gerüchte einer anderen Art um. Man sagte, Deutschland werde die Vorausbezahlung der Kriegsentschädigung annehmen, denn es habe die Absicht, mit Rußland Krieg zu führen, nun da Frankreich nicht mehr gefürchtet war. Thiers fuhr fort sich versöhnlich zu zeigen, und antwortete Saint-Vallier, wenn er das Prinzip der allgemeinen Dienstpflicht angenommen habe, habe er dem Worte nachgegeben, um der Sache auszuweichen. Man hatte ihm zugestanden, nur die Hälfte des Jahrganges auszuheben und eine fünfjährige Dienstzeit anstatt einer dreijährigen. Für ihn war der wahre Inhalt des Gesetzes da. Er machte sich anheischig, vor allem eine berufsmäßige Armee zu schaffen. „Beteuern Sie auf Ihre Ehre," sagte er, „daß wir Frieden

wollen und daß das Land ebenso denkt. Gambetta ist ebenso zum Frieden geneigt wie ich."

Thiers sah recht gut, daß der deutsche Botschafter unter dem Scheine falscher Höflichkeit gegen ihn intrigierte. Anstatt klar und deutlich zu sprechen, bediente sich von Arnim Feinheiten nach deutscher Art. Stracks aufs Ziel losgehend hatte der Präsident ihm gesagt, wenn er ein Hindernis wäre, zu einer endgültigen Einigung zu gelangen, würde er zurücktreten. Darüber regte sich von Arnim nun auf und behauptete, die Verhandlungen würden nach seinem Weggange viel schwerer werden. Da bot denn Thiers, um seinen Wunsch einer Einigung besser zu beweisen, an, sobald als möglich zu bezahlen, der deutschen Regierung über die Wahl der Form der Bezahlung freie Hand lassen und auch einer stufenweisen Räumung zustimmen zu wollen. Er wollte nur jeden Streit vermeiden und jedem Vorwande einer Uneinigkeit ausweichen, die uns hätte verderblich sein können. Er wußte recht gut, daß unsere Feinde Belfort, Verdun und die Festungen an der Maas halten wollten, bis alles bezahlt sei, er stellte sich aber, als wisse er es nicht.

Endlich sendet Gontaut-Biron bestimmtere Nachrichten von Berlin. Er hatte von Odo Russell, dem Botschafter Englands, einem Vertrauten Bismarcks, erfahren, daß die Militärpartei mit der politischen Partei seit dem Kriege immer noch in Uneinigkeit sei, und das wäre der wahre Grund der rätselhaften Haltung des Kanzlers. Aber Bismarck sah die Sachen, wie es scheint, von einem höheren Standpunkte aus, als die Militärpartei. Er begriff jetzt die Gefahren, die eine verlängerte Okkupation für die Beziehungen der beiden Länder zueinander, für die öffentliche Meinung Europas und für die Sicherheit der Forderung haben könnte. Er ließ also offiziös wissen, daß er sich mit Frankreich zu verständigen wünsche, auf der doppelten Grundlage der Bezahlung der Schuld und der Räumung, und das um so mehr, als der Kulturkampf schon allein ihm Schwierigkeiten genug mache, daß er keine anderen dazu wünschen mochte. Er glaubte stark genug zu sein, mit den Forderungen Roms fertig zu werden, er wußte aber auch, daß dieser neue Krieg nicht ohne Schwierigkeiten sein würde und daß er eine entschlossene Opposition der vierzehn Millionen deutscher Katholiken gegen das Reich zu fürchten hatte.

Saint-Vallier sprach aber eine Ansicht aus, die der Gontaut-Birons entgegengesetzt war. Er stellte ein Anwachsen der Feindschaft gegen uns in Berlin fest und glaubte, sie ginge von dem verschlagenen Staatsmanne aus, der die Geschicke Deutschlands leitete. Er schrieb ihm einen beharrlichen und unerbittlichen Haß zu. Was wollte denn der Kanzler? Uns zu einer Verzweiflungstat drängen, die ihm gestattet haben würde unseren Ruin vollständig zu machen, oder uns noch härtere

Bedingungen aufzuerlegen? Diese letztere Annahme war sehr wahrscheinlich. Saint-Vallier schrieb diese erneuerte Feindschaft der unvorsichtigen Sprache der französischen Zeitungen, den heftigen Reden Gambettas, den hinterlistigen Berichten Arnims, dem Mangel an Vertrauen zu unserer Beständigkeit und endlich Gontaut-Biron zu, der Arnim und Delbrück verfrühte Zugeständnisse gemacht hatte, anstatt den Fürsten Bismarck selbst zu sehen. Das war allerdings ein verkehrtes Manöver, das dem Kanzler gestattete, jede Unterredung abzulehnen. Da dies aber feststand, glaubte Saint-Vallier, es gäbe keinen anderen Ausweg, als wieder auf Arnim zurückzukommen, um sich diese empfindliche Persönlichkeit geneigt zu machen. Da er ihn auch der Befriedigung seiner Eitelkeit für zugänglich hielt, mußte man ihm entgegenkommen, ohne seine Frau zu vergessen und auch nicht den Botschaftssekretär Herrn von Holstein.

Was für einen Schluß konnte man aus den beiden so verschiedenen Informationen ziehen? Wie immer lag die Wahrheit in der Mitte. Es war kein Zweifel, daß Bismarck die Räumung wollte, aber indem er sie uns recht teuer bezahlen ließ und uns weder Erniedrigung noch Ärger ersparte. Er benachrichtigte von Arnim, daß die Regierung, die auf die des Herrn Thiers folge, sich vor Deutschland legitimieren müsse. „Wir haben gar keinen Grund", fügte er hinzu, „die bonapartistische Partei auszuschließen oder irgend etwas geschehen zu lassen, das sie schwächen könnte." Doch riet er abzuwarten und zu beobachten, ohne für sie Partei zu nehmen. Er sagte das aber in hochmütigem Tone, um nicht gegen die Militärpartei zurückzustehen, die fortfuhr, uns gegenüber eine Zurückhaltung und einen Hochmut ohnegleichen zu zeigen. Doch sandte Bismarck endlich am 8. Juni 1872 seinen Vertrauten Bleichröder zu Gontaut-Biron, der dem Botschafter die Versicherung gab, die Sache würde gehen, und wenn Bismarck den Augenblick für günstig halte, werde er mit ihm verhandeln.

Der Präsident, der über diese Umtriebe benachrichtigt wurde, gab zum zehnten Male seine friedlichen Versicherungen ab und riet Gontaut-Biron Vorsicht an. Die versöhnlichen Eröffnungen des englischen Botschafters, der von einer freundschaftlichen Einmischung der Mächte gesprochen hatte, waren ein erfreuliches Symptom, man durfte aber die Petersburger Lektion nicht vergessen. „Bismarck hat einen Abscheu vor einer Einmischung der Neutralen, die ihn behindern würde," sagte er, „und wir würden ihn reizen, wenn wir sie hervorzurufen schienen. Doch dürfen wir denen, die sich einmischen wollen, nicht hinderlich sein, denn sie könnten uns eines Tages nützlich sein." Thiers teilte dem Botschafter die Schwierigkeiten seiner Lage mit, die allerdings sehr groß

waren. „Ich bin wie der Kapitän eines Schiffes mitten im Sturme," sagte er, „an das Steuerruder gefesselt und von verstörten Passagieren umgeben, die ihn am Arme zerren, während er den Blick auf die Flut gerichtet hält, die das Schiff bedroht. Ich versichere Ihnen, daß mein Leben eine Qual ist!" Die friedliche Rede, die er am 8. Juni in der Nationalversammlung bei der zweiten Beratung über die Rekrutierung der Armee hielt, wo er sagte: „Wir wollen Frieden, wir wollen ihn so lange, wie wir ihn erhalten können, ich erkläre das auf meine Ehre, auf die Ihrige, auf die des Landes; wir haben keine andere Absicht; ich wünsche, daß es die ganze Welt wisse." Diese Rede voller Klugheit und Patriotismus, die man immer wieder lesen muß, da sie über die militärische Organisation, die Frankreich braucht, gute Ratschläge gibt, die man nicht vergessen darf, tat an sich allein mehr Wirkung als alle Verhandlungen.

Drei Tage darauf kam Herr von Thile, um Gontaut-Biron zu sagen, mit einer etwas genaueren Fassung könne die vorzeitige stufenweise Abzahlung und die damit Hand in Hand gehende Räumung des Landes als gesichert betrachtet werden. Bleichröder, der nicht müde wurde einzugreifen, wiederholte, daß eine sofortige Anleihe von drei Milliarden die völlige Räumung in kurzer Zeit herbeiführen würde. Gontaut-Biron schrieb das sofort an Thiers, mit dem Vorbehalte: „Ich möchte Ihnen die Vorschläge Bleichröders nicht als ein Evangelium übermitteln (er ist Jude). Jedoch halte ich sie für beachtenswert." Er ließ schließlich durchblicken, daß bei dieser großen Verhandlung ein Konflikt zwischen den Privatinteressen von Arnims und denen Bleichröders bestehen müsse, und er hoffte, der Präsident werde die starke und schwache Seite dieser Nachrichten zu unterscheiden wissen. Währenddem machte von Arnim neue Schwierigkeiten wegen der Vorschläge der französischen Regierung und wollte nicht zugeben, daß die deutschen Truppen die Vogesen und die Ardennen räumten, wenn die dritte halbe Milliarde bezahlt wäre.

Endlich kamen Bleichröder und von Hansemann, der Chef der Diskontogesellschaft, aus Berlin in Paris an und verständigen sich mit unseren Agenten über die finanziellen Garantien. Am 6. Juli liest der Herzog de Broglie der Nationalversammlung einen Bericht über den Gesetzentwurf vor, der sich auf die Bestätigung einer neuen Konvention mit Deutschland bezieht, wodurch die Ausführung des Frankfurter Vertrags geregelt und erleichtert werden solle. Frankreich verpflichtete sich darin, eine Milliarde gegen den 1. Februar 1873 und die zweite am 1. März 1874 zu bezahlen. Für die Zahlung der dritten und letzten hatte es die Berechtigung, die Zahlung bis zum 1. März 1875

hinauszuschieben. Unsere Regierung hoffte aber — was sie auch bewiesen hat — dieser Berechtigung nicht zu bedürfen und die Tilgung der Schuld bedeutend früher stattfinden zu lassen. Zwei Departements sollten nach der ersten Milliarde und zwei weitere nach der zweiten Milliarde geräumt werden. Der Berichterstatter hatte Vertrauen zu dem Kredite Frankreichs, um den Tag zu beschleunigen, der mit Ungeduld erwartet wurde, wo der letzte deutsche Soldat unseren Boden verlassen würde. Die Konvention wurde am 6. Juli ohne Diskussion angenommen und der Vorschlag der Drei-Milliarden-Anleihe am 15. Juli.

Am 30. Juli meldete der Finanzminister de Goulard den Abgeordneten, daß die Subskription zwölfmal die verlangte Summe ergeben habe, d. h. in Renten 2 Milliarden 464 Millionen; an Kapital mehr als 41 Milliarden. Bei dieser ungeheuren Summe war Frankreich mit 1 Milliarde 37 Millionen und das Ausland mit 1 Milliarde 426 Millionen 779 000 Franken Rente beteiligt. Frankreich hatte allein die Anleihe gedeckt, deren sie benötigte, und noch darüber hinaus. „Wir haben das Recht," sagte der Minister, „mit Genugtuung festzustellen, wie lebenskräftig unser teures Frankreich ist, den Platz, den es unter den anderen Nationen einnimmt, die richtige Idee, die man sich über seine unvergleichliche Zahlungsfähigkeit macht, und endlich das Vertrauen, das es der ganzen Welt einflößt ... Eine Nation, die zeigt, daß sie Vertrauen zu sich selbst hat, ist berechtigt auf die Zukunft zu hoffen. Sie hat das Recht, die harte Lektion, die sie erhalten hat, als eine Sühne für ihre Sünden und als eine Überraschung zu betrachten, aber nicht als ein Zeichen ihres Verfalles. Meine Herren, gegenüber diesem großen materiellen Interesse, das Genugtuung erhalten hat, gegenüber den legitimen Folgen, die uns zu sehen gegeben ist, fühle ich das Bedürfnis, auf dieser Tribüne den Gedanken auszudrücken, der sich meiner bemächtigt. Ich muß Gott für den Schutz danken, den er uns hat angedeihen lassen ... (Beifall auf einer großen Zahl von Bänken.) Gott ist es, der Frankreichs Patriotismus die Möglichkeit gegeben hat, die Grenzen seiner Hochherzigkeit weitzustecken und so etwas zu den schon zugestandenen Opfern hinzuzufügen ..." Verstärkter Beifall begrüßte diese edle Improvisation, die in beredten Worten das ausdrückte, was alle französischen Herzen fühlten.

Die Wirkung dieses kolossalen Erfolges der Anleihe auf die Deutschen war ungeheuer gewesen. Sie waren zugleich überrascht, unzufrieden und zufrieden[1]). Die wunderbare Lebenskraft eines Landes, das sie

[1]) „Ich bin in London im Juli 1871 Zeuge des Erstaunens gewesen", berichtet der Herzog de Broglie, unser Botschafter, das durch die leichte Zahlung des ersten

geglaubt hatten niedergeworfen zu haben, indem sie von ihm eine ungeheuerliche Buße forderten, die sie selbst zu zahlen außer stande gewesen wären, ärgerte und beunruhigte sie. Da aber in der deutschen Armee der Wunsch herrschte die Okkupation beendet zu sehen, war man in Wirklichkeit zufrieden mit dem Ergebnisse einer Anleihe, die sie erheblich abkürzen sollte. Die Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin, die eine Bestätigung unserer Niederlage sein sollte, entsprach nicht ganz den Hoffnungen Bismarcks. Der Zar Alexander, sicher, daß die Politik Thiers' durch das „finanzielle Wunder" vom 30. Juli keineswegs geändert worden sei, war vollständig friedlich, und da er begriff, daß Frankreich nur daran dachte mit dieser klugen Politik seinen Rang und seine Bedeutung in der Welt wiederzuerlangen, zeigte endlich seine Sympathie für eine Nation, die die Achtung aller Völker verdiente. Er erklärte selbst Gontaut-Biron, Frankreich könne versichert sein, er würde sich an nichts beteiligt haben, was etwa gegen es hätte versucht werden können. Und der russische Kanzler, Fürst Gortschakow, nahm die freundschaftlichste Haltung an und sagte unserem Botschafter die Worte, die er im Jahre 1875 dem General Le Flô wiederholte: „Wir haben Interesse und Sympathie für Frankreich. Frankreich muß stark und ruhig sein. Es ist wichtig, daß es stark ist, damit es in der Welt die Rolle spielen könne, die ihm zuerteilt ist; es muß ruhig sein, damit es diese Rolle mit Nachdruck spielen kann und damit sein Wirken wohltätig sei." Indem Rußland sich entschloß, unsere Partei zu ergreifen, wußte es, dem der Ehrgeiz Deutschlands Unruhe zu bereiten begann, daß es so den europäischen Frieden verteidigte und seinen eigenen Interessen diente.

Gontaut-Biron benachrichtigte den Präsidenten der Republik von diesen wichtigen Erklärungen und sagte, daß Bismarck, unzufrieden, die Abreise des Kaisers mit Ungeduld erwarte, um wieder nach Varzin zu gehen. Die Souveräne Rußlands und Österreichs hatten dem Kanzler und seinem Herrn geraten, in Zukunft mit Frankreich versöhnliche Beziehungen zu unterhalten. Darüber geärgert, hatte sich Bismarck dafür gerächt, indem er dem Botschafter Englands, Odo Russell, sagte: „Ich habe hier die drei Kaiser vereinigt, um sie wie drei Marmorstatuen auszustellen, wie die drei Grazien!" Nach der Meinung dessen, der so sprach, sollte das geistreich sein. Es setzte aber den, der es hörte,

fälligen Betrages von zwei Milliarden am bestimmten Tage hervorgerufen wurde, da alle Welt diese Summe für fabelhaft hielt. Niemand wollte es glauben. — ‚Was für ein Volk,' hörte ich um mich herum, ‚das sich so schnell von einem so heftigen Schlage wieder erholt und noch so reich ist, nachdem es soviel bezahlt und gelitten hat!' Dies ging soweit, daß der Sieger fast wie einfältig erschien, nicht mehr gefordert zu haben." (Vingt-cinq ans après.)

nur in Erstaunen. Der Kanzler fügte hinzu: „Was Gortschakow anbelangt, so schlägt mir der mit seiner weißen Krawatte und seinem Anspruche, geistreich sein zu wollen, auf die Nerven. Er hatte recht weißes Papier und recht schwarze Tinte mitgebracht und hatte seinen Schreiber bei sich, um hier zu schreiben. Ich habe aber davon nichts hören wollen!" Das war der Anfang von Bismarcks Böswilligkeit gegen seinen russischen Kollegen. Nach dem Fehlschlage von 1875 sollten sie stärker werden[1]).

Der deutsche Kaiser war für Gontaut-Biron sehr wohlwollend und sprach mit ihm in sehr lobenden Ausdrücken über Frankreich. Franz Joseph hatte sich nur durch die Macht der Umstände zur Neutralität entschlossen. Die Erfolge Preußens hatten ihn bestürzt gemacht. „Sein Gesicht ist milde und traurig", schrieb unser Botschafter an Thiers. „Man sieht alles, was er erlitten hat. Man ahnt alles, was er noch erleiden wird. Er hat übrigens hier viel Erfolg gehabt. Man ist ihm dankbar für das Opfer, das er offenbar gebracht hat." Obgleich die Zusammenkunft der drei Kaiser, die Thiers und der französischen Politik günstig waren, nicht vollständig den Absichten Bismarcks entsprach, hatte sie aber doch die Wirkung, den Mißverständnissen ein Ende zu machen und eine Verständigung mit uns herbeizuführen, die man nicht mehr für möglich gehalten hatte. Der deutsche Kanzler machte dem Grafen von Arnim Mangel an Takt zum Vorwurfe und legte von diesem Augenblicke an eine große Kälte an den Tag, die bald in Feindschaft überging.

Aber die Militärpartei konnte dem General von Manteuffel seine hochherzige und loyale Haltung nicht verzeihen, die soviel zur Beruhigung des Konfliktes beigetragen hatte. Sie nannte ihn „die alte Französin, den Augendiener Thiers', das Spielzeug Saint-Valliers" usw. Von Zeit zu Zeit dienten die boshaften Reden Gambettas, wie die von Grenoble und von Albertville, diesen Deutschen als Vorwand, die friedlichen Versicherungen und Bemühungen des Präsidenten in Zweifel zu ziehen. Dieser erwiderte, die Ordnung sei in Frankreich nie vollkommener gewesen und die Übernahme der Regierung durch Gambetta ein Hirngespinst. „Seien Sie überzeugt," sagte er, „daß Gambetta, wenn er sich nicht so ändert, daß er ein Konservativer wird wie ich, keine Aussicht hat mein Nachfolger zu werden." Thiers wußte, daß er mit diesen Beteuerungen dem Kaiser Wilhelm Vergnügen bereitete, der zum General von Manteuffel gesagt hatte: „Der Präsident ist eine wahre Sirene. Er ist so geschickt, so schlau, daß mein Geist sich gegen meinen Willen daran gewöhnt, dieses Wort Republik nicht mehr zu hassen, was bis jetzt mein Schreckgespenst war. Er würde mich zum

[1]) Vgl. die Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 201 ff.

Republikaner machen, wenn er mir dafür garantieren könnte, daß er ewig die Geschäfte seines Landes führen werde." Und der Kaiser gab einen Beweis seiner Sympathie für Thiers, indem er von der Kreuzzeitung den Widerruf eines heftigen Artikels verlangen ließ, den dieses Blatt gegen den Präsidenten veröffentlicht hatte. Der Kanzler zeigte dieselbe Aufmerksamkeit wie sein Souverän und schrieb am 5. November 1875 an Manteuffel: „Es liegt im Interesse der deutschen Regierung und in seinen Absichten, Thiers zu ermutigen sein Werk fortzusetzen, ihn moralisch zu unterstützen und in entsprechendem Maße zu seinem Erfolge beizutragen ... Bleiben Sie bei Ihrer Politik, es ist die meine und vom Kaiser bestätigt." So war Thiers dazu gelangt, trotz den Hindernissen und Verlegenheiten aller Art, den Fallen und heimtückischen Unterschiebungen des Grafen von Arnim[1]), den Drohungen der Militärpartei und den inneren oft sehr großen Schwierigkeiten, eine Lage zu verbessern, die außerordentlich schlimm war, und in kurzer Frist die Befreiung des Landes vorzubereiten. Eine besonders schwierige Frage, die es zu lösen galt, war die wegen der Baracken für die deutschen Truppen, wenn sie nach und nach ein Departement räumten, um in ein anderes zu gehen. Thiers zog sich nach einer Anstrengung von drei Monaten unter wahrlich unerhofften Bedingungen aus der Affäre. Seine Korrespondenz hierüber ist äußerst lehrreich und verdient gelesen zu werden. Man sieht darin, was ein Staatsmann kann, der die Leitung der Geschäfte von Grund aus kennt. Das beweist auch wieder einmal, daß die Politik vor allem ausgedehnte Studien und eine ernstliche Praxis erfordert, und wie sehr es zu bedauern ist, daß sie nur zu oft Leichtfertigen, Einfältigen oder Unwissenden anvertraut wird.

Der Graf von Arnim hatte in Nancy mit Saint-Vallier eine Privatunterredung gehabt und soll darin vorausgesagt haben, auf Thiers werde Gambetta folgen, dann die Kommune, dann eine Militärregierung mit dem Grafen von Paris oder dem Sohne Napoleons. Der Kanzler, dem diese Unterredung gemeldet worden war, forderte von seinem Botschafter Erklärungen, der sich dagegen verwahrte, die Wiederher-

[1]) Im September 1871 hatte von Arnim im Echo du Parlament, einer Brüsseler Zeitung die kleine ebenso böswillige wie falsche Nachricht einrücken lassen: „Der Botschafter Deutschlands in Paris soll seine Entlassung eingereicht haben wegen der endgültigen Lösung der Frage um die Kriegsentschädigung. Der Graf von Arnim soll geltend machen, daß der Posten als Botschafter in Paris ihm keine Entschädigung für die Unannehmlichkeiten biete, denen er in seinen Beziehungen zur Pariser Gesellschaft ausgesetzt ist. Wenn seine Entlassung angenommen wird, soll der Posten des Botschafters auf unbestimmte Zeit offen bleiben. Es scheint, daß Fürst Bismarck sehr geneigt ist in Paris nur einen Konsul zu lassen, der die laufenden Geschäfte zu erledigen hätte."

stellung der Monarchie angeraten und Kandidaten für den Thron bezeichnet zu haben. Er habe nur Saint-Vallier, der streng über das Kaiserreich geurteilt habe, gefragt, ob seine früheren intimen Beziehungen zum Hofe der Tuilerien ihm keine Gelegenheit gegeben hätten, sich ein Urteil über den Kaiserlichen Prinzen zu bilden. Man sieht, daß die Annahme einer Wiederherstellung des Kaiserreichs nicht außerhalb der deutschen Betrachtungen lag. Nur wollte Herr von Bismarck nicht, daß man offen davon spräche.

Am 13. November 1872 hatte Thiers in der Nationalversammlung eine Botschaft verlesen, worin er seine Handlungen und die Lage des Landes auseinandersetzte. Er erklärte, daß er nicht aufgehört habe auf die regelmäßige Erledigung der Geschäfte zu achten, auf die strikte Befolgung der Gesetze, auf die Finanzoperationen, die zur Befreiung des Landes führen sollten, auf die Räumung der Departements, die zuerst befreit sein sollten, auf die Neuordnung der Armee, auf die friedliche Leitung der äußeren Angelegenheiten. Er stellte fest, daß das Land mit bewundernswerter Tätigkeit arbeite, und dankte, unter dem Beifall der Versammlung „Gott, dem souveränen Urheber aller Dinge, der die Nationen, die gefehlt, aber an ihm und an sich selbst nicht verzweifelt sind, unterweist, hält und wiederaufrichtet, wenn es ihm gefällt". Nachdem er die schwierigen Fragen, wie die Anleihe vom Juli, die Operationen und den Fortschritt des französischen Handels, den Eingang der Steuern, unsere Budgetquellen und den letzten Handelsvertrag mit England beleuchtet hatte, schildert er unsere Lage so: „Nach dem unglücklichsten Kriege, nach dem schrecklichsten Bürgerkriege, nach dem Zusammensturze eines Thrones, den man für feststehend gehalten hatte, hat Frankreich gesehen, wie alle Nationen sich beeilt haben ihm Kapitalien anzubieten, wie sein Kredit fester steht als je, wie es *acht Milliarden in zwei Jahren bezahlt hat*, wovon der größere Teil ins Ausland gegangen ist, ohne daß im Verkehr eine Stockung eingetreten ist, daß die Banknoten wie Geld angenommen wurden, die Steuern, die doch um ein Drittel erhöht worden sind, eingingen, ohne die Steuerzahler zu ruinieren, das finanzielle Gleichgewicht hergestellt worden ist, oder nahe dabei ist es zu werden, 200 Millionen der Amortisation zugewendet worden sind und der Handel in einem einzigen Jahre um 700 Millionen zugenommen hat. Wem verdanken wir diese Erfolge? Wir verdanken sie einer Ursache, einer einzigen, der energischen Aufrechterhaltung der Ordnung." Er stellte fest und gefiel sich darin zu behaupten, eine Regierungsform, die Republik, beginne etwas Gewohntes zu werden, und wenn sie diesmal durchdringe, dann verdanke sie das der Ordnung.

Und dann sprach er die Worte, die Aufsehen erregten: „Jede

Regierung muß konservativ sein, und keine Gesellschaft kann leben mit einer Regierung, die es nicht ist. Die Republik wird konservativ sein oder sie wird überhaupt nicht existieren." Er erläuterte in beredten Ausdrücken diesen Ausspruch, der die Versammlung tief bewegte; er erinnerte daran, daß das Land Ruhe nötig habe, die allein ihm ermöglichen könne den Verpflichtungen nachzukommen, und beschwor die Abgeordneten, Frankreich das traurige und erniedrigende Schauspiel eines Hin- und Hergehens von der Anarchie zum Despotismus und vom Despotismus zur Anarchie zu ersparen, bei dem es nur Schmach und Schande finde, wobei es kürzlich zwei Provinzen verloren und seine Schuld verdreifacht habe, die Hauptstadt in Feuer aufgegangen sei und Hinschlachtungen stattgefunden haben, die man nicht mehr hätte sehen dürfen. Was ihn anbelange, so gebe er nur eine Republik zu, als die freie Regierung der Nation, die in größter Ordnung, in Ruhe und Sicherheit lebe. Die Republik dürfe nicht die Herrschaft einer Partei sein, „denn die Republik ist ein Widersinn, wenn sie, anstatt die Regierung aller zu sein, nur die Regierung einer Partei ist, welcher es auch sei". Man war bei einem entscheidenden Augenblicke angelangt. Alle fragten sich, welche Form die Versammlung der Republik geben würde, damit sie diese konservative Macht erhielte, ohne die sie nicht bestehen könnte. Es war die Aufgabe der Abgeordneten, diese Form zu wählen. Diese Erklärungen beunruhigten den Grafen von Arnim, dem Herr von Balan am 23. November von Bismarck die Antwort brachte: „Ein monarchisch konstituiertes Frankreich bietet uns größere Gefahren als die sind, die Ew. Exzellenz in dem ansteckenden Einflusse republikanischer Einrichtungen sehen." Langandauernder Beifall hatte die Botschaft Thiers' begrüßt, aber die Rechte protestierte gegen gewisse Ausdrücke, die ihnen eine Zweideutigkeit, ein Mißverständnis zu enthalten schienen[1]).

[1]) In seinen Souvenirs inédits erklärt der Herzog de Broglie, er habe die Botschaft Thiers' mit dem aufrichtigen Wunsche angehört, er möge ein Wort darin finden, das der Natur sei, seinen Plan zu fördern, für den er vom Präsidenten ein gemeinsames Handeln erbitten wollte. Er sagt, seine Hoffnungen seien getäuscht und seine Befürchtungen übertroffen worden; daß die Spaltungen der monarchischen Partei vom Redner mit spöttischer Eindringlichkeit aufgezählt und die Monarchisten als Aufrührer bezeichnet worden seien, wenn sie an die provisorische Republik rührten. Er fügt hinzu, daß der Beifall der Linken dem Ganzen den Charakter einer revolutionären Szene gegeben hätte. Doch erkennt er an, daß seine besten Freunde, die nach dieser Botschaft alles über den Haufen werfen wollten, vier Tage später gekommen seien, ihn um Verzeihung zu bitten, daß sie ihm in seiner Kampagne gegen Thiers nicht folgen könnten. „Man trennte sich, nachdem man nichts anderes getan hatte, als Lärm machen." (Vgl. Discours du Duc de Broglie, Bd. I, S. 39 und 45.)

Auf Antrag des Herrn de Kerdrel wurde in den Bureaus eine Kommission ernannt, um den Entwurf einer Antwort auf die Botschaft vorzubereiten. Thiers nahm das Prinzip dieser Kommission an, indem er erklärte, er füge sich dem Wunsche der Mehrheit; wenn er aber gesprochen hätte, wie er es getan habe, dann habe er geglaubt im Sinne der wirklichen Majorität zu sprechen. Wie er einige Tage später, infolge der Interpellation des Generals Changarnier über die Rede Gambettas in Grenoble, sagt, war er bereit, seinen Platz denen zu überlassen, die einen festeren Charakter, eine wirksamere Handlungsweise als er und eine endgültige Regierung aufweisen könnten, die Frankreich annähme. Er sei nicht nach Bordeaux gegangen, um dort die Gewalt zu suchen, und man könne ihm keinen nennen, dessen Stimme er erbeten hätte. Er habe diese Last auf sich genommen, die mehr als einer sich geweigert habe mit ihm zu teilen. Wer hätte es gewagt, einen Frieden zu schließen, dessen niederdrückendes und grausames Gewicht der Schmerz eines ganzen Lebens sein werde? Wer würde ohne Zögern die Unterdrückung eines schrecklichen Aufstandes, die Schwierigkeiten der Wiederaufrichtung eines ruinierten und zerrütteten Landes auf sich genommen haben? Wenn er daran gedacht habe durch die Versammlung einige Artikel eines organischen Gesetzes machen zu lassen, dessen Frankreich bedürfe, so habe er das in einer wesentlich konservativen Absicht getan, denn es sei besser, dies einer bekannten, als einer unbekannten Versammlung anzuvertrauen.

Als am 29. November 1872 diese Botschaft zur Verhandlung kam, als Antwort auf den Bericht Batbies, der dahin ging, eine Kommission zu ernennen, die den Auftrag haben sollte, einen Gesetzentwurf über die Ministerverantwortlichkeit einzubringen, ließ sich Thiers vernehmen, man müsse sich nicht auf diese eine Frage beschränken, und verlangte, daß dieselbe Kommission sich damit beschäftige, ebenfalls die Befugnisse der öffentlichen Gewalten festzusetzen. Er hielt da eine seiner schönsten Reden, die ich aber hier nur in ganz kurzem Auszuge anführen kann. Der Präsident bestritt der Versammlung ihre souveränen Rechte nicht und erklärte, sie zu respektieren. Man sorge sich um das, was der Berichterstatter die Armee der Unordnung genannt hatte, er hatte sie aber bekämpft und wäre bereit, sie noch einmal zu bekämpfen, denn sein ganzes Leben lang habe er mit Wort und Schrift gegen revolutionäre und anarchistische Doktrinen gekämpft. Es gäbe keinen Punkt in den politischen, moralischen, philosophischen und religiösen Doktrinen, den ein Staatsmann, der würdig sei, seine Nation zu leiten, vorschlagen oder ausführen könnte, den er nicht durch seine Schriften, seine Reden und seine Taten bestätigt habe. Dann kam Thiers auf den Pakt von Bordeaux zu sprechen.

Hatte man in den Augenblicken, wo Frankreich noch in Gefahr war, zu ihm von der Regierungsform gesprochen? Hatte man ihm gesagt: „Wir wollen die Monarchie oder die Republik?" Nein. Er aber habe gesagt: „Es ist nötig, daß eines jeden Meinung frei bleibe", jedoch mit dem Zusatze: „Aber in Wirklichkeit ist es die Republik, und wenn wir sie gut verwalten, wenn wir das Land zu einem besseren Geschicke führen, dann ist es die Republik, die den Nutzen davon haben wird." Konnte man von ihm verlangen schlecht zu regieren, aus Furcht, daß die Republik davon profitiere? Der Glaube keines Menschen war gefesselt, aber man konnte nicht immer in einem provisorischen Zustande bleiben, den das Land schließlich gefährlich finden würde.

Wie hatte man ihn, den künftigen Befreier des Landes, am 17. Februar 1871 genannt: „Chef der ausübenden Gewalt der französischen Republik!" und am 31. August: „Präsident der Republik!" Es war doch also eine Regierungsform da, die durch die Ereignisse gegeben worden war und mit der man rechnen mußte. Was hatte er in seiner Botschaft gesagt? Daß man, ohne die Zukunft des Landes in Fesseln zu legen, die bestehende Regierung aufrichtig auffassen und ihr die Mittel geben müsse, ihre Aufgabe zum Besten Frankreichs auszuführen. Die von ihm verfolgte Politik habe ihm gestattet Ordnung und Wohlstand wieder zurückzubringen. Ob man glaubte, daß er wegen des Ruhmes an der Regierung zu bleiben, seine Ideen verteidigte? „Wenn Sie an meinem Platze wären," ruft er aus, „wenn Sie achtzehn Stunden täglich arbeiteten, wie ich es tue, dann würden Sie sehen, ob ich aus irgendeinem Grunde an der Beibehaltung dieser Macht hängen kann!" Und dann ging er direkt auf die Frage los, die die Versammlung bewegte: „Wenn ich glaubte, es wäre in diesem Augenblicke eine Pflicht, die Monarchie wiederherzustellen, daß es ein Mittel wäre, um unserer Besorgnis ein Ende zu machen; wenn ich sicher wäre, eine Monarchie würde eine Zukunft haben, daß sie von Dauer sein könnte, daß man einig werden könnte, daß eine der drei möglichen Monarchien auf die Unterwerfung der beiden anderen und des großen Teiles des Landes, der sich der Republik zugewandt hat, rechnen könnte ... ich würde schon einen Ausweg finden, wie ich mich zurückziehen könnte, um die gewähren zu lassen, die die Monarchie wieder herstellen wollten." Aber er hielt das nicht für möglich und fügte hinzu: „Ich bin, was man einen Monarchisten nennt, der die Republik aus zwei Gründen praktisch betreibt: weil er sich verpflichtet hat und weil er nichts anderes tun kann ... Da wir also von der Republik nicht loskommen können, füge ich hinzu: nennen wir sie konservativ und suchen wir, daß sie den Titel verdient." Und Thiers schloß seine Rede mit dem Ausspruche, der eine tiefe Wirkung hatte:

„Erlauben Sie mir, mit den Worten zu schließen, die Sie vielleicht verurteilen werden, denen gerechte Männer aber zustimmen werden: Ich schwöre vor Ihnen, vor Gott, daß ich meinem Lande zwei Jahre lang mit unbeschränkter Ergebenheit gedient habe."

Die Versammlung antwortete auf diese Rede durch die Annahme des Antrages Dufaure, der bestimmte, daß eine Kommission von dreißig Mitgliedern, die später die berühmte Dreißiger-Kommission wurde, einen Gesetzentwurf vorlegen sollte, um die Befugnisse der öffentlichen Gewalten und die Ministerverantwortung zu regeln[1]). 372 Stimmen gegen 335 hatten sich für den Antrag ausgesprochen. Bei dem geteilten Zustande der Versammlung mußte Thiers sich mit dieser einfachen Majorität von 37 Stimmen begnügen. Einige Zeit darauf, am 7. Dezember, änderte er sein Ministerium, indem er Herrn Goulard das Innere gab, Herrn de Fourtou die öffentlichen Arbeiten und Herrn Leon Say die Finanzen. „Ich habe ein Zugeständnis gemacht," schrieb er an Saint-Vallier, „das mir nicht schwer geworden ist; denn ich habe eine Wahl getroffen, die ich seit langem im Sinne gehabt hatte, ich habe aber in einem gewissen Maße nachgegeben, damit die schweren Folgen eines Bruches mir nicht zur Last gelegt würden." Dann schrieb er an Gontaut-Biron: „Ich kann Ihnen versichern, daß ich nur aus Pflichtgefühl hier bleibe, denn ich füge mich in ein Leben, bei dem ich keinen Freund sehen und kein Buch öffnen kann, und alles das, um mich zwischen abgeschmackte, wütende Parteien zu werfen, die bereit sind sich gegenseitig umzubringen, wenn ich aufhörte, mich dazwischen zu stellen ... Ihre Partei weiß recht gut, daß die Monarchie heute unmöglich ist, und behauptet sich nicht damit abzugeben sie wiederherzustellen; trotzdem sie das aber gesagt hat, kann sie sich nicht dazu verstehen und bereitet mir alle möglichen Schwierigkeiten, ohne zu bedenken, wie sehr das unseren Geschäften schadet ... Ich bin ein alter Monarchist, der, durch die Verhältnisse gezwungen dazu berufen ist, das Land aus einem schrecklichen

[1]) Diese Kommission, deren Berichterstatter der Herzog de Broglie war, ließ nach langen Debatten am 13. März 1873 einen Gesetzantrag annehmen, der die Beziehungen des Präsidenten der Republik zu der Versammlung regelte, und bestimmte, daß diese Versammlung nicht eher auseinandergehen sollte, bis sie über die Organisation der gesetzgebenden und ausübenden Gewalten, die Errichtung und Befugnisse einer zweiten Kammer und das Wahlgesetz entschieden hätte. „Ich habe selten eine undankbarere Aufgabe gehabt", gesteht der Herzog de Broglie in seinen Souvenirs inédits ... „Unser Vorschlag, der nicht besonders gut aufgebaut war, bot dem Widerspruche viele Seiten dar. Ich hatte nach besten Kräften die Schwächen in einem Berichte zu verdecken gesucht, der ein recht diplomatisches Gewebe war. Bei der Verhandlung traten die Schwächen und Widersprüche hervor, und wir bekamen von der äußersten Rechten den Vorwurf, die Republik geschaffen zu haben, und von der äußersten Linken den Spott, nicht zu wagen sie bei ihrem Namen zu nennen."

Schiffbruche zu retten, und nun verstanden hat, Partei zu ergreifen, und da man entweder das eine oder das andere ganz sein muß, wenn man regiert, die Republik für ernst genommen hat und freiweg mit ihr regiert. Ich bin nicht erstaunt darüber, daß Herr von Bismarck meine Lage besser begreift als andere, denn sie hat viel Ähnlichkeit mit der seinen, doch hat er Vorteile, die ich nicht habe. Er hat einen Sieg hinter sich und ich eine Niederlage, und alles ist hundertmal schwieriger für mich als für ihn. Da ich aber sehr viel an die Nachwelt denke, die in meinem Alter die einzige Zukunft ist, hoffe ich, daß sie mir die Schwierigkeiten anrechnet und das Gute, das ich tue, besser würdigt als meine Zeitgenossen."

Wenn man die Korrespondenz Thiers' mit Saint-Vallier und Gontaut-Biron aufmerksam liest, begreift man die Klagen, die er oft in der Versammlung laut werden ließ. Ja, seit dem Vertrage vom 6. Juli war seine Lage äußerst peinlich, und man fragte sich mit großer Überraschung, wie ein Mann von 75 Jahren diesen Schwierigkeiten entgegentreten konnte, alle den Scherereien, den Sorgen, den Gefahren selbst, die noch aus der Okkupation hervorgingen, und den tausend und abertausend Schwierigkeiten im Innern. Einen Augenblick von der parlamentarischen Krise erlöst, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Frage, die ihm vor allen anderen am Herzen lag: Die Befreiung des Landes. Er zeigte, trotz dem recht natürlichen Wunsche, bald damit zu Ende zu kommen, keine Ungeduld. Die Klugheit, mit der er seine Finanzoperationen betrieb, vermochte es, daß so ungeheure Werte ins Ausland gehen konnten, ohne daß auch nur der Gedanke an eine Geldkrise auftauchte. Die vierte Milliarde wurde im April 1873 bezahlt und für die fünfte und letzte hatte er den Wert in der Kasse, und es blieben nur die unvermeidlichen Verzögerungen, die durch die Überweisung hervorgebracht wurden. „Aber wir brauchen keine finanziellen Garantien", sagte er mit Stolz. Das setzte die preußischen Bankiers in Erstaunen, und besonders Bleichröder, der uns aufforderte nicht mit so großer Eile zu bezahlen, unter dem mitleidigen Vorwande, uns finanzielle Schwierigkeiten zu ersparen. Thiers lächelte, denn er wußte, daß Bleichröder mit den Rothschilds in Frankreich bedeutende Geschäfte machte und fürchtete, sie durch zu große und häufige Bankoperationen in eine Krise verwickelt zu sehen. Der Präsident fand aber mit Recht, daß die Interessen der Franzosen wichtiger seien als die der preußischen Bankiers. Er wußte auch, daß die Deutschen bedauerten, das Ende der Okkupation schneller herankommen zu sehen, als sie berechnet hatten, und darüber freute er sich. Es war dies die einzige Genugtuung, die ihm die Gewalt bot.

Die Intrigen des Grafen von Arnim dauerten fort, obwohl er dem Kanzler verdächtig geworden war. Er verharrte dabei, zur Bei-

behaltung der Okkupation zu raten, um eine revolutionäre Bewegung zu verhinden, die den Nachbarn Frankreichs und dem Frieden Europas gefährlich werden könnte. Bismarck wollte aber, daß Thiers Präsident bliebe; denn er war der Ansicht, daß seine Gegenwart die vollständige Bezahlung der Kriegsentschädigung garantiere, und das war ihm das Wesentlichste. „Wenn Männer einer anderen Kategorie ans Ruder kommen," sagte er, „fürchte ich, daß Deutschland von neuem das Schwert ziehen muß[1])." Gontaut-Biron hatte viel zu tun, um den deutschen Kaiser zu beruhigen, der immerfort von Arnim beunruhigt wurde, und er klagte darüber, daß er die Beteuerung, daß Ordnung und Frieden herrsche, immer wieder machen müsse. Er richtete sich aber bald wieder auf und schrieb Thiers: „Niemand fühlt mehr als Sie diese Schmerzen. Ihr Mut gibt auch mir Mut." Der Präsident hatte aber gehört, wenn die Deutschen bezahlt seien, würden sie diesen Vorwand ergreifen, um Belfort zu behalten und uns mit Krieg überziehen. Er wagte eine solche Infamie nicht zuzugeben. „Aber," sagte er traurig und ironisch zu Gontaut-Biron, „es geht mir wie Fontenelle, den man fragte, ob er an Gespenster glaubte, und antwortete, er glaube nicht daran, fürchte sich aber davor." Er wußte, daß der Kanzler immer bereit war, von einer korrekten Haltung zu Drohungen überzugehen: „Wir haben den Krieg nicht gewollt," schrieb Bismarck am 2. Februar an Arnim, „wir sind aber immer bereit, ihn wieder anzufangen, wenn dunkelhafte Handlungen Frankreichs uns dazu zwingen ... Oderint, dum metuant!"

Am 1. März schrieb unser Botschafter an Thiers, der Kanzler hoffe die Zustimmung des Kaisers zur völligen Räumung zu erlangen, mit Ausnahme von Belfort, das besetzt bleiben solle, bis die letzte Milliarde bezahlt sei. Das war der schwarze Punkt, und Thiers hatte recht, sich darum zu kümmern. Dieser unerwartete Vorbehalt beunruhigte ihn. Das schon sowieso schwierige Einvernehmen mit der Nationalversammlung würde sicher darunter leiden, und das Publikum würde darin ein unberechtigtes Mißtrauen sehen. Sollte es da nicht besser sein, die Verhandlungen abzubrechen und die Okkupation der beiden letzten Departements bis zur völligen Bezahlung zu ertragen? ... Man hatte wohl das Ehrenwort des Generals von Manteuffel, daß Belfort zurückgegeben werden würde. Ohne Zweifel verwahrte sich Fürst Bismarck gegen den geringsten Hintergedanken; denn es war, wie er sagte, nur eine Genugtuung für den Reichstag und für den Kaiser, als provisorische Sicherheitsmaßregel. Bleichröder und von Arnim gaben auch ihr Ehrenwort, aber so viele Schwüre machten Thiers nicht sicher. Er war schließlich

[1]) Der Prozeß Arnim, 20. Dezember 1872.

mit der Dreißiger-Kommission zu einem Einverständnisse gekommen, und konnte nun die unerwartete Forderung Deutschlands dieses Einverständnis nicht kompromittieren?

Der Präsident fordert also Gontaut-Biron auf, die Zurücknahme dieser Forderung zu erstreben. „Sie können es nehmen oder lassen!" antwortete Bismarck hart. Thiers schwört, es werde nach der Räumung alles in größter Ordnung zugehen, und er hält es für ausgeschlossen, daß Unruhen entstehen. Das ist aber vergebliches Reden. „Es gibt in Paris alte Weiber, die recht bekannt sind, und schreckliche Sachen nach Berlin berichten, deren Tragweite sie nicht berechnen können, und man ist schwach genug, ihnen Glauben zu schenken. Und die bevorstehende Übernahme der Regierung durch Gambetta ist nicht wahrscheinlicher, als die Ledru-Rollins." Plötzlich bietet Bismarck auf Manteuffels Vorschlag an, Toul oder Verdun an Stelle von Belfort als letzten Besatzungspunkt zu nehmen. Der Präsident antwortet sofort, daß er Verdun annimmt und bereit ist zu unterschreiben. Man muß diese eiligen, eifrigen, patriotischen Depeschen lesen, die ich nur erwähnen zu können bedaure. Am 15. März unterzeichnet Gontaut-Biron mit Bismarck um fünf Uhr abends den Vertrag der definitiven Räumung, trotz den Hindernissen, die von Arnim dem in den Weg zu legen sucht. Am folgenden Tage sagte der Kaiser zu unserem Botschafter: „Sie haben in meiner Rede zum Reichstage sehen können, welches Vertrauen mir alles einflößt, was Sie in Frankreich tun. Es ist wahrlich wunderbar, die Schuld im Jahre 1873 bezahlen zu können, die Sie erst 1875 vollständig zu bezahlen gehabt hätten. Eine so prompte Befreiung konnte man unmöglich voraussehen. Was hat Ihr Land für Hilfsquellen!" Es ist erlaubt anzunehmen, daß Wilhelm I. sich daran erinnerte, mit welcher Schwierigkeit und mit welchen Sorgen Preußen nach Jena zu tun gehabt hat, um die Entschädigung von 108 Millionen (Talern), die ihm Napoleon I. auferlegt hatte, zu bezahlen[1]).

Am 17. März meldete Herr de Remusat der Versammlung, die ihm Beifall zollte, die Unterzeichnung des Vertrages sei erfolgt, durch den die endgültige Räumung des Gebietes für die Mitte des Septembers gesichert sei. Leider ging es nicht ganz ohne Schwierigkeiten ab, sich darüber zu einigen, Thiers den Dank auszusprechen, den zwei lange Jahre schwerer und patriotischer Bemühungen verdient hatten, und nach einer Verhandlung, die mir damals recht peinlich schien, einigte man sich zu sagen, daß die Versammlung, glücklich darüber, einen wesentlichen Teil ihrer Aufgabe erledigt zu haben, ihre und des Landes Danksagungen an Herrn

---

[1]) Man vergleiche die flehenden Briefe, die Friedrich Wilhelm III. an Alexander geschrieben hat. (Briefwechsel herausgegeben von P. Bailleu, Leipzig, 1900.)

Thiers und die Regierung richteten. Der ehrenwerte Herr Wallon ließ noch diesen Zusatz hinzufügen, der nur die reine Wahrheit enthielt: „Und erklärt, daß Herr Thiers sich ums Vaterland wohlverdient gemacht hat." Der Graf Rampon beantragte darauf, man möge die Sitzung aufheben, um dem Bureau zu gestatten, dem Präsidenten der Republik den Entschluß mitzuteilen, der soeben gefaßt worden sei. Die Versammlung lehnte es aber ab, die Sitzung aufzuheben, und begnügte sich damit, eine Abordnung zum Präsidenten zu schicken. Und in diesem Augenblicke hörte ich auf der äußersten Rechten eine scharfe Stimme: „Das sind nun schon dreiviertel Stunde Apotheose ... Das ist reichlich genug!" Als ein Mann, der die Menschen kennt, zeigte Thiers keine schlechte Laune über eine so geringfügige und so wenig freiwillige Kundgebung. Er antwortete der Abordnung des Bureaus, für alle seine Anstrengungen sei der beste Dank das Vertrauen des Volkes und der Versammlung, die es verträte.

Die Wahl vom 27. April, bei der das Seinedepartement Barodet mit 180000 Stimmen Remusat vorzog, der nur 135000 erhielt, war für Thiers ein gefährlicher Schlag. Sie schien die Mißbilligung seiner eifrigsten Bemühungen, da der Minister des Auswärtigen, der an dem Vertrage der Befreiung so eifrig mitgewirkt hatte, dadurch zurückgewiesen wurde. Sie drängte die wegen der Fortschritte der Radikalen beunruhigten und die unentschiedenen Volksvertreter zur Rechten. Sie sollte eine sehr schwere Krise hervorrufen, die aus einer ministeriellen fast sofort eine Präsidentschaftskrise wurde[1]). „Der Urteilsspruch der Versammlung", sagt Thiers am Anfang seiner Rede am 24. Mai, „wird nur für mich allein sein, und für mich nehme ich ihn an." Er verteidigte energisch seine Politik und machte darauf aufmerksam, es sei vernünftiger und patriotischer noch fünf Wochen zu warten, ehe man ihn stürze, denn der Fremde müsse zu der Zeit den vaterländischen Boden verlassen. Auf den Vorwurf, die Monarchie nicht wiederhergestellt zu haben, ant-

[1]) „Sollte die Undankbarkeit, mit der die Republik sein Entgegenkommen belohnte, ihn nicht plötzlich wieder zurückstoßen und ihn seinen Platz an der Spitze der monarchischen Partei wieder einnehmen lassen, wodurch der Republik die mächtige Hilfe genommen wurde, die er ihr hatte zuteil werden lassen, und er ihr das ganze Terrain wieder entzog, das er für sie gewonnen hatte? Die Ungewißheit dauerte nicht lange. Wir erfuhren in der Tat bald, daß Thiers, nachdem der erste Augenblick der Enttäuschung vorüber war, von neuem den Schmeicheleien der republikanischen Partei sein Ohr geliehen hatte." (Souvenirs inédits du duc de Broglie.) Darauf war denn der Sturz des Präsidenten eine beschlossene Sache, wobei alle die mithalfen, die die Republik aus Resignation angenommen hatten, und von Thiers eine entschlossene Politik und die öffentliche Verleugnung einer jeden, auch nur scheinbaren Verbindung mit den Radikalen verlangten.

wortete er fein: „Es war nur ein Thron da, und darauf kann man nicht zu dreien sitzen." Er sah schon die Schwierigkeiten voraus, die es der Fusion unmöglich machten, den erwarteten Erfolg zu haben, und die hartnäckige Weigerung des Grafen Chambord, der seine weiße Fahne der Trikolore nicht opfern wollte. Einige Aufgeregte sprachen von einer Diktatur. Thiers forderte seine Kollegen auf, sich davor in acht zu nehmen, „denn wenn uns die Diktatur eines großen Mannes ins Verderben gebracht hat, dann tut das die der Kleinen nicht weniger, und mit ihnen ist weniger Ehre zu holen." Trotz seiner geschickten und mächtigen Verteidigung wurde die Tagesordnung Ernoul, die ein Mißtrauensvotum enthielt, mit 360 gegen 344 Stimmen, und seine Abdankung mit 362 gegen 331 Stimmen angenommen. Der Marschall de Mac Mahon wurde mit 390 von 392 abgegebenen Stimmen zum Präsidenten erwählt.

Der Graf von Arnim sagte in seinem Berichte vom 27. Mai an den Kanzler, Thiers solle am Tage vorher gesagt haben: „Ich werde noch mit all den Einfaltspinseln fertig"; er glaubte, er selbst habe noch an seinem Sturze gezweifelt, denn er habe, wenn er in einigen Personenfragen nachgegeben hätte, die Krise bis zur vollständigen Räumung des Landes hinziehen können. Und, nun auf einmal gerecht geworden, fügte der Botschafter hinzu: „Man hätte ihm das zugestehen sollen. Die Stellung, die er vom ersten Tage an uns gegenüber angenommen hat, die Entschlossenheit, mit der dieser kleine mutige Greis die Lage aufgefaßt hat, die ohne Ausgang schien, und das Werk angefaßt hat, das ihm am Anfange selbst vergeblich schien, der Stolz, den er darein gesetzt hat, seine eingegangenen Verpflichtungen aufs genaueste zu erfüllen, die kluge Liebenswürdigkeit, mit der er jedes Gefühl des Hasses unterdrückte und den augenblicklichen Frieden zwischen zwei Nationen lebensfähig machen wollte, alles das sind ernste Eigenschaften, die groß und edel sind und viel schwerer wiegen, als die kleinen Kunstgriffe, die das Volk an ihm bewundert." In seiner Botschaft als Antwort auf die Abstimmung, deren Gegenstand er gewesen war, erklärte der Marschall, er werde der gewissenhafte Ausführer der Beschlüsse der Nationalversammlung sein und auf sie und auf das Land zählen, deren Unterstützung seine hauptsächliche Macht sein werde, „dieser Macht, die bei den geschickten und patriotischen Verhandlungen dem Mann zu Hilfe gekommen ist, den ich hier ersetze, und von dem Sie eine Meinungsverschiedenheit über die innere Politik, die ich bedaure, getrennt hat." Der neue Präsident sollte die Genugtuung haben zu sehen, wie das Werk des Mannes vollendet wurde, dessen Lob er soeben gesungen hatte.

Am 16. September 1873 um 9 Uhr morgens verließ das letzte deutsche Bataillon das letzte französische Dorf. Das Land war befreit! Ein

Schauer der Freude überlief ganz Frankreich, und der Gedanke aller richtete sich auf den glühenden Patrioten, den so viele Departements am 8. Februar 1871 freiwillig erwählt hatten, als Vergeltung für seine mutigen und unermüdlichen Bemühungen. Wie hätte das Land den vergessen können, der im Jahre 1840 den Gedanken gefaßt hatte, Paris zu befestigen, das nur der Hunger hatte zur Übergabe zwingen können, der im Jahre 1870 den Gesetzgebenden Körper den verderblichen Strömungen entziehen wollte, aus denen soviel Unglück hervorgegangen ist, und der bei Völkern und Königen die Interessen der Zivilisation verteidigt hatte, als er um jeden Preis versuchte, uns die Sympathien Europas zurückzugewinnen?

Thiers war von der Regierung zurückgetreten, nachdem er die peinlichste und gefährlichste Aufgabe erfüllt hatte, die je einem Staatsmanne auferlegt worden ist. Er hatte versprochen Frieden zu schließen, unser Gebiet vom Feinde zu befreien, der es aussog, aus den fremden Gefängnissen unsere unglücklichen Offiziere und Soldaten zurückzurufen, die Wahlen der aufgelösten Gemeinderäte wieder vornehmen zu lassen, fähige und ehrenhafte Agenten zu ernennen, die zerrüttete Verwaltung wiedereinzurichten, den Kredit und die Finanzen wieder aufzurichten, die Wege, die Brücken und Kanäle wiederherzustellen, die durch den feindlichen Einmarsch verursachten Schäden wieder auszubessern und endlich die Arbeit, den Handel, den Ackerbau und die Industrie wieder aufleben zu lassen. Er hatte sein Versprechen gehalten. In zwei Jahren hatte er mit der Unterstützung der Versammlung einen schrecklichen Aufstand überwältigt und „die edle Verwundete, die sich Frankreich nennt", vom Boden aufgehoben, wohin sie gefallen war, ihre Wunden verbunden und ihr Leben und ihr Wohlergehen gesichert. Trotz seinem großen Alter, trotz der Ermüdung eines langen Lebens, trotz den Schwierigkeiten, Hindernissen und Gefahren aller Art, hatte er seine schwere Arbeit vollbracht.

Heute, wo sich die Leidenschaften beruhigt haben und die Geschichte ihr Urteil mit Parteilosigkeit abgeben kann, ist es erlaubt, dem volle Achtung zu erzeigen, der wirklich den geheiligten Boden des Vaterlandes befreit hat, und dem wir diese teure Reliquie, diesen letzten Fetzen des elsässischen Bodens, dieses heldenmütige Belfort verdanken, dessen bewundernswerte Verteidigung in dem herrlichen Löwen so edel verkörpert ist, den Bartholdi am Fuße der unbesiegten Zitadelle ausgehauen hat, als ewiges Andenken und unvergängliche Ermutigung für die Franzosen von heute und die Franzosen von morgen.

Man hat Thiers wohl politische Fehler in seiner inneren Verwaltung und einige Schwäche gegenüber gewissen bedauernswerten Kund-

gebungen vorwerfen können, aber diese Lappalien verlieren sich in dem gigantischen Werke, das im Februar 1871 unmöglich schien und das Frankreich sich selbst wiedergegeben hat, indem er mit den schlimmsten Forderungen fertig wurde und eine Buße von fünf Milliarden zahlte, deren bloße Erwähnung schon bei allen einen ungeheuren Schauer hervorrief. Thiers verdient es also, daß man ihm das Lob spendet, das er für jeden seiner Kollegen wünschte, als sie mit ihm die Rettung Frankreichs versuchten: „Wenn er auch nur ein Jahr, nur sechs Monate an einer solchen Aufgabe gearbeitet hat, dann kann er mit erhobenem Haupte und befriedigtem Gewissen in den Schoß des Vaterlandes zurückgehen!" Die edle Stadt Nancy hat die Gefühle der Dankbarkeit des ganzen Frankreichs zum Ausdrucke gebracht, indem sie an den Fuß des Denkmals für Thiers die vier Worte schrieb, die seine unsterbliche Aufgabe zusammenfassen: „Dem Befreier des Landes."

Es war eine bemerkenswerte Sitzung, die vom 16. Juni 1877, in der Herr de Fourtou, der Minister des Innern, die Politik des 16. Mai erklärte und von der Nationalversammlung sprach, indem er daran erinnerte, was sie für die Beruhigung und Befreiung Frankreichs getan hatte. In diesem Augenblicke erhoben sich alle Mitglieder der Linken wie ein Mann und riefen gegen Thiers gewandt, der an einem Gange zwischen den Sitzreihen saß: „Da ist der Befreier des Landes!" Dieser enthusiastische Ausbruch wurde von Beifallsrufen und einem Donner von Beifallsklatschen begleitet, den ich noch zu hören glaube. Als sich die Erregung, die durch diesen unerwarteten Zwischenfall entstanden war, gelegt hatte, fuhr Herr Fourtou fort: „Ich will dem berühmten Staatsmanne, der da vor mir ist, und den niemand mehr achtet als ich, die Ehre und den Ruhm nicht nehmen, die ihm zukommen, aber er selbst wird sie nicht für sich allein beanspruchen." Worauf Gambetta die berechtigten Worte erwiderte: „Was er nicht tun kann, wird die Geschichte tun."

Während nun das so mühsame Werk der Wiederherstellung der Kräfte Frankreichs und der Befreiung des Landes vor sich ging, was tat da die kaiserliche Partei? Die Handlungen des Präsidenten der Republik, der seine Pflichten ernst nahm, und die Beschlüsse einer Versammlung, die entschlossen war, das Land wieder aufzurichten und ihre Souveränität zu bestätigen, hatten sie zunächst verwirrt. Nach und nach aber kam sie etwas mehr zu sich und versuchte auf die Vergangenheit zurückzukommen, die Ursachen des Krieges auf Preußen allein zu schieben und die Verantwortung für die Niederlage der republikanischen Partei zuzuschreiben, die dem Kaiserreiche alle Hilfsmittel verweigert habe, deren dringende Notwendigkeit es betont habe, und dann suchte sie sich in geschickter

Weise der royalistischen Rechten zu nähern, indem sie gegen Thiers arbeitete.

Bei der Beerdigung des Abgeordneten Conti, am 16. Februar 1872, schien eine ungeheure Menschenmenge, worunter die Hauptpersonen des Kaiserreiches, zu zeigen, daß Paris der Vergangenheit etwas Treue bewahrt hätte. Am 15. August fanden bonapartistische Kundgebungen statt, dann am 24. August an der Augustinskirche und in den Departements Eure und Seine inférieure. Es ging einen Augenblick das Gerücht, zwischen der legitimistischen und der bonapartistischen Partei könne eine Art Vereinigung stattfinden. Louis Veuillot riet, wie es scheint, dem Grafen Chambord, den kaiserlichen Prinzen zu adoptieren. Dieser Gedanke scheint heute recht sonderbar, jedoch hat er viele Köpfe beschäftigt. Die Regierung ergriff energische Maßregeln gegen die Umtriebe der imperialistischen Partei und strafte den Gaulois und den Avenir, die am meisten Propaganda machten. Jedoch schien es Napoleon III. nicht sehr eilig zu haben nach Frankreich zurückzukehren, er beschränkte sich darauf zu sagen, seine Haltung in religiösen Sachen solle keine Veranlassung zu irgendeinem Tadel mehr geben. Er bekannte, in dieser Beziehung früher schwach gewesen zu sein und geschwankt zu haben. Er desavouierte öffentlich den Prinzen Napoleon, der in Preußen und in Italien zu intrigieren fortfuhr und überall erklärte, sein Vetter sei entschlossen, die Sache des Papstes aufzugeben; der Kaiser war erstaunt darüber, ihn ohne ausdrücklichen Auftrag handeln zu sehen. Darauf triumphierte die bonapartistische Partei laut in dem Prozesse, in dem der General Trochu zu seiner schmerzlichen Überraschung den Redakteur August Vitu vom Figaro, den er gerechterweise angeklagt hatte ihn verleumdet zu haben, durch die Pariser Geschworenen freigesprochen werden sah. Trotz alledem schrieb Napoleon entmutigt an die Gräfin Mercy-Argenteau: „Ich will nicht von Politik mit Ihnen sprechen, denn es ist traurig zu sehen, was vorgeht. Doch gibt es ergebene Leute, die einen die Undankbarkeit der einen und die Bosheit der anderen vergessen lassen."

Am 9. September desselben Jahres drückte er seine Entmutigung so aus: „Die Zukunft erscheint mir immer noch dunkel. Wolken bedecken den Horizont, und man sieht keinen blauen Himmel." Die niederschmetternde Entgegnung, die der Herzog d'Audiffret-Pasquier am 22. Mai 1872 Rouher machte, hatte ihn erregt und besonders die Stelle, wo der Redner dem früheren Senatspräsidenten seine unvorsichtigen Worte vorwarf, als er gesagt hatte: „Dank Ihren Bemühungen, Sire, ist Frankreich bereit!" und ausrief: „Und Sie glauben, Sie, der mich zwingt, die Verantwortungen zu spezifizieren, Sie hätten

keine? Haben Sie sich denn im Exil, wohin Sie sich geflüchtet hatten, nicht sagen lassen, wie schwer die Stunden für uns gewesen sind, als wir sahen, daß der Boden des Landes von Preußen überschwemmt war? Rochen Sie denn nicht den Rauch unserer brennenden Hütten? Wußten Sie nicht, daß man uns jede Viertelstunde den Tod eines der Unseren, der glorreich gefallen war, meldete? Sie haben sich das nicht genug sagen lassen! Glauben Sie nur nicht, daß es genügt zu erklären, wie Sie das für die Expedition nach Meriko getan haben, woran Sie so leichtfertig erinnert haben: ‚Das ist das Geheimnis der Vorsehung, die unsere Pläne nicht immer respektiert' ... Nein, das genügt nicht! Ich sage Ihnen, ich, daß es trotz der Kaltblütigkeit aller Ihrer leichtfertigen Leute eine Stunde gegeben hat, wo Sie die Stimme gehört haben müssen, die rief: Vare, legiones redde! Gebt uns unsere Legionen zurück! Gebt uns den Ruhm unserer Väter zurück! Gebt uns unsere Provinzen zurück!..." Die gegen die Nachlässigkeit des Kaiserreichs bei den Vorbereitungen zum Kriege gerichteten Anklagen und die Bestimmung, daß diese Rede Audiffret-Pasquiers in allen Gemeinden Frankreichs angeschlagen werden solle, hatten auf den Kaiser einen tiefen Eindruck gemacht, der durch die ungenügende Antwort Rouhers noch vergrößert worden war. Der Bericht der Untersuchungskommission endlich über die Kapitulation von Sedan hatte ihn sehr aufgebracht. Er glaubte an einen jeden der Generäle, die an der Schlacht teilgenommen hatten, folgenden Brief richten zu müssen:

„Verantwortlich vor dem Lande durch die Verfassung des Kaiserreiches, nehme ich nur das Urteil an, das die regelrecht befragte Nation abgeben wird. So brauche ich auch den Bericht der Untersuchungskommission über die Kapitulation von Sedan nicht zu würdigen. Ich beschränke mich darauf, den wichtigsten Zeugen dieser Katastrophe die kritische Lage ins Gedächtnis zu rufen, in der wir uns befanden. Die vom Herzog von Magenta befehligte Armee hat in edler Weise ihre Pflicht getan. Sie hat heldenmütig gegen einen an Zahl zweifach überlegenen Feind gekämpft. Als sie unter die Mauern der Stadt und in die Stadt selbst gedrängt wurde, bedeckten vierzehntausend Tote und Verwundete das Schlachtfeld, auf dem ich sie habe kämpfen sehen. Die Partie war verzweifelt. Die Ehre der Armee war gerettet durch die Tapferkeit, die sie gezeigt hatte, und da habe ich mein Recht als Souverän ausgeübt, als ich Befehl gab die Parlamentärsflagge zu hissen, und ich übernehme für diese Tat die ganze Verantwortung. Das Abschlachten weiterer sechzigtausend Soldaten konnte Frankreich nicht retten; das große Opfer der Führer und der Soldaten wäre unnütz gewesen. Wir haben daher einer grausamen, aber unerbittlichen Notwendigkeit gehorcht.

Sie hat mein Herz gebrochen, aber mein Gewissen ruhig gelassen. Glauben Sie, General, an meine besten Gefühle für Sie.

Napoleon[1])."

Nun erzählt aber zu derselben Zeit Fidus (Herr Loudun), daß der General Pajol, der in Chislehurst gewesen war, behauptet habe, Napoleon habe Vertrauen zu der Zukunft gehabt. Der General glaubte, der Kaiser könne, auf die Offiziere gestützt, die ihrem Eide treu wären, über Lyon nach Frankreich zurückkehren, mit der sympathischen Unterstützung Englands, Rußlands und Österreichs. Pajol wäre einige Monate später in Arras gewesen und hätte sogar den dort kommandierenden General aufgefordert, sich bereit zu halten. Was ist an diesen Angaben Wahres? Das wird man nicht genau feststellen können; man kann aber sagen, daß die Partei fortfuhr zu konspirieren. Die Bonapartisten ließen im November 1872 verbreiten, der Zar habe öffentlich einem französischen Generale erklärt, es sei kein anderer Souverän möglich als der Kaiser. Am 4. Dezember ging Loudun nach England, um Napoleon zu sehen, dem er sagte, nur er allein könne Frankreich aus der Anarchie retten, mit der es, seiner Aussage nach, rang. Er setzte ihm einen herrlichen Plan auseinander: die Konstitution von 1852 verstärkt, der Unterricht freier, christlicher, der demagogische Haufen von Paris entfernt, Algier besser kolonisiert, die Armee an Zahl verringert, aber in besseren Stand gesetzt, Elsaß-Lothringen zurückgekauft, die Organisation der Provinz verbessert, das allgemeine Stimmrecht in zwei Klassen geteilt, die obligatorische Stimmabgabe. Alles das gab der Kaiser zu, und Napoleon III. versprach an die Wiederherstellung der zeitlichen Macht zu denken, aber wenn die Zeit dazu gekommen sei. Er sagte, er sei bereit den Augenblick zu ergreifen, um wieder aufzutreten, wenn die anarchistischen Leidenschaften zu Gewalttätigkeiten Veranlassung gäben. Dann würde er kommen, um dem Lande den Frieden und die Ordnung wiederzugeben. Aber er wolle nur durch seine eigenen Mittel wiederkommen und die Unterstützung Rußlands und Österreichs zurückweisen; denn Frankreich würde nicht gestatten, daß das Ausland sich von neuem, und sei es auch in der besten Absicht in seine inneren Angelegenheiten mische.

Am 23. Dezember war Mels-Cohn, der Vertraute von Wilhelmshöhe, zum Kaiser nach Camden-House gekommen. Er fand ihn sehr müde, aber doch noch an die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches, als an eine historische Notwendigkeit glaubend. Er dachte keineswegs an

[1]) Archives diplomatiques 1871—1873. — Man vergleiche diesen Brief mit dem Berichte Napoleons, den er in Verviers dem General Chazal gegeben hat, und mit der Broschüre des Kaisers Sur les causes de la Capitulation de Sedan. (Bd. I, Kap. VIII.)

Komplotte und wollte um jeden Preis Pronunziamentos vermeiden. Es widerstrebte ihm, nochmals Gewaltmittel anzuwenden. Doch war mehr als einer seiner Ratgeber der Ansicht, da zugreifen zu müssen, wenn es notwendig wäre. Die kaiserliche Partei war zu der Zeit geteilt in Diplomaten und Ungeduldige. Diese hätten vielleicht über die Mäßigung der Diplomaten die Oberhand bekommen, als es wie ein Blitzstrahl einschlug.

Am 9. Januar 1873 starb Napoleon III. in Chislehurst. Nach der ersten Aufregung über dieses plötzliche Ende wandten sich die Hoffnungen der Partei sogleich dem einzigen Sohne des Kaisers zu, dem Prinzen Eugen Louis Napoleon. Als tüchtiger Schüler der königlichen Akademie zu Woolwich hatte er es vorgezogen auf die Genieabteilung zu verzichten, um in die Artillerie einzutreten, die bevorzugteste Waffe der Bonapartes. Ohne in den aktiven Dienst der englischen Armee aufgenommen zu sein, nahm er an den Übungen seiner Kameraden als einfacher Batterieleutnant teil. Als er das Alter erreichte, wo er sich in Frankreich stellen mußte, ließ er sich bei der Ziehung im ersten Arrondissement durch den Prinzen Murat vertreten, indem er so seinen Wunsch bekundete, Frankreich unter der Trikolore zu verteidigen, „denn Frankreich", sagte er leidenschaftlich, „ist der Zweck meines Lebens, meine Lebensaufgabe ist ihm zu dienen".

Am 24. März 1873 hatte Thiers, infolge der Abstimmung über den Antrag Ernoul, wie man oben gesehen hat, bei 360 gegen 344 Stimmen die Präsidentschaft der Republik aufgeben müssen, und die imperialistische Partei, die glaubte, der Marschall de Mac Mahon werde als Präsident die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches begünstigen, war über dieses Ereignis sehr erfreut. „Der phantastische Wind", schrieb der Graf von Arnim dem Fürsten Bismarck, „weht von Süden her, von der Seite des Kaiserreichs. Die Meinung, die auch in Europa um sich greift, ist, daß der Fall der Republik Thiers' nur ein Vorspiel irgendeiner monarchischen Restauration ist. Ich teile diese Ansicht keineswegs. Ich glaube vielmehr, daß unter den gegenwärtigen Umständen die Republik mehr Aussicht auf Bestand hat, als bisher." Arnim dachte aber, daß die so gewonnene Zeit der imperialistischen Partei zugute käme. Er sagte, sie habe ihre Vertreter sogar im Ministerium. „Sie bemächtigen sich immer mehr der inneren Verwaltung und sind eher geeignet, die Armee mit fortzureißen als die Royalisten. Sie sind also vollständig imstande, die Umtriebe lahm zu legen, die den Zweck haben, sie beiseite zu schieben. Wenn die neuen Wahlen unter dieser Regierung stattfinden, werden sie ein starkes bonapartistisches Kontingent in die Kammer bringen. Ihnen hat die eingetretene Änderung am meisten

genützt, und sie können mehr als alle anderen in Ruhe abwarten, daß die Lage ihnen günstig wird[1])." Der Herzog de Broglie, der die Verschmelzungen der royalistischen Parteien anstrebte, machte den Anhängern des Kaiserlichen Prinzen eine entschlossene Opposition. Aber die Fusion scheiterte im Oktober, zum Schmerze der Orleanisten und zur großen Freude Rouhers und des Komitees des Aufrufs an das Volk.

„Nach unserem Unglück beiseite geschoben," schreibt der Vicomte de Meaur in seinen Souvenirs politiques, „faßten die Bonapartisten wieder Mut, je mehr die Konservativen sich um die Zukunft beunruhigten. Sie traten wieder ins öffentliche Leben ein, ohne Vertrauen zu den freien Einrichtungen, und weit entfernt unsere Macht zu fürchten, fanden sie, daß wir sie nicht genügend benutzten ... Die hauptsächlichste Verlegenheit, die sie uns bereiteten, kam von ihrem übergroßen Eifer. An willkürliche Maßregeln gewöhnt, warfen sie uns vor, keine zu ergreifen. Da wir eine parlamentarische Vergangenheit hatten, zweifelten sie an unserer Energie; weil unser Führer zu schreiben und zu sprechen verstand, hielten sie ihn für unfähig zu handeln, und dieses Mißtrauen verbreitete sich weit über ihre Reihen hinaus bis unter die braven Leute, die immer bereit sind einen Retter zu fordern, da es ihnen schwer fällt, selbst an ihrem Heile zu arbeiten." Der Vicomte de Meaur stellt fest, daß das rechte Zentrum der Nationalversammlung sich über die wachsende Kühnheit der Bonapartisten beunruhigte, und daß die Linke diese Aufregung benutzte, um in der Majorität Mißtrauen zu säen[2]).

Mit einem bitteren, zornigen Gefühle hatte Thiers bei seinem Falle vom Herzog de Broglie gesagt: „Eine Majorität hat er ebensowenig wie wir; er wird aber auch ein Protegierter sein, und das von einem Protektor, den der alte Herzog de Broglie mit Abscheu zurückgewiesen haben würde: er wird der Protegierte des Kaiserreichs sein." Es bestand aber zwischen dem Herzog de Broglie und Rouher ein zu großer Abstand, als daß man dem Führer der royalistischen Partei hätte vorwerfen können, der Protegierte der kaiserlichen Partei zu sein[3]). Er hatte alles getan, um sich den Haß dieser Partei zuzuziehen und um „eine Art Rückkehr von der Insel Elba zu verhindern", wie das der Graf von Beust voraussagte. Die Umtriebe, Intrigen und Manöver aller Art waren

---

[1]) Pro nihilo, S. 93.

[2]) Souvenirs politiques 1871—1877. — Paris, Plon, 1905.

[3]) „Die legitimistische Fraktion der Kammer schmollt mit dem Ministerium, weil es offenbar auf die Rückkehr des Grafen Chambord verzichtet hat. Diese Fraktion und die Bonapartisten hegen großes Mißtrauen gegen den Herzog de Broglie, da er im Verdachte steht, sich für den Herzog von Aumale zu interessieren." (Graf von Arnim an Bismarck. Pro nihilo, 13. Januar 1874.)

vergebens versucht worden. Die vom Herzog de Gramont im Jahre 1873 unternommene Kampagne, um zu beweisen, daß das Kaiserreich bereit war Krieg zu führen, daß es Bündnisse hatte und nie von Preußen etwas anderes, als vernünftige Bedingungen gefordert hätte, um daraus das Thema einer Erklärung zu machen, „die, aus den Kriegsbulletins das berühmte Verraten zu entnehmen", diese Kampagne war fehlgeschlagen.

Aber die imperialistische Partei verlor den Mut nicht. Sie veranstaltete in Chislehurst am 16. März 1874, wo der Kaiserliche Prinz die politische Großjährigkeit erlangte, eine große Manifestation; sie ließ den Prinzen eine Rede halten, die Rouher verfaßt hatte, worin die Rechte des Kaiserreichs von einem Plebiszit abhängig gemacht wurden. Das Komitee des Appells an das Volk machte in Paris eine große Propaganda, und sein Treiben gab zu lärmenden Interpellationen Veranlassung und rief eine parlamentarische Untersuchung hervor, woran man sich noch erinnert[1]).

Der Tod des Herrn Thiers, der am 3. September 1877 erfolgte, belebte die Hoffnungen der Imperialisten, die stets befürchtet hatten, er werde wieder zur Regierung gelangen, und sie begannen von neuem ihre Schritte beim Marschall, aber ohne jeden Erfolg, denn der Präsident wollte seinem Eide und der Mission, die ihm die Nationalversammlung anvertraut hatte, treu bleiben. Man tadelte seine Untätigkeit. Man spottete über seine Schwäche. Er ließ reden und fuhr in loyaler Weise fort seine Pflicht zu tun. Seine Minister hielten es aber für politisch, gewissen Führern der Partei des Appells ans Volk entgegenzukommen und sie sogar als offizielle Kandidaten aufzustellen. Herr de Lacombe beklagte sich erstaunt über ihr Überhandnehmen und ihre Arroganz und glaubte, daß bei den nächsten Wahlen die Linke sicher die Majorität bekommen würde[2]).

Trotz allen Schreibens, Redens und der Intrigen seiner Anhänger bemerkte der Kaiserliche Prinz, der gesagt hatte: „Wenn es zu handeln gilt, werde ich handeln", und einen ganzen Plan für eine liberale Konstitution vorbereitet hatte, daß die öffentliche Meinung ihm gegenüber gleichgültig blieb. Er entschloß sich, sie aufzurütteln und sie sich durch einen kühnen Entschluß günstig zu stimmen. Er hatte sich an das Wort

---

[1]) Man vergleiche die Interpellation vom 5. Juni 1874, veranlaßt durch die Frage Girerd und den Zwischenfall Rouher-Gambetta, den Bericht Savary über die Wahl im Nièvre vom 4. Februar 1873, die Verhandlung über die Schlußfolgerung der Untersuchungskommission vom 13. Juli 1873, und die Nichtigkeitserklärung der Wahl des Barons de Bourgoing.

[2]) Journal politique, Bd. II.

Chateaubriands erinnert: „Ein Fürst kann nicht in Frankreich regieren, wenn er nicht die Kugeln um sich hat pfeifen hören", und er unternahm es, sich durch irgendeine brillante Kriegstat auszuzeichnen. Er war 23 Jahre alt und hatte das Alter der Kühnheit und unerschrockenen Bravour. Trostlos darüber, daß er den Franzosen die Tapferkeit und den Eifer, die ihn beseelten, nicht zeigen konnte, und „da er nicht, wie sein Vetter, der Herzog von Reichstadt, in Tatenlosigkeit dahinsiechen wollte", ersuchte er darum, an der Expedition der Engländer gegen die Zulus teilnehmen zu dürfen. Dort hoffte er Proben seines Mutes und seiner Kühnheit abzulegen. „Nur um den Preis," sagte er, „kann man dem Publikum die Überzeugung beibringen, daß man aus dem Stoffe gemacht ist, wie die Männer, die zum Befehlen geboren sind."

Er geht als Offizier des Generalstabs zum General Ward und zieht direkt gegen den Feind. Am 22. Juni 1879 fällt er in einen Hinterhalt und sinkt nach heldenmütiger Verteidigung unter den Streichen von siebzehn Sagajen zu Tode getroffen nieder.

In der königlichen Kapelle von Windsor, wo die Könige und die Prinzen Großbritanniens ruhen, stellt eine Statue von rührendem Ausdrucke den jungen Prinzen dar, wie er auf einer Marmorplatte ausgestreckt, die Hände auf den Degengriff legt, der ihm auf die Brust gelegt ist, als ein Symbol seines Mutes und seiner höchsten Hoffnungen. Auf fremdem Boden ruht er, der in einem Gebete, das nach seiner Abreise aufgefunden wurde, und das der Kardinal Manning am 13. Juli in seiner Trauerrede anführte, sagte: „Wenn du über diese Erde nur einen bestimmten Teil Freude ausbreiten willst, o mein Gott, dann nimm den Teil, der mir zukommt. Verteile ihn unter die Würdigsten, und diese Würdigsten mögen meine Freunde sein! Wenn du die Menschen strafen willst, dann strafe mich!" Dieses geheime und freiwillige Opfer hat Gott angenommen. Es ist der Schmerzensschrei, den der Dichter dem unglücklichen Sohne Napoleons I. in einer mystischen Vision auf dem Schlachtfelde von Wagram in den Mund legt: „Ich bin das Sühnopfer!"

In vier Jahren hatte die kaiserliche Dynastie ihr Haupt und den legitimen Erben verloren. Nun schien alles für sie aus zu sein, denn man kann es doch nur als einen humoristischen Einfall betrachten, was Bismarck zu dieser Zeit dem Fürsten Hohenlohe sagte: „Es würde mich sehr amüsieren, wenn der Prinz Napoleon die Gewalt übernähme. Wenn ich Franzose wäre, wollte ich ihn um keinen Preis. Aber als Nachbar paßt er mir sehr gut."

Die Kaiserin, der Gott keine Prüfung erspart hat, und die die schrecklichsten Qualen erlitten hat, die einem menschlichen Geschöpfe zustoßen

können, trug mit heroischer Festigkeit diesen letzten Schlag, der alle ihre Freuden und Hoffnungen mit einem Schlage vernichtete. „Der Prinz," sagte sie zu denen, die sie beklagten, „ist gestorben, indem er die ihm gegebenen Befehle ausgeführt hat, und er hat durch seinen Gehorsam gezeigt, daß er von seinen Vorgesetzten für würdig befunden worden war, nützliche Dienste zu leisten." Er war gefallen als Prinz und Soldat. Was liegt am Übrigen?... Und doch hatte sie für ihn und für das Kaiserreich andere Geschicke erhofft. Wenn sie den Krieg von 1870 gewollt hatte, so war das, wie man weiß, geschehen, um diese Dynastie zu befestigen und zu verewigen, die sie von allen Seiten bedroht sah. Sie glaubte, wie das General Trochu in der Nationalversammlung gesagt hat, Amerika werde sich La Fayettes erinnern, wie England an Inkermann und Italien an Solferino. Sie glaubte an die Bündnisse, deren täuschende Hoffnung Metternich und Nigra vor ihren Augen hatten leuchten lassen, und gleich bei den ersten Niederlagen waren alle Illusionen, alle Träume verflogen. Sie glaubte den Versicherungen Le Boeufs, Bourbakis, Frossards, Faillys und so vieler anderer Generäle, die ihr versichert hatten, nie sei die Gelegenheit günstiger gewesen, den unerträglichen Ehrgeiz Preußens niederzuschlagen. Sie glaubte an die blendenden Zahlen des Plebiszits, und diese Millionen von Stimmen, die das Kaiserreich zu befestigen schienen, waren beim ersten Wehen des Sturmes nur noch Papierfetzen, die in alle Winde zerstoben.

„Sie hat ein Anrecht," sagt der General du Barail, der ihr doch den Vorwurf macht, die Haupturheberin des Krieges zu sein, „auf alle mildernden Umstände. Sie wußte, daß der Krieg früher oder später ausbrechen würde, und als Frau, als leidenschaftliche Frau, dachte sie, es sei besser der Sache gleich ein Ende zu machen. Sie hörte und sah nur Leute, die ihr einen unfehlbaren Erfolg versprachen. Sie glaubte, wir seien ganz und gar bereit. Konnte sie die Unvollkommenheiten unserer Bewaffnung oder auch nur die geringere Zahl mit der Überlegenheit an Bewaffnung und Zahl der Deutschen vergleichen? War sie nicht gezwungen, einem Kriegsminister, einem Marschalle Frankreichs zu glauben, wenn ihr dieser versicherte, wie er das vor dem gesetzgebenden Körper getan hatte, aber mit mehr persönlicher Hingabe und Macht, daß uns nichts, absolut nichts mangele. Und dann, war sie nicht Mutter? Sah sie nicht mit Sorgen den Augenblick herankommen, wo der kaiserliche Prinz auf seinen Vater folgen würde? Fühlte sie nicht, daß diese Zeit, die für alle Völker in einer jeden Monarchie kritisch ist, durch die Umtriebe einer radikalen Opposition noch gefährlicher geworden sei, die überallhin Abneigung gegen das kaiserliche Regime getragen hatte. Sie wollte, daß Napoleon IV., ihr Sohn, ebenso stark

und unerschütterlich sein sollte wie Napoleon III., ihr Gatte gewesen war ... Um aber die den schwachwerdenden Händen des Kaisers entfallene Gewalt wieder zu ergreifen und durch kräftige Einrichtungen zu stärken, mußte die Regierung Napoleons IV. durch eine Ära militärischer Erfolge eingeführt werden ... Daher drängte sie zum Kriege, und ihr Einfluß war bedeutend. Sie hatte über den Kaiser eine fast unbeschränkte Macht ... Diese Macht war sogar groß genug, um die ersten Entschlüsse umzustoßen. Nach diesem Plane waren die Streitkräfte in drei Armeen geteilt, von denen die erste dem Marschall de Mac Mahon, die zweite dem Marschall Bazaine und die dritte dem Marschall Canrobert anvertraut werden sollte. Bei dieser Kombination blieb der Kaiser in Paris und behielt die Regierungsgewalt. Aber das Schwächerwerden seiner Kräfte machte ein Hindernis aus ihm, das bei einer solchen Krise gestört haben würde, und da sie mehr Mutter als Gattin war, und die Regierung in ihrer Hand als Regentin für sicherer hielt als in der einer Kaiserin, worin sie mit der sogenannten Militärpartei übereinstimmte, ließ sie den armen Mann abreisen, um eine Armee zu kommandieren, der nicht einmal mehr die Macht hatte zu regieren[1])." Sie hatte alle Illusionen und alle Hoffnungen gehabt. Der Sturz war um so heftiger, da der Ehrgeiz bis aufs höchste gestiegen war:

... Tollunatur in altum
Ut casu graviore ruant!

Ich habe gesagt, wie sie den Kampf zu verlängern suchte um den Preis wie großer Anstrengungen, indem sie die anflehte, die sie noch für unsere Freunde hielt, an deren Egoismus und Undankbarkeit sie nicht glauben konnte, wie sie einen mangelhaften und verderblichen Frieden nicht unterzeichnen wollte; dann wie sie im Exil sich weigerte, die Nationale Verteidigung durch Manöver zu behindern, die zu den Schrecken des fremden Krieges die Schande und den Schmerz des Bürgerkrieges hinzugefügt haben würden. Ich habe daran erinnert, wie die Delegation von Tours für ihre Haltung hat ihren Dank aussprechen lassen, und diese Erinnerung muß die unüberlegte Leidenschaft entschuldigen, mit der die Kaiserin dazu beigetragen hat, einen Krieg zu entfesseln, der der Gegenstand so vieler glänzender Illusionen und so vielen Unglücks war.

[1]) Souvenirs du général du Barail, Bd. III., S. 144—147. — „Sie wird im Mißgeschicke größer werden", hat Pierre Lehautecourt (General Palat) gesagt, „und wird in den Stunden des Schmerzes die Achtung ihrer Feinde erzwingen. Trotz den Irrtümern und Fehlern, die Frankreich Ströme von Blut kosteten, zeigte sie sich des Ranges würdig, zu dem sie eine Laune Napoleons erhoben hatte." (Histoire de la Guerre de 1870—1871, Bd. II, S. 23.) — Der General Trochu hat dasselbe Urteil über sie abgegeben (vgl. Oeuvres posthumes, I).

Für Napoleon III., den Herrn Frankreichs, der die ganze Verantwortung auf seine Minister und Ratgeber schob, der allen Schritten und Intrigen zustimmte, um eine Macht wieder an sich zu reißen, deren Zügel er nicht hätte halten können, muß die Geschichte strenger sein.

Dieser traurige Sturz eines Mannes, der nach wenigen Regierungsjahren eine solche Stellung errungen hatte, daß er der Schiedsrichter von ganz Europa zu sein schien, dieser Sturz ist danach angetan, zu ernsten Betrachtungen zu veranlassen. Im Jahre 1855 betrachtete die Königin Viktoria ihn „als einen sehr außergewöhnlichen Menschen". Sie schrieb ihm die größten Fähigkeiten zu und entwarf ein schmeichelhaftes Bild von ihm. „Augenscheinlich hat er einen unbezwingbaren Mut, eine unerschütterliche Festigkeit im Entschlusse, Selbstvertrauen, Ausdauer und eine große Besonnenheit; ich möchte noch hinzufügen, ein großes Vertrauen in das, was er seinen Stern nennt", sagte sie von ihm. Er bringt die Prophezeiungen und die Umstände seines künftigen Geschickes mit einem Vertrauen zusammen, die ich fast phantastisch nennen möchte, und zu gleicher Zeit ist er mit einer wunderbaren Herrschaft über sich selbst begabt, er hat eine Ruhe, man kann sogar sagen, eine große Milde und eine Verführungsgabe, die von allen denen lebhaft empfunden wird, die in seiner näheren Umgebung leben. Bis zu welchem Grade er von moralischen Gefühlen für das, was gerecht ist oder es nicht ist, geleitet wird, das ist schwer zu sagen ... Ich habe den Eindruck, daß er alle seine Handlungen, die dem Anscheine nach keine Entschuldigung finden können, immerfort unter der Herrschaft des Gedankens ausgeführt hat, er erfülle das Geschick, das ihm Gott auferlegt habe, und daß diese Handlungen, obwohl sie an sich grausam und hart sind, doch notwendig gewesen seien, um zu dem Ziele zu gelangen, das zu erreichen er sich als bezeichnet betrachtet." Nachdem die Königin Victoria so auf die Gewalttaten hingewiesen hatte, die den 2. Dezember begleiteten, lobte sie die Güte, Ehrenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit des Kaisers, sein reifes Urteil und seine nachdenkliche Art, bedauerte aber, daß er keine Kenntnis von politischen Geschäften und keinen intellektuellen Fleiß habe. Später aber schien sie sich von dem von ihm entworfenen Porträt zu entfernen und wunderte sich über seine Gaben als Staatsmann und über seinen wunderbaren Takt. Nachdem sie dann Ludwig Philipp den Vorwurf gemacht hatte, dem Charakter nach zu sehr Franzose gewesen zu sein, d. h. lebhaft und geschwätzig, stellte sie mit Genugtuung fest, daß Napoleon so wenig wie möglich Franzose sei und viel eher einem Deutschen gliche. Dieser Fürst, dem sie ein tiefes Urteil

[1]) Die Königin Victoria, nach ihrer veröffentlichten Korrespondenz (Bd. II, 1907).

und eine große Entschlossenheit zuschrieb, sollte so gut ihre Bewunderung für ihn täuschen, wie die aller seiner Freunde, so sehr war er veränderlich, unsicher und zögernd. „Was beim Kaiser am schwersten ist," gestand sogar Morny von ihm, „das ist: ihn von einer fixen Idee abzubringen und ihm einen festen Willen zu geben." Eher Phantast und launenhaft als Denker und Politiker, mehr Träumer und Utopist als entschlossen und klarblickend, verwirrt und verlegen, eigenwillig und unentschlossen, lebte er von Hirngespinsten und von allerlei Auskunftsmitteln. Alle seine Unternehmungen, die gewiß aus großherzigen Absichten hervorgegangen sind, scheinen untereinander nicht im Zusammenhange zu stehen und erwecken den Gedanken an eine mächtige und unbeherrschte Natur. Dieser Kaiser, der entgegen der Politik der alten Monarchie und selbst der Revolution zugab, daß sich um Frankreich Staaten bildeten, die eines Tages imstande waren es einzuschließen und niederzudrücken, sollte von Enttäuschung zu Enttäuschung gelangen, bis der gänzliche Zusammensturz erfolgte. Es würde ungerecht sein, den großen Glanz nicht anzuerkennen, den der Krimkrieg und der in Italien dem französischen Namen gegeben hatten, aber was hatten sie genützt? Dieses Kaiserreich, das die Vereinigten Staaten, Italien, Holland, Portugal, Griechenland, Belgien, Rumänien, Serbien, Montenegro, Kreta, Rom, die Christen in China und am Libanon so edelmütig unterstützt hatte, verstand es nicht, aus seiner Freigebigkeit Nutzen zu ziehen.

Ich weiß recht gut, daß die Absicht Napoleons III. aufrichtig und hochherzig war, und daß er so die Ideen des ersten Napoleon zu verwirklichen glaubte, die seiner Ansicht nach darin bestanden, eine feste europäische Verbindung herzustellen, wobei sein System auf vollständigen Nationalitäten und auf befriedigten allgemeinen Interessen beruhen sollte ... Ein jedes Volk in seine natürlichen Grenzen gestellt, mit seinem Nachbarn durch Geschäfts- und Freundschaftsbeziehungen verbunden, würde im Innern die Wohltaten der Unabhängigkeit, des Friedens und der Freiheit genossen haben. Die Souveräne, denen Furcht und Verdacht fremd wären, würden sich bemüht haben, das Los ihrer Völker zu verbessern und bei sich alle Vorteile der Zivilisation zur Geltung zu bringen[1]). Auf dieses Bild des Glückes und der Beständigkeit hatte Napoleon III. seinen Blick gerichtet, wie er aber zu spät erfuhr, verwirklichte sich dieser „bezaubernde Traum" nicht. Eine schwankende Politik hatte nach und nach alle Kräfte des Kaiserreiches vermindert und lieferte es einer unerbittlichen Nation aus, die nur einen Zweck,

[1]) Die Idées Napoléoniennes von Louis Napoleon Bonaparte. Paris 1839. — Man sehe über diesen Fürsten die Urteile Persignys, Fallour', Guizots, Rothans, Klaczkos, P. de la Gorces.

einen Willen, eine Politik hatte, und hartnäckig die grausame Devise zur Anwendung brachte: „Durch Blut und Eisen!" Der Apostel der Befreiung durch die Nationalitäten, der Unabhängigkeit der Völker, der Menschlichkeitstheorien, hatte mit Schrecken fremde Heeresmassen den französischen Boden überschwemmen sehen, die unerbittlich vorgingen unter dem Vorwande, daß, je schrecklicher der Krieg ist, desto mehr Aussicht vorhanden ist, daß er nicht lange dauert[1]).

Am Ende seiner Regierung hatte Napoleon III., schon krank und sowohl physisch wie moralisch schwach, das gefährlichste Abenteuer riskiert, ohne sich an das Wort Napoleon I. zu erinnern, das er bei einer Unterredung in Dresden zu Metternich gesagt hatte: „Ihre Souveräne, die auf dem Throne geboren sind, können sich zwanzigmal schlagen lassen und immer in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich kann das nicht, denn ich bin ein emporgekommener Soldat. Meine Herrschaft überlebt den Tag nicht, wo ich aufhöre, stark und infolgedessen gefürchtet zu sein." Der große Kaiser wiederholte, was Franz II. nach Austerlitz schon zu Talleyrand gesagt hatte. Dieser Monarch erinnerte an die Überlegenheit einer alten Dynastie über eine neue, die trotz den Heldentaten seines Gründers, noch keine tiefen Wurzeln im Boden geschlagen hat, und sein Ausspruch fand plötzlich eine handgreifliche Anwendung: „Ich habe wenigstens das vor meinem Sieger voraus, daß ich nach einer großen Niederlage in meine Hauptstadt zurückkehren kann, während es Ihrem Herrn, trotz all seiner Genialität schwer sein würde, in einer ähnlichen Lage dasselbe zu tun."

Der Erbe Napoleons, auch ein Glückskind, hätte daran denken müssen, daß er an dem Tage, wo er nicht mehr der Mächtige wäre, auch aufhörte respektiert zu sein. Ebensowenig wie der Sieger von Austerlitz konnte er ungestraft eine Niederlage ertragen. Er war zum Erfolge verurteilt bei Strafe eines unvermeidlichen Sturzes. Warum? Weil er, trotz den glorreichen Erinnerungen des ersten Kaiserreiches, nicht so enge mit der französischen Nation verbunden war, wie alte Dynastien mit ihren Völkern. Das hatte Klaczko nach dem Kriege von 1870 ganz richtig bemerkt, als er zu der Abordnung Österreichs sagte: „Das gegenwärtige Unglück Frankreichs zeigt uns, was passiert, wenn ein großer Staat, wenn eine große Nation alle Zusammengehörigkeit mit einer Dynastie verliert, die nur wenige Jahre regiert hat. Ein König, der einer alten Dynastie angehört, die lange mit der Nation gelebt hat, kann nach einer Niederlage zu seinem Volke zurückkehren. Selbst wenn er die Schuld dieser Niederlage trägt, kann er doch zu seinen Kindern

[1]) Man sehe das Zirkular des Herrn de Chaudordy vom 29. November 1870 über die von Preußen und seiner Armee verübten Greuel.

zurückkehren und sie weinend umarmen. Die Tränen seiner Kinder würden ihm antworten, aber es sind keine vorwurfsvollen Tränen. Ein Vater, der alles verloren hat, kann das seinen Kindern ehrlich eingestehen. Die Versöhnung wird bald stattfinden. Man wird weinen, aber sich keine Vorwürfe machen. Aber ein vorübergehender König ist wie der Direktor einer Gesellschaft. Solange er gute Geschäfte macht, wird man ihn loben; macht er schlechte, ist er gezwungen davonzugehen." Und nach einem Hinweis auf die loyale Haltung der Österreicher nach der Niederlage von Sadowa, ruft Klaczko aus: „Ich sehe der Zukunft Österreichs ohne Furcht entgegen, denn wir haben das, was ich mit Schmerzen in Frankreich fehlen sehe: wir haben einen Kaiser, und wenn wir auch in bezug auf die Politik und die Sprachen nicht ganz einig sind, so finden wir uns in bezug auf unseren Souverän in demselben Gefühle einig."

Man möge sich nach diesen Worten an die dramatische Unterredung vom 16. August 1870 erinnern, die zwischen der Kaiserin und dem General Trochu stattfand. Welche Lehren gingen daraus hervor! Welch schmerzliche Bedeutung gewinnt sie! Der General zeigt die Rückkehr Napoleons III. nach den ersten Niederlagen an, und die Kaiserin ruft aus: „Nur Feinde des Kaisers haben ihm diese Rückkehr nach Paris anraten können. Er wird nicht lebend in die Tuilerien kommen!" Der General bestand darauf. Napoleon hatte ihn zum Gouverneur von Paris ernannt und wird ihm in wenigen Stunden folgen. „General, Sie werden Ihre Aufgabe erfüllen, Sie werden Paris verteidigen, aber ohne den Kaiser!" Trochu sagt, er müsse der Bevölkerung anzeigen, daß der Kaiser ihn zum Gouverneur ernannt hat. „General, der Name des Kaisers darf in dieser Stunde nicht in der Proklamation genannt werden!" Trochu besteht darauf. „Nein, General, glauben Sie mir, es ist gefährlich bei der augenblicklichen Stimmung, den Namen des Kaisers in der Proklamation anzuführen." Noch zögert Trochu. Man befragt die Minister, den Senatspräsidenten, den Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, die Mitglieder des geheimen Rates, und ein jeder sagt, wie die Kaiserin: „Er soll nicht kommen! Er soll nicht unterzeichnen! Man darf nicht von ihm sprechen!" Die von allen anerkannte Unmöglichkeit, den Kaiser noch vorzuschieben, beweist mehr als alle Gründe die Hinfälligkeit seiner Macht und seinen nahen Sturz. Kein militärisches Eingreifen, keine menschliche Macht, sogar kein Wunder würde in dieser unglücklichen Stunde das Kaiserreich retten können.

Schluß.

Am Ende dieser langen Arbeit angelangt, ist es nötig, die Ursachen des Krieges von 1870 zusammenzufassen, die verschiedenen Verantwortlichkeiten festzustellen und aus den schrecklichen Ereignissen nützliche Lehren zu ziehen.

Wenn Frankreich den Krieg erklärt hat, so hat es doch nicht alle Schuld, die man ihm zuschiebt. Es hat die Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern nicht hervorgerufen, die der Ursprung des französisch-preußischen Krieges war. Das Ministerium Ollivier hat bedeutende Unvorsichtigkeiten und ungeheure Fehler begangen. Es hat in unvorsichtiger Weise die Verantwortung für eine Herausforderung übernommen, die das Kaiserreich als den direkten Urheber des Angriffs hat gelten lassen. Es hat nicht verstanden, die listige Politik des Kanzlers des Norddeutschen Bundes zu durchschauen und zu begreifen. Der Graf Daru, dieser vorsichtige und kluge Minister, der im Auswärtigen Amte dem Herzog de Gramont vorausging, sagte, als er die Politik von 1870 genau prüfte: „Wir haben zu stolz gesprochen!" Und wenn er sagte „Wir", dann meinte er damit die Minister Napoleons III. „Wir haben die Hand zu früh an den Degengriff gelegt; wir haben vom ersten Tage an eine allzu drohende Haltung angenommen, ohne uns zu fragen, ob wir bereit seien, gegen einen Feind zu kämpfen, der bereit war uns entgegenzutreten. Wir haben uns nicht mit der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern begnügt; wir haben Garantien verlangt für die Zukunft, und auf die Weise haben wir nicht einmal von der wahren Lage Nutzen gezogen, die ganz zu unseren Gunsten war. Wir sind für die Angreifer gehalten worden, während wir doch in Wirklichkeit die Opfer gewesen sind."

Und dann faßte der Graf Daru die Vorwürfe, die schlimmer hätten sein können, in die einfache Darlegung der Tatsachen zusammen und fügte hinzu: „Der beste Beweis für die friedlichen Gefühle, die Frankreich damals hatte, ist die vollständige Abwesenheit von Vorbereitungen unsererseits, ist das Fehlen aller Vorsichtsmaßregeln, selbst der elementarsten, auch der notwendigsten. Hat man je etwas derartiges gesehen?" [1])

[1]) Bericht des Grafen Daru über die Handlungen der Regierung der nationalen Verteidigung.

Der frühere Minister des Auswärtigen legte seine Ansicht über die Lage so dar: „Die Verantwortung für den Krieg trägt Preußen, das mitten im Frieden den Hohenzollernschen Vorfall hervorgerufen und die Sachen in einer Weise zugerichtet hat, daß die Empfindlichkeit Frankreichs erweckt und bei ihm die Gewißheit hervorgerufen wurde, als wäre es der Gegenstand einer beabsichtigten Herausforderung. Was das Kaiserreich anbelangt, so hat es zweifellos den Fehler begangen, sich für kriegsbereit zu halten, ohne es zu sein, und das Unrecht, an eine Beleidigung zu glauben, die nicht existierte." Das ist das ruhige und überlegte Urteil des Grafen Daru, eines kompetenten Mannes, des Präsidenten der Untersuchungskommission über die Handlungen der Regierung der nationalen Verteidigung, und dieses Urteil beruht auf unbestreitbaren Dokumenten und Tatsachen.

Die materiellen Ursachen unserer Niederlage sind allgemein bekannt. Es genügt, sie zusammenzufassen. Ungenügende Organisation und numerische Schwäche der Armee, schlechte Rekrutierung, mittelmäßige Bildung der verschiedenen Korps, Verschleppung in der Einziehung der Reservisten, zerstreute Lage der Depots, Weitläufigkeit in der Verwaltung, ungenügende Munition in den Waffenlagern, Verwirrung und Unordnung im Dienste der Intendantur und der Transportmittel, Überfüllung der Bahnhöfe, Verschleuderung der Lebensmittel und Munition, Minderwertigkeit unserer Artillerie an Zahl, Tragweite und Schnelligkeit im Vergleich mit der unserer Feinde, Fehlen einer genauen Methode und einer genügenden Planmäßigkeit, das ist es, was uns, trotz der Intelligenz, dem Mute, dem Heroismus unserer Offiziere und Soldaten, so schmerzliche Niederlagen bereitet hat. Wenn man daran zweifelt, sehe man die offiziellen Depeschen. Man wird darin unter anderen traurigen Bestätigungen finden: bei Beginn des Krieges war in Bitsch kein Geld in der Kasse des Armeekorps; in Metz weder Zucker, noch Kaffee, noch Reis, noch Speck, noch Biskuits; keine Karten von der Grenze und keine Pläne; nicht genügend Mannschaften in den Festungen Neubreisach, Schlettstadt, Lützelstein und Lichtenberg; keine Revolver in den Arsenalen von Diedenhofen, ebensowenig Marketenderwagen und Krankenwagen; in Metz weder Krankenpfleger noch Verwaltungsarbeiter, weder Krankenwagen noch Feldbacköfen; in Mezières und Sedan weder Biskuits noch Salzfleisch; in Straßburg nur fünfzehnhundert Mann, um die Festung zu verteidigen, und kein Trainsoldat und kein Verwaltungsarbeiter; im 7. Korps keine Krankenpfleger und keine Arbeiter; im 6. Korps kein einziger Tierarzt; in Verdun kein Wein, Schnaps, Zucker, Kaffee, Speck, Biskuit, getrocknetes Gemüse; in Chalons-sur-Marne weder Biskuits noch Lebensmittel für

den Feldzug, und keine Kochtöpfe und Schlafsäcke; in Lons-le-Saulnier keine Waffen, Hemden und Schuhe; in Saint-Omer keine Sättel, Zäume usw.; in Epinal keine Waffen; in Besançon keine Decken, Zelte, Kochtöpfe; in Lyon keine Gewehre und keine Feldausrüstungen; in Evreux kein einziges Gewehr; in anderen Plätzen keine Patronen und Geschosse.

Warum soll man diese traurige Aufzählung fortsetzen? Überall fehlte es am Nötigen, überall Verwirrung und eine unerhörte Unordnung... Der General Michel in Belfort telegraphierte: „Meine Brigade nicht gefunden! Den Divisionsgeneral nicht gefunden! Was soll ich tun? Weiß nicht, wo meine Regimenter sind!" Und der General de La Bastide schrieb an den General Douay, den Kommandanten des 7. Korps: „Wie weit sind Sie mit Ihrer Formation? Wo sind Ihre Divisionen? Der Kaiser befiehlt Ihnen, diese Formation sofort zu machen und so schnell wie möglich zu Mac Mahon am Unterrhein zu stoßen." Und das am 27. Juli, sechs Tage vor den großen Schlachten! Der Kaiser telegraphierte persönlich dem Kriegsminister am 24. Juli: „Ich sehe, daß es der Armee an Biskuits und Brot mangelt. Könnte man nicht in Paris Brot backen lassen und es nach Metz schicken?" Der Generalstabschef selbst reklamiert drei Tage später: „Es fehlt mir an Biskuits, um vorwärtszugehen." Und der Vizeadmiral, der in Brest das Oberkommando führte: „Die Bureaus haben keine Karten der Nord- und Ostsee..." Überall erschollen Klagen, Vorwürfe, Bitten um Hilfe![1])

Und die Zahl der Streitkräfte? Sie entsprach den Hoffnungen nicht und nicht den Versprechungen. Da merkten die Abgeordneten, die gegen die beabsichtigte Militärneuordnung gestimmt hatten, ihren Irrtum, aber zu spät. Einer von ihnen, Alfred Darimon, gesteht es ehrlich ein: „Der Gesetzgebende Körper hat unsere Niederlagen von 1870 verschuldet, als er der kaiserlichen Regierung die Streitkräfte versagte, die sie forderte, und es wird uns ewig leid tun, unter solchen Umständen eine ablehnende Antwort gegeben zu haben." Jules Favre hatte im Jahre 1868 zum Marschall Niel gesagt: „Sie wollen wohl aus Frankreich eine Kaserne machen?" Worauf der Marschall geantwortet hatte: „Hüten Sie sich, einen Kirchhof daraus zu machen!" Die Opposition hatte die großen Fehler begangen, die Notwendigkeit, die Kaders zu verstärken, zu bestreiten, und die preußische Armee als eine reine Verteidigungsarmee zu betrachten. Bethmond hatte der Regierung vorgeworfen, nur an ihre persönliche Verteidigung zu denken und nicht an die der Nation; Ernest Picard hatte die stehenden Heere bekämpft, Jules Simon den

[1]) Papiers de la famille impériale, Bd. I, S. 437 bis 471. — Man vgl. die Memoiren des Generals Lebrun, des Generals du Barail und andere.

bewaffneten Frieden; Pelletan die Plage des Militarismus; Garnier-Pagès die Nützlichkeit einer Armee. Man glaubte nicht an einen bevorstehenden Krieg mit unseren Nachbarn, und die ganze Opposition befand sich in den sechzig Stimmen, die sich gegen das Gesetz von 1868 erhoben hatten. Sagte doch Emile Ollivier im Jahre 1869: „Frankreich möge abrüsten, und die Deutschen werden schon ihre Regierung zu zwingen wissen uns nachzuahmen." Man hat gesehen, wie unser Plan einer Abrüstung aufgenommen worden ist. Frankreich allein hat in gutmütiger Weise seinen Bestand verringert. Unter dem Drucke Rouhers und Buitrys hatte die Majorität den Plan Niels entstellt und vernichtet; denn jede Vermehrung der Truppenzahl wurde von der Landbevölkerung scheel angesehen, und es handelte sich darum, die Wähler nicht unzufrieden zu machen.

Und die Mobilisation? Sie ergab nicht die erwarteten Resultate, wegen den sonderlichen und verwickelten Formalitäten der Verwaltung. Das war der Fehler des Kriegsministers, der die Organisation des Dienstes hätte prüfen müssen, anstatt an ihren fehlerlosen Mechanismus zu glauben. Ich habe schon gesagt, was für eine Überraschung und Bestürzung die Nachrichten unseres Generalkonsuls in Hamburg über die Schnelligkeit der deutschen Mobilisation im Kriegsministerium hervorriefen, wo ein blindes Vertrauen in unsere Streitkräfte und unsere Schnelligkeit herrschte[1]).

In bezug auf die Bündnisse habe ich mit allen Einzelheiten gezeigt, wie auf ganz allgemein gehaltene Antworten des Herzogs de Gramont die Kreditkommission und, als Folge davon, die Kammern an sichere Abmachungen mit Österreich und Italien geglaubt haben, während nichts fest beschlossen und nichts unterschrieben war. Und daß der Gang unserer Verhandlungen mit Preußen ein jämmerlicher war, muß man das noch einmal wiederholen? Wie ungeschickt, unüberlegt, verderbenbringend war die Haltung des Herzogs de Gramont! Er ging von hochmütigen Drohungen zur Forderung über, die Kandidatur des Prinzen Leopold zurückzuziehen, dann zu der Forderung, sie zu mißbilligen und Garantien zu geben, wobei er die vorsichtigen Ratschläge Englands außer acht ließ, das sich am Anfange des Hohenzollernschen Zwischenfalles als kluger Helfer gezeigt hatte; er stellte sich bei dem Auftreten der Kandidatur, als sei er überrascht, wo doch diese Angelegenheit seit 1868 schon auf dem Tapet war und alles darüber an das Ministerium berichtet worden war; er wollte sich mit dem Rücktritt des Prinzen Leopold nicht begnügen, der den Rücktritt des Kanzlers zur Folge gehabt hätte; er weigerte sich

[1]) Man vgl. die Broschüre Napoleons III. über die Ursachen der Kapitulation von Sedan, wo der Kaiser selbst die Fehler unserer militärischen Organisation anerkennt.

die Emser Depesche genauer zu untersuchen, die mit den Aufklärungen Benedettis und der Presse leicht als eine sophistische Depesche hätte erkannt werden können, bestimmt, ihren Urheber zu kompromittieren, was auf jeden Fall die Lage geändert und Preußen als den wahren Angreifer hingestellt hätte.

Wie waren die Geständnisse oder Erklärungen dieses Ministers nach den grausamen Ereignissen von 1870—1871?[1])

Der Herzog de Gramont hat anerkannt, daß wir unsere Streitkräfte überschätzt hatten, und daß unsere Reserven nicht gut, die Mobilisation und die militärische Organisation jämmerlich waren. Dann wagte er zu sagen, — und das ist ungenau — daß die Armee der zerstörenden Wirkung schlechter Prinzipe ausgesetzt gewesen wäre. Die Armee, die bei Weißenburg, Forbach, Borny, Gravelotte, Metz und Sedan gekämpft hat, hat im Gegenteil eine starke und gesunde Disziplin gezeigt. Sie hat schwer gelitten und mit heldenmütiger Ergebenheit alle Leiden über sich ergehen lassen. Erst nach vielfachen Niederlagen ist die Disziplin lockerer geworden. Der Herzog de Gramont hat sich beklagt, daß Thiers keinem Mitgliede der Regierung und des Gesetzgebenden Körpers bewiesen hat, daß Frankreich nicht bereit sei. Aber Thiers hat es gesagt oder doch auf jeden Fall deutlich zu verstehen gegeben, aber man hat nicht auf ihn gehört. Der frühere Minister des Auswärtigen des Kaiserreichs hat die Operationspläne bei Beginn des Krieges getadelt. Seiner Ansicht nach hätten zweihunderttausend Mann genügt, um das Großherzogtum Baden, Württemberg und das linke Rheinufer zu besetzen. Wollte man diesen Vorwurf gelten lassen, dann fiele er doch auf die damalige Regierung zurück. Wenn der Vormarsch mit allen Truppen nicht gemacht worden ist, dann lag das daran, daß die Mobilisation zu langsam gewesen ist, und daß man sich, als es zu handeln galt, überlegenen Streitkräften gegenüber befunden hat, die uns zuvorgekommen waren.

Der Herzog de Gramont hat Thiers darüber getadelt, daß er auf seiner Reise durch Europa gesagt hat, Frankreich hätte sich durch die Lüge einer vorgeblichen Beleidigung mitfortreißen lassen. Das war aber doch die Wahrheit; denn mit etwas Geduld und Kaltblütigkeit wäre man dazu gekommen die ganze Hinterlist dessen aufzudecken, der die Emser Depesche gefälscht hatte. Wegen der Allianzen, über die man Gewißheit haben wollte, dieselben unvollständigen oder lügenhaften Geständnisse, oder das geheimnisvolle Schweigen, das man das Berufsgeheimnis nennt, hinter dem sich verlegene Diplomaten verbergen!

[1]) Vgl. La France et la Prusse, und Passé et Présent des Herzogs de Gramont.

Der hochmütige Minister, der dazu beigetragen hat uns so unvorsichtigerweise in einen unglücklichen Krieg zu verwickeln, kann keine andere Entschuldigung für die Vereinsamung, in der wir uns 1870 befunden haben, anführen, als diese wenigen Zeilen: „Es ist gewiß, daß das Versprechen einer Unterstützung und der Freundschaft, das bei Beginn eines Feldzuges gegeben wird, solange man noch keine Niederlagen erlitten hat, doch solchem Unglücke wie dem unseren und einer Revolution wie der vom 4. September nicht widerstehen wird." Die Ursachen des Unglückes hat man oben gesehen. Was die Revolution vom 4. September anbelangt, so ist sie es sicher nicht, die die Bündnisse verhindert hat, denn wir hatten ja vorher keine[1]).

Am Schlusse seiner Verteidigungsschrift hat der Herzog de Gramont geglaubt eine Stelle aus Titus Livius anführen zu sollen, wo der große Geschichtschreiber sagt, daß die Römer nach der Niederlage bei Cannä dem benachbarten Konsul entgegengingen und ihm dafür dankten, nicht an der Republik verzweifelt zu haben. So müssen wir den Franzosen also danken, die der Welt haben zeigen wollen, daß selbst nach den schlimmsten Niederlagen ein hartnäckiger Kampf mit der Zustimmung und der Unterstützung aller fortdauern müsse, bis die Nationalfahne, geschwärzt vom Pulver des Kampfes, durchlöchert von Kugeln, die von der Hand der Sterbenden in die der Verwundeten übergegangen, über den Toten aufgerichtet war, und so im Boden Frankreichs festwurzelte, um nicht nur zur Erinnerung eines unvergeßlichen Widerstandes zu dienen, sondern auch als ewige Hoffnung einer notwendigen Vergeltung.

Überschauen wir nun die Geständnisse Emile Olliviers, des Präsidenten des Ministerrates.

Er hat seine große Überraschung eingestanden, als der Hohenzollernsche Zwischenfall eintrat, als wenn kein Mensch etwas davon wüßte und als wenn die Archive des Ministeriums des Auswärtigen davon keine Spur hinterlassen hätten. Er schildert die Aufregung und

---

[1]) In einer späteren Schrift, Passé et Présent, erkennt der Herzog de Gramont unter dem Namen Memor an: Frankreich habe sich waffnen und stärken müssen und Bündnisse nötig gehabt. „Es ist Zeit," sagte er, „sich zu verständigen, um die Verteidigung vorzubereiten, dabei aber friedlich und vorsichtig zu bleiben." In der Tat, es war Zeit. — In einem Briefe vom 19. Februar 1872, ein unveröffentlichter Brief, den ich besitze, schrieb der Herzog de Gramont an einen Freund über die Nationalversammlung: „Bei alledem ist es unausstehlich, daß man nicht über das Gesetz der allgemeinen Dienstpflicht verhandelt und es nicht annimmt. Alle die Parteien ekeln mich an. Ich gehe mit dem, der die Armee organisiert. Das ist für uns Frieden, Sicherheit, Handel usw., und ohne sie werden wir von Preußen genommen und geteilt und regiert!" Das hätte er aber vor 1870 sagen und durchführen müssen.

plötzliche Bestürzung des Kaisers, des Hofes, der Minister, dann den plötzlichen Ausbruch der öffentlichen Meinung, die Entrüstung und Wut der Presse, die allgemeine Mißbilligung des geringsten Anscheines einer Schwäche, dann die Sorge und Bestürzung des Ministerrates, die Annahme einer Interpellation, um eine etwas farblose Erklärung zu rechtfertigen und sie durch einige kräftigere Phrasen ein wenig aufzufrischen. In diesem Augenblicke erkundigt sich das Ministerium nach der militärischen Lage, die es für glänzend hält, weil Niel und der Kaiser es im Jahre 1867 gesagt hatten und weil die Marschälle und Generäle dieses Vertrauen teilten. Erst dann prüft es die diplomatische Lage, zweifelt nicht an Italien, zieht das russische Bündnis dem österreichischen vor, glaubt an den Wert der Briefe, die zwischen den Souveränen Frankreichs, Österreichs und Italiens ausgetauscht worden waren, ohne daß aber in diesen Erklärungen von etwas anderem die Rede wäre, als von einem moralischen Bündnisse, das auf der Übereinstimmung der Gefühle und Interessen beruht. Er wirft die Erklärung vom 6. Juli in die Welt, „um die Empfindlichkeit Bismarcks etwas zu kitzeln" und den König dahin zu bringen, zu begreifen, daß der Rückzug des Prinzen Leopold notwendig ist, um die Aufregung in Frankreich zu beruhigen. Emile Ollivier gibt heute zu, daß die Regierung, die die öffentliche Meinung hätte leiten müssen, sich durch sie hat fortreißen lassen. Vergebens zieht der Fürst Anton von Hohenzollern die Kandidatur seines Sohnes zurück. Man macht sich über seine Depesche lustig, und doch gesteht Ollivier ein, wenn man sie angenommen hätte, würde Bismarck abgedankt und Frankreich triumphiert haben. Aber der Herzog de Gramont verlangt im Einverständnis mit dem Hofe neue Garantien. Ollivier stimmt, obwohl besorgt, dieser Forderung bei. Es ist dies nötig, denn die öffentliche Meinung will es. Werther wird abberufen. Man schreit: „Nach Berlin!" Man muß dem allgemeinen Strome nachgeben. Die Wahl ist qualvoll: Siegreich, keine Freiheiten mehr; besiegt, kein Frankreich mehr! Trotzdem wird der Krieg beschlossen, und leichten Herzens übernimmt Ollivier die Verantwortung. Er beschuldigt Bismarck, daß dieser Krieg notwendig geworden sei, und darin hat er recht. Aber wenn man auch diese List erkannt hat und die Fälschung der Emser Depesche feststeht, dann muß man doch sagen, daß die, die vom Könige von Preußen in dem Augenblicke wo die Kandidatur zurückgezogen worden war, Garantien verlangten, den Krieg, ob mit Absicht oder nicht, unvermeidlich gemacht haben. Das hat Gladstone unter dem Pseudonym Scrutator in einer Broschüre: „Wer ist verantwortlich für den Krieg?" festgestellt. Er behauptet, der Krieg sei von Bismarck absichtlich gesucht worden und durch künstliche Täuschungen überstürzt

worden zu dem Zwecke, auf Frankreich die Verantwortung für den Angriff zurückfallen zu lassen, wie er das 1866 bei Österreich gemacht hatte. Zugleich aber verurteilt er „die unglaubliche Unfähigkeit und blinde Überstürzung des Kaiserreichs" und fügt hinzu: „Wie unbesonnen und verbrecherisch Napoleon und seine Minister auch gewesen sein mögen, sie waren doch nur blinde Marionetten in den geschickten Händen des Grafen von Bismarck."

Es ist dem Manne, der sich so gründlich getäuscht hat und dem tollen Drucke der öffentlichen Meinung nachgegeben hat, ohne sich Zeit zu lassen nachzudenken und sich dagegen zu sträuben, nicht gestattet zu sagen, daß sich seit 1870 in der Ansicht und Denkungsart des französischen Volkes eine wahre Änderung vollzogen hat, wie er das im Vorwort zu seinem letzten Bande tut. Wie konnte Emile Ollivier es wagen, über dieses Volk folgende Zeilen zu schreiben: „Heute erscheint ihm die Ehre wie ein altes aristokratisches Vorurteil, das in einer Demokratie keinen Platz mehr hat, und sie ist so oft gedemütigt worden, daß sie es gewohnt ist und sich nicht mehr erklären kann, daß andere nicht mit demselben Gleichmute unseren ersten Schimpf ertragen haben. Sie ist überzeugt, daß ein Fall auf dem Schlachtfelde auch noch anderswo als auf dem Schlachtfelde wieder gutgemacht werden könne, und daß sie in Weltausstellungen eine hinlängliche Wiederaufrichtung fände, wo der Bauchtanz und Lichtfontänen den Hauptplatz einnähmen. Sie hat nicht nur nicht daran gedacht, die verlorenen Provinzen mit dem Schwerte wieder zurückzuerobern und die militärische Überlegenheit festzustellen, sie hat sich auch gewissermaßen dazu hergegeben, den Raub anzuerkennen. Österreich und Italien hatten Preußen den Besitz Elsaß-Lothringens garantiert; die Republik hat Rußland gebeten, seine Garantie hinzuzufügen, indem es im ersten Artikel seines Bündnisvertrages mit uns die Aufrechterhaltung des status quo festsetzt. Und da man fürchtete, der Zar könne das mißverstehen, so ist der Ruf, den er in Paris am meisten zu hören bekommen hat, „Frieden" gewesen, was heißen sollte: Wir verlangen von unserem Bündnisse nicht, daß es uns helfen soll zurückzuerobern, was man uns genommen hat, sondern nur, uns die befriedigte Ruhe der Demütigung zu bringen[1])."

Wenn man schwach und kurzsichtig genug gewesen ist, einen Krieg zu entfesseln, ohne das geringste Bündnis vorgesehen zu haben, dann gibt man dem russischen Bündnisse, das für Frankreich die Ursache seiner Wiederaufrichtung gewesen ist, nicht eine so unwürdige Bezeichnung! Nie hat unser Land zugestimmt, auf seine Hoffnungen Verzicht zu leisten, und die Staatsmänner, die dazu beigetragen haben, dieses

[1]) L'Empire libéral, Bd. XIV, S. 3 und 4.

glückliche Bündnis abzuschließen, haben das öffentlich und formell gesagt. Um sich wegen seiner Leichtfertigkeit zu entschuldigen und um sich eine persönliche Genugtuung zu geben, zweifelt Emile Ollivier an der Ehre des französischen Volkes und wirft er ihm vor, sich durch die niedrigsten Vergnügungen zu zerstreuen! Er wagt es, eine Bande gemeiner Boulevardläufer mit der ernsten und männlichen Masse guter Bürger zu verwechseln! Hat er denn nicht, wie wir alle, kürzlich das Beben verspürt, das die Erhebung Frankreichs hervorrief, als die offiziöse deutsche Presse gewagt hat in einem Tone zu sprechen, der allen Anstand außer Augen ließ und darauf anspielte, der Krieg sei nahe. Die Haltung des Landes war so stolz, daß die Herausforderung sofort wieder verschwand. Ist das Mutlosigkeit? Ist das Erniedrigung? Es ist unerhört, daß ein Staatsmann, ein Geschichtschreiber, um seine eigenen Schwachheiten zu rechtfertigen, bis dahin hinabsteigt, sein eigenes Land anzuklagen, die Ehre als ein „altes aristokratisches Vorurteil" anzusehen! Sich damit zu brüsten, sich mit gesenktem Kopfe in die vom Feinde gestellte Falle gestürzt zu haben, unter dem Vorwande, einen angetanen Schimpf nicht haben ertragen zu wollen, das heißt einen neuen Fehler begehen. Die alten Fehler reichten aus, um zu beweisen, daß Emile Ollivier, der im Januar 1870 den förmlichen Entschluß gefaßt hatte Frankreich den Frieden zu sichern, es darauf in unbedachter Weise in den Krieg verwickelt hat. Darin teilt er die Verantwortung mit seinem Minister des Auswärtigen, und vierzehn oder zwanzig Bände Rechtfertigung und Verherrlichung reichen nicht hin, um das vergessen zu machen. Warum hat er nicht, wie seine früheren Kollegen, der Marschall Le Boeuf, der Herzog de Gramont, der Admiral Rigault de Genouilly und andere der Untersuchungskommission, die ihn im Jahre 1872 dazu aufgefordert hat, alle die Gründe angegeben, die seine Haltung geleitet hatten? Er hat sich geweigert vor den Richtern seine Aussagen zu machen, die ihm volle Freiheit ließen, alle Einzelheiten anzuführen, die ihm notwendig schienen. Erst als die Zeugen dieser schmerzlichen Tatsachen tot sind, unternimmt er eine unendliche und verwirrte Rechtfertigung, vermischt mit Beweisen und kühnen Behauptungen, die man bestreiten kann, gespickt mit heftigen und ungerechten Anschuldigungen gegen Männer, die nicht mehr da sind, um ihm zu antworten. Aber die authentischen Dokumente liegen vor, und die haben geantwortet[1]).

[1]) Im Jahre 1880 ist zwischen Paul de Cassagnac und Emile Ollivier eine heftige Polemik entstanden infolge eines beklagenswerten Briefes des Prinzen Napoleon, der die Politik der Dekrete billigte, wobei Ollivier den Prinzen verteidigte. Im Verlaufe dieser Polemik suchte der frühere Ministerpräsident seine Haltung von 1870

Was den Kriegsminister, den Marschall Le Boeuf, anbelangt, der ernstlich an den friedliebenden Charakter des Kabinetts glaubte, in das er eintrat, so hat er eingestanden, einen bevorstehenden Krieg nicht vorausgesehen zu haben. Noch wenige Tage vor dem Hohenzollernschen Zwischenfalle nahm er eine Verminderung seines Budgets von 13 Millionen an. Am 6. Juli sagte er zu seinen Kollegen im Ministerrate: „Die Mobilisation kann 350 000 Mann umfassen, um mich aber in dieser wichtigen Angelegenheit nicht zu weit vorzuwagen, sage ich nur für 300 000 Mann der aktiven Armee gut und für 120 000 Mobilgardisten. Von den 300 000 Mann der regulären Armee hoffe ich 250 000 in vierzehn Tagen genügend organisiert zu haben, natürlich mit den Lücken in der Verwaltung, die man aber schnell ausfüllen wird. Um die 300 000 Mann zusammenzubringen, glaube ich, brauchen wir wenigstens drei Wochen." Diese Erklärung, die später vor der Untersuchungskommission wiederholt wurde, zeigt uns die Mobilisation nicht unter einem so günstigen Lichte, wie das Kabinett das hat glauben lassen. In bezug auf die Bündnisse, auf die der Kriegsminister rechnen mußte, um seine Truppen zu verteilen, gestand Le Boeuf, bei den befreundeten Mächten und selbst in Süddeutschland auf eine bewaffnete Neutralität gerechnet zu haben, so daß ein Teil der feindlichen Truppen festliegen würde. Bei der Bewaffnung anlangend, hat er behauptet, daß die Armee entgegen dem, was gesagt worden sei, vollständig gekleidet und ausgerüstet gewesen sei, und daß sogar zwei Millionen Stiefel in den Magazinen bereitgelegen hätten. Diese Zahl stand in den Registern, aber die Tatsachen haben bewiesen, daß zahlreiche Soldaten während des Krieges keine Schuhe gehabt haben. Die Artillerie sollte 3000 Kanonen, Vierpfünder und Zwölfpfünder, und elf Millionen Kilo Pulver, die Infanterie eine Million Chassepots, 340 000 umgemodelte Gewehre und 113 Millionen Patronen haben. Das zeigten die Bücher an. Es ist möglich, daß alles das existierte, es ist aber sicher, daß die Unordnung in der Kriegsverwaltung derartig war, daß viele Regimenter ihre Waffen nur sehr unvollständig oder verspätet bekamen. Man begreift allerdings, wie der Marschall Le Boeuf, der diese Ziffern vor Augen hatte und auf die Ordnung, die Regelmäßigkeit und das gute Arbeiten aller Verwaltungszweige vertraute, geglaubt hat sagen zu können, es sei alles bereit. Er hätte sich nicht auf die schriftlichen Berichte verlassen dürfen; er hätte die Lage prüfen müssen, selbst oder durch einige sichere Offiziere. Was nun die gerechten Vorwürfe erklären oder abschwächen

durch Gründe zu rechtfertigen, deren Schwäche und Haltlosigkeit sein hitziger Gegner nachwies, wenn auch in etwas zu heftigen Ausdrücken. — Man vgl. die Zeitungen Le Pays und l'Estafette vom April 1880.

kann, die man der Langsamkeit unserer Mobilisation gemacht hat, das ist das Schwanken des Kaisers und des Ministerrates. Aber alles das entschuldigt nicht das zu große Vertrauen des Kriegsministers zu den unvollständigen Vorbereitungen und seine Unkenntnis unserer Gegner.

Da die Streitkräfte, gegen die man zu kämpfen haben würde, viel stärker waren als die unseren, wurden die Pläne geändert, und es ist bekannt was passierte. Le Boeuf war am 20. Juli zum Chef des Generalstabes ernannt worden, mußte aber unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, die ihn nach den ersten Niederlagen beschuldigte nichts vorbereitet zu haben, auf diesen Posten verzichten und sich mit dem Kommando des 3. Armeekorps der Metzer Armee begnügen. Er tat sich tapfer bei Borny, bei Gravelotte, bei Saint-Privat und bei Noisseville hervor, wo er sich immer als tapferer Soldat da zeigte, wo es am gefährlichsten war. Als ihn August Callet, der Abgeordnete der Loire, fragte, warum er seinen Posten als Oberbefehlshaber aufgegeben habe, und ihn bat, genau die einzelnen Motive anzugeben, sagte er einfach und kurz: „Ich glaube, wenn ein Chef Unglück hat, ist es seine Pflicht sich zurückzuziehen." Nach dem Kriege hielt sich Le Boeuf in stiller Zurückgezogenheit und trauerte um die verlorenen Provinzen und seine verlorenen Hoffnungen. Er hat nie gegen jemand den geringsten Vorwurf verlauten lassen. Er hat nichts gesagt, nichts geschrieben, um sich zu rühmen oder zu rechtfertigen. Es ist das ein edles Beispiel von Trauer und Sühne. Die Geschichte muß ihm das gerecht anrechnen.

Ohne irgendeinen Zweifel ist die Gesetzgebende Versammlung, die die Regierung aufgestachelt und zu den äußersten Maßregeln gezwungen hat, verantwortlich; ebenso die Hofgesellschaft und die äußerste Rechte, Rouher und der Senat.

Man kann hierzu auch die Presse der Ultrabonapartisten rechnen, dann auch etwas weniger die Zeitungen der verschiedenen Schattierungen, die ununterbrochen an Sadowa erinnerten, als sei das die schlimmste Erniedrigung, und der Regierung den Vorwurf machten, das nicht wieder gutmachen zu können; die die vom Fürsten Anton angebotene Genugtuung als lächerlich bezeichneten und der Kriegserklärung Beifall gaben. Kann man aber sagen, daß das Land sich selbst getäuscht hat, daß es durch zu großes Selbstvertrauen und zu große Unterschätzung des Feines gesündigt hat; daß die Regierung ihm alles gesagt hat, was sie konnte? Nein. Einer Überstürzung mußte man energisch widerstehen; konnte man das nicht, dann mußte man sich zurückziehen. Wer konnte denn behaupten, das Kabinett Ollivier sei allein imstande den Schwierigkeiten der Lage entgegenzutreten, wenn

es das Kabinett nicht selber war? Seine Existenz war wertvoll, gewiß, aber die Frankreichs war wertvoller. Wenn also die öffentliche Meinung, die Presse, die Hofpartei sich im Irrtum befanden, dann mußte man ihnen die Verantwortung überlassen, da sich niemand überzeugen lassen wollte.

Wie soll man sich darüber wundern, daß ein Volk, das man hatte glauben lassen, alles sei bereit, und daß der Feind vor unseren Streitkräften nicht stand halten würde, daß man ihn mit Kolbenstößen zwingen würde über den Rhein zu gehen und das linke Ufer zu räumen; das auf eine vervollkommnete Bewaffnung rechnete, auf gefüllte Arsenale und Magazine, auf ausgebildete Reserven, auf eine bedeutende Truppenzahl und militärische Hilfsquellen sondergleichen, auf einmal den Kopf verloren hat? Es wurde zornig und tadelte die Führer, denn es konnte sich nicht denken, daß eine so mächtige Armee, eine so glorreiche Armee wie die französische, von der deutschen Armee besiegt werden könne; denn es wußte nicht, daß sie geringer an Zahl war und nur unvollständig mit dem versehen, was ihr nötig war, um mit Erfolg kämpfen zu können. Es wußte auch nicht, daß diese bewundernswerten Soldaten vor der gewaltigen Übermacht gewichen waren, und vor einer Artillerie, die der seinen an Zahl und Treffsicherheit ganz bedeutend überlegen war. Es wußte auch nicht, daß der Marschall Le Boeuf sich geweigert hatte, die früher durch Niel getroffenen Maßnahmen ernstlich zu prüfen, da er sie für mehr als ausreichend hielt. „Aus einem übertriebenen Achtungsgefühle für alles, was sein Vorgänger bestimmt hatte," sagt der General Lebrun, „wollte er nichts daran ändern[1])."

Nun zu denen, die die Fahne wieder ergriffen haben, um den Krieg fortzusetzen; haben sie deswegen eine schwere und gerechte Verantwortlichkeit auf sich geladen?

In der Sitzung vom 8. Juni 1871 hat Thiers den Männern, die die Revolution vom 4. September gemacht haben, vorgeworfen, den Krieg über das offenbare Interesse des Landes hinaus verlängert zu haben. Er fügte aber hinzu: „Aber geben Sie gut acht. Was konnten die wohl tun, die in Paris waren? Konnten sie die Tore der Hauptstadt öffnen? Nein. Paris hatte nur eine Rolle in der Nationalen Verteidigung: das war, die Tore zu schließen und den Feind so lange aufzuhalten, als dies möglich war... Es lag denen ob, die außerhalb Paris waren, zu sehen, ob sie die Mittel hätten, den Feind zurückzuweisen, und ob die Mittel, die sie anwandten, die richtigen waren. Sie haben sich getäuscht, schwer getäuscht." Und Thiers verurteilte

[1]) Souvenirs du général Lebrun.

dann die Politik „dieser verrückten Rasenden, die Frankreich in die größte Gefahr brachte." Er verurteilte besonders die Kühnheit derer, die dem Lande die Ausübung seiner Rechte nehmen wollte. „Was mich anbelangt," sagte er, „ich habe mit aller Macht in Tours und in Bordeaux gegen diese antinationale Politik angekämpft, die in ihren Ergebnissen schrecklich war, die so frech und anmaßend war, es einigen übelzunehmen, daß man sich an die Stelle Frankreichs gesetzt hatte, da es sich um sein Heil handelte." Dieser Teil der Rede Thiers', der sich auf die Delegation bezog, wurde, wie ich mich erinnere, von der Mehrheit mit großem Beifall aufgenommen und rief nur wenige Unterbrechungen hervor, selbst nicht in dem Teile der Versammlung, der den Tadel des Chefs der ausübenden Gewalt nicht billigte.

Die Leidenschaften, die diese brennenden Fragen damals im Lande hervorriefen, sind seit langem beruhigt, und der Geschichtschreiber kann das benutzen, um seine Meinung frei auszusprechen. Es scheint mir, daß Thiers in bezug auf die Fortsetzung des Krieges seinen Tadel übertrieben hat. Auch Gladstone hat gesagt, er bedaure Frankreich, in die Hände von Männern gefallen zu sein, die erklärt hätten, man würde keinen Fuß breit des Landes und keinen Stein einer Festung abtreten und keinem Friedensvorschlage Gehör geben, solange noch ein deutscher Soldat den Boden Frankreichs besudle. Gladstone sagte nicht, oder wußte nicht, daß die Erklärung Jules Favres von der ganzen Hauptstadt mit Begeisterung aufgenommen worden war, und daß Gambetta von ganz Frankreich mit Beifall überschüttet wurde. Hervorragende Leute, Generäle, Beamte, Räte, berühmte Schriftsteller, die keiner republikanischen Partei angehörten, waren von diesen Worten bewegt und sehr begeistert worden. Sie entsprachen damals — es wäre Fälschung, das Gegenteil sagen zu wollen — dem allgemeinen Gefühle. Hätte Paris gleich nach Sedan die Waffen niedergelegt, dann wäre das die Revolution gewesen, es wäre sofort die Kommune aufgestanden. Wenn die Provinz einem plötzlichen Frieden zugestimmt hätte, dann weiß man nicht, was aus den Wahlen hervorgegangen wäre, bei denen die Parteien sich zerrissen, und welche Unruhen die Departements in Trauer versetzt hätten. Es wäre eine unaussprechliche Unordnung entstanden, von der das Ausland Nutzen gezogen hätte.

Um die Lebhaftigkeit der Vorwürfe Thiers' recht zu begreifen, muß man sich also daran erinnern, daß man soeben eine heftige Krise durchgemacht hatte, die zwischen der Regierung von Paris und der der Delegation eine Trennung verursacht hatte. Gambetta hatte den Fehler begangen, durch eine willkürliche Bestimmung eine ganze Reihe von Leuten von der Wählbarkeit auszuschließen, und diese Bestimmung

verletzte die Wahlfreiheit und schädigte zugleich die Verhandlungen mit Deutschland. Sie wurde von der Pariser Regierung für ungültig erklärt. Jules Simon hatte, wie man weiß, den Auftrag erhalten, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, und es fehlte nur wenig, und er wäre verhaftet und außer stand gesetzt worden, seine Pflicht zu erfüllen. Die Zeitungen, die zum größten Teile der Pariser Regierung treu geblieben waren, sahen ihre Nummern konfisziert, und alles deutete auf eine Art Staatsstreich hin, auf eine improvisierte Diktatur, als Gambetta schließlich selbst einsah, welche Gefahr ein solches Vorgehen, dem Feinde gegenüber, haben müsse, und sich vor der Entscheidung seiner Kollegen beugte. Dieser Versuch war es, der Thiers in Aufregung versetzt hatte und ihn veranlaßte, das Vorgehen der Delegation so streng zu beurteilen. Wenn man nun auch, wie er, die Willkür gewisser politischer Handlungen verurteilt, so ist es doch unmöglich den kräftigen Anstoß zum Widerstande, das Feuer, die Flamme, die sie überall im Lande angefacht hat, nicht anzuerkennen, mit der sie dazu anregte, sich auf den Feind zu stürzen, indem sie unter der Fahne die Bürger aller Klassen und aller Stände vereinigte und so eine wahre patriotische Verschmelzung hervorbrachte und unseren Feinden zeigte, mit welcher Hartnäckigkeit, mit welcher Wut die Nation sich schlägt, verteidigt und Widerstand leistet, von der der Feind einst überrascht und wütend gesagt hatte: „Oh, was für eine trotzige Nation!" Eines Tages, als sich Kaiser Wilhelm Schillers Jungfrau von Orleans vorlesen ließ, unterbrach er Schneider, seinen Vorleser, als er die Worte las: „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?" und sagte: „Ich kenne aber einen, der das gekonnt hat, das ist Gambetta!" Dieser Widerstand ist die Ehre der Nationalen Verteidigung, und seine Gegner, auch die unversöhnlichsten, haben das schließlich anerkannt. „Frankreich hat sich trotz seines Unglückes durch seinen Widerstand die Achtung der Welt erworben", sagt Herr de Freycinet. „Allein, ohne Verbündete, ohne Führer, ohne Armee, zum ersten Male ohne Verbindung mit seiner Hauptstadt, hat es fünf Monate lang mit improvisierten Hilfsmitteln dem gewaltigen Feinde, den die reguläre Armee des Kaiserreichs keine fünf Wochen aufzuhalten imstande gewesen war, Widerstand geleistet. Europa hat mit Bewunderung dieser ungeheuren Anstrengung beigewohnt und hat uns die Sympathien wieder zugewandt, die uns eine unsinnige Politik hatte verlieren lassen[1])."

Ein jeder fühlte da, daß der Krieg fortgesetzt werden sollte, und ein jeder wollte sich für die Niederlagen rächen, die wohl glorreich,

[1]) La guerre en province, 1872.

aber doch Niederlagen waren. Es würde an Berufssoldaten fehlen. Dann wollte man sich mit Rekruten schlagen, mit ungeübten Männern, die aber, wie die alten, voller Energie und Patriotismus waren. Es würde an Führern fehlen. Dann würde man alte, noch brauchbare Generäle wiedernehmen oder neue schaffen. Und diese aus dem Stegreife gebildeten Armeen hielten unter Leuten wie Aurelle de Paladines, Faidherbe, Chanzy, Sonis, Jauréguiberry, Pourcet, Loysel fünf lange Monate den Feldzug aus und verursachten den Deutschen ungeheure Verluste, so daß es dem Kanzler des Norddeutschen Bundes selbst bange wurde und ihn während der langen schlaflosen Nächte fürchten ließ, Europa, das sich endlich wiedergefunden hatte, ihm den Lohn der deutschen Siege streitig machen zu sehen. Vierzehn Tage nach der Übergabe von Metz schrieb Moltke an den General von Stiehle: „Man muß den mächtigen Hilfsquellen des Landes und dem Patriotismus der Franzosen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nachdem Frankreich gesehen hat, daß seine ganze Armee in Gefangenschaft abgeführt worden ist, hat es in dieser kurzen Zeit eine neue Armee ins Feld stellen können, die unsere Aufmerksamkeit verdient." Und im Dezember schrieb er wieder: „Durch erfolggekrönte Operationen hat die deutsche Armee alle Streitkräfte, die der Feind ins Feld gestellt hatte, in Gefangenschaft führen können. Frankreich hat aber trotzdem Mittel gefunden in einem Zeitraume von kaum drei Monaten eine neue, noch zahlreichere Armee zu schaffen, als die war, die zerstört ist. Trotz unserer Siege in den letzten Tagen nimmt die Zahl der Truppen zu, und wenn auch der Wert dieser Truppen dem der unseren nicht gleichgestellt werden kann, so muß man doch voraussehen, daß die anscheinend unerschöpflichen Hilfsquellen des feindlichen Landes das entscheidende und schnelle Ergebnis unserer Waffen in Frage stellen könnten, wenn unsererseits das Land nicht in einem gewissen Maße ähnliche Anstrengungen macht wie Frankreich[1])."

Man mag die Illusionen derer kritisieren, die auf diese Weise den Kampf fortsetzten. Sie hatten als Rechtfertigung die geheiligten Worte der alten Monarchie: „Alles ist verloren, nur nicht die Ehre!" In einer von Patriotismus durchglühten Schilderung hat der Graf Albert de Mun den Seelenzustand der unglücklichen Offiziere dargestellt, die nach dem unsagbar traurigen Tage des 29. Oktobers, wo Metz seine Tore den Deutschen öffnete, in Mainz in der Gefangenschaft die Fortsetzung des Kampfes durch ihre Mitbürger erfuhren. „In dem Unglücke war die Mauer, die uns seit dem 20. August von der übrigen Welt trennte, eingestürzt. Während der Belagerung von Metz hatte der

[1]) Moltkes Briefe und Erinnerungen.

Feind nur die Gerüchte von Katastrophen, niederdrückende Nachrichten, lügenhafte oder verwirrende Erzählungen zu uns gelangen lassen; Sedan, die Revolution, der Widerstand gebrochen, Frankreich geteilt zwischen dem Feinde und der Anarchie. Bazaine hatte den beunruhigten Geistern keine andere Speise vorzusetzen vermocht oder gewollt. Plötzlich erschien uns das Vaterland in Waffen, sich mit einer ungeheuren Anstrengung aufrichtend: Paris unverletzt, die Provinz aufgestanden. Das war wie eine Rache für unsere zerrissene Herzen. Welche Hände trugen die Fahnen? Wir wollten es nicht wissen, nur daß sie noch flatterten, nachdem die unseren ausgeliefert worden waren. Wer nach dem schrecklichen Alpdrücken dieses unerwartete Erwachen nicht miterlebt hat, kann sich von der starken Bewegung keinen Begriff machen. Wir überließen uns ihr mit einer Art Stolz während des demütigenden Wartens im Bureau der Festung Mainz, und da wir kein Vertrauen in den Sieg hatten, belebte sich wenigstens die Hoffnung auf eine künftige Wiederaufrichtung." Und der Herzog de Broglie hat auch diesen Widerstand in Ausdrücken gefeiert, die man wiedergeben muß, denn sie gereichen denen zur Ehre, die das große Wort „Trotzdem!" ins Praktische übertragen haben. „Das Frankreich von 1870 ist, in bezug auf patriotische Energie, nicht hinter seinem Vorgänger von 1792 zurückgeblieben. Was hat ihm gefehlt? Doch nicht der Mut! Nie ist der mit mehr Glanz gezeigt worden, und die Dauer des Mißgeschicks hat gezeigt, daß die Kraft dem Mute nicht nachstand. War es militärischer Geist beim Soldaten? Unsere Mobilgarden waren gut soviel wert wie die Freiwilligen von damals. War es die Erfahrung und das Talent der Führer? Die berühmtesten waren allerdings Gefangene, aber es waren andere erstanden, die das Unglück genügend geehrt haben, um zu zeigen, daß sie würdig gewesen wären, vom Siege begünstigt zu werden. Das Frankreich, das wir gekannt haben, hat sogar vor dem, das ihm seinen Ruhm vererbt hat, einen Vorteil voraus: es hat die Einmütigkeit des Widerstandes bewahrt. Der politische, soziale und religiöse Haß, der die erste Prüfung so sehr getrübt hatte, schwieg vor dem Feinde. Während des sechsmonatigen Kampfes hat es keinen Abfall gegeben und keinen Bürgerkrieg. So wird denn auch die Generation, die bald verschwinden wird, ihren Platz in der Geschichte neben der einnehmen, die ihr vorangegangen ist. Und wenn der griechische Redner beim Andenken an die Kämpfe von Platäa und von Marathon hat schwören können, daß Athen Chäronea nicht im Stiche gelassen hat, dann können auch wir sagen, daß die Toten von Jemappes und Fleurus ihre Erben in den Helden erkannt haben, die bei Loigny und bei Champigny gefallen sind."

Dieser verzweifelte und unerwartete Widerstand hätte Europa erlauben können, zu sich zu kommen, der Liga der Neutralen, sich aufzulösen, den Mächten, einzugreifen, etwas für die Nation zu versuchen, der ihre Feinde selbst im Anfang in feierlichen Proklamationen erklärt hatten, daß sie mit ihr keinen Krieg führten. Ja, Europa konnte handeln und mußte das, nicht nur im Interesse Frankreichs, sondern in eigenem Interesse. Und erst heute wird es sich des schweren Fehlers bewußt, den es 1871 begangen hat! Es hat sich eine übermäßig große und ehrgeizige Macht bilden lassen, die zu einer sehr starken Armee eine sehr starke Flotte hinzugesellen wird und ebensogut zu Wasser wie zu Lande herrschen will. Wie das gigantische Reich Napoleons I. wird es erst dann mit seinen Übergriffen aufhören, wenn Europa bemerken wird, es sei um es geschehen, wenn es sich nicht einer solchen Herrschaft widersetzt. Das ist der Fehler, den Europa vor vierzig Jahren begangen hat. — Man möge der Delegation ihr Eingreifen in die Politik und ihre Neigung vorwerfen, die Hand auf das Wahlrecht haben legen zu wollen, ihre Irrtümer in der Handhabung der Armeen und ihre strengen oder ungerechten Urteile über gewisse Führer, das mag sein. Aber die Fortsetzung des Krieges nach Sedan, nach Metz, ihren Widerstand bis aufs äußerste, nein. Eine Nation kann ungeheure materielle Verluste erleiden; sie ist verloren, wenn sie sich an moralische Verluste gewöhnt, denn die sind nicht wieder gut zu machen. Der Widerstand hat dazu gedient, den Stolz und die Ausdauer unseres Landes zu beweisen. Er hat dazu gedient den Egoismus und die Gleichgültigkeit derer, die sich unsere Freunde nannten, zu zeigen und ihnen zugleich ihr unpolitisches Benehmen vorzuhalten. Indem sie uns haben niederwerfen lassen, haben sie sich selbst getroffen und sind so, die einen die Untergebenen Deutschlands, und die anderen die beunruhigten und geängstigten Zuschauer seiner Macht geworden. Unser Widerstand hat übrigens die Wirkung gehabt, daß es der Sieger nach beendigtem Kriege für klug gehalten hat, sich, in der Furcht vor einem zukünftigen Kriege, mit zwei anderen Staaten zu verbünden, so groß ist das Gefühl unserer Tapferkeit und unserer Hartnäckigkeit.

Vierzig Jahre sind vergangen, und noch spricht man mit Stolz von der Verteidigung unserer Provinzen und von Paris. Man erinnert sich, welchen Enthusiasmus in der Nationalversammlung die Worte des Generals Le Flô in der Sitzung vom 9. März 1871 hervorriefen: „Das Beispiel einer Stadt von mehr als zwei Millionen Einwohnern, mit einem Umfange von 50 Kilometern, die fünf Monate lang den Bemühungen einer Armee von zweihunderttausend Mann, die ein Kriegsmaterial hatten, wie man es sich nicht schrecklicher denken

kann, hat widerstehen können, ohne daß ein einziges seiner Forts, ein einziges seiner Vorwerke hat genommen werden können, ist eine der bewundernswerten Tatsachen, die in der Geschichte ein leuchtendes Zeichen zurücklassen und denen, die die Verteidigung geleitet haben, ebenso viele Ehre macht, wie denen, die das Verdienst gehabt haben, sie mit ebensoviel Mut wie Patriotismus dabei zu unterstützen." Und am Tage darauf gab Thiers diesem Zeugnisse eines tapferen Soldaten die persönliche Bestätigung: „Ich habe auf meiner Reise durch Europa gesehen, daß der Widerstand von Paris die Meinung, die man von Frankreich hat, erhöht hat. Ich habe gesehen, wie sehr dieser Widerstand uns ehrte." Was die Armeen der Provinz anbelangt, so haben die auf ihren Gegner einen solchen Einfluß ausgeübt, daß in der Mitte des Novembers Moltke, der ihre Angriffe befürchtete, wie ich gesagt habe, daran dachte, die Belagerung von Paris aufzuheben[1]). Es hat wenig daran gefehlt, daß das Glück verschiedene Male unter unsere Fahnen zurückkehrte, trotz der Entbehrungen und Leiden, die unsere Soldaten erleiden mußten, trotz der Härte eines ganz besonders strengen Winters.

Nachdem Herr de Freycinet an die unglücklichen Umstände erinnert hat, die auf unserer Seite den Krieg von 1870 kennzeichneten, wie die berechnete Untätigkeit Bazaines, die die Katastrophe von Sedan herbeiführte, wie der Widerstand der Metzer Armee gerade in dem Augenblicke aufgegeben wurde, als die Loirearmee vorgehen zu können glaubte, ohne die Dazwischenkunft des Prinzen Friedrich Karl befürchten zu müssen, die plötzliche Krankheit des Generals Chanzy in der Schlacht von Mans, der Verlust der Folgen der siegreichen Schlacht von Coulmiers durch die unvorsichtige und großherzige Tat des Generals Reyau, der seine Kavallerie nicht schonte, um die bayrische Armee zu verfolgen und gefangen zu nehmen, die Niederlage von Orleans, die nicht stattgefunden hätte, wenn unsere Truppen zwei Tage mehr Zeit gehabt hätten sich vorzubereiten, und wenn die Tätigkeit des kommandierenden Generals selbständiger und freier gewesen wäre; wie die ewig bedauernswerte Unterzeichnung des Waffenstillstandes, bei dem die Ostarmee vergessen wurde, die dadurch unfehlbar zur Einschließung in der Schweiz verurteilt wurde, trotz dem Heldenmute Bourbakis und seiner Soldaten; wie die Delegation darüber in Unkenntnis gelassen wird, wie lange Paris die Belagerung voraussichtlich aushalten kann, und zwanzig andere unselige Umstände, endlich die schreckliche Strenge des Winters, die plötzlich dazu kam, als wenn der, den Napoleon „den

[1]) Moltke, Der Krieg von 1870.

General Winter" nannte, einen Vertrag mit unseren Feinden gemacht hätte: stellte er fest, daß sich die ganze Gesamtheit dieser beklagenswerten Tatsachen zu der organischen Schwäche Frankreichs gesellt habe, um seine kräftigen Bemühungen unwirksam zu machen. „Und diese Gesamtheit ist derartig," gesteht er ein, „daß man versucht ist, sich zu fragen, ob nicht ein höherer Grund für die physischen Ursachen dagewesen ist, eine Art Sühne für nationale Fehler, oder der harte Stachel für eine notwendige Wiederaufrichtung. Bei so außerordentlichem Unglücke kann man sich nicht wundern, wenn religiöse Seelen sich sagen: Digitus Dei hic est!"[1])

Wie sollte man hier nicht die ergreifenden Bemerkungen Bossuets in seinem Schluß der Allgemeinen Geschichte anführen, als er zeigt, daß alle, die regieren, sich einer höheren Gewalt unterworfen fühlen, ohne vorherzusehen, welchen Lauf die Zukunft nimmt. „Gott ist es, der die Wirkungen in den entferntesten Ursachen vorbereitet und die großen Schläge ausführt, deren Rückschläge so weit reichen. Wenn Er den letzten Schlag ausführen und Reiche stürzen will, dann ist alles schwach und unregelmäßig bei den Ratgebern... Sprechen wir nicht mehr vom Zufall oder Glück, oder sprechen wir davon nur, wie von einem Worte, mit dem wir unsere Unwissenheit bedecken." Diese Worte finden eine ganz besondere Anwendung auf die schweren Ereignisse, die ich hier dargestellt habe.

Indem er nun auf die moralischen Gründe übergeht, bemerkt Herr de Freycinet, daß ein Volk, das sich zwanzig Jahre lang auf der Jagd nach dem Reichtume befunden, seinen Geist allen Frivolitäten geöffnet und die Gewohnheit der strengen Pflichterfüllung und der Tugend verloren hatte, sich auf solche Katastrophen gefaßt machen mußte. Hatte die Armee, die aus dem Volke selbst hervorgegangen war, nicht auch einige seiner hergebrachten Fähigkeiten verloren? Jedoch findet man bei ihr gerade die Spur der männlichen Tugenden, der Aufopferung und des Heldentums. Die Soldaten, die bei Weißenburg, bei Forbach, bei Borny, bei Gravelotte, bei Sedan, bei Metz, bei Orleans, bei Coulmiers, bei Loigny, bei Champigny, auf so vielen Schlachtfeldern gefallen sind, haben sie nicht freudig ihr Leben hingegeben für ein Vaterland, das sie groß, frei und geachtet wissen wollten? Diese Führer, diese Offiziere, die an der Spitze ihrer Division, ihres Regimentes ruhig und zuversichtlich dem Tode entgegengingen, machten den Eindruck unerschrockener und tüchtiger Männer, die, wie man gesehen hat, der höchsten Anstrengung fähig waren und sich ebensogut beim Rück-

[1]) La guerre en province, S. 350. — Vgl. La France par Heinrich, 1873.

zuge bewährten, wie in der Schlacht. Sie sind allzuoft der Gegenstand beklagenswerter Behandlung oder Kritiken gewesen. Sie haben diese verachtet, denn sie standen über den Menschen und Dingen. Sie lehrten ihre Soldaten, die Vertrauen zu ihnen hatten, den Geist der Ergebenheit, den Geist der Aufopferung kennen, der die Armeen zusammenkittet. Sie haben mit wenigem viel erreicht. Unter ihnen war nicht einer, der nicht seine Pflicht begriffen hätte, und unter dem unerhörten Verrate haben sie mehr gelitten als andere Franzosen. Gewiß haben sie festgestellt, daß in ihren Reihen bedeutende Fehler und Irrtümer begangen worden sind, und darum verlangten sie Änderungen, wie eine vollkommenere militärische Ausbildung, neue Methoden, die mehr der modernen Kriegskunst angepaßt waren, eine schnellere Mobilisation, größere Effektivbestände, bessere Bewaffnung, einen geübteren und ausgebildeteren Generalstab, eine männlichere Ausbildung in dem Sinne, daß man beim Soldaten die Ausdauer und den Mut, die Kaltblütigkeit und das Vertrauen mehr ausbildete, alles Sachen, die, wie ich hoffe, heute gesichert sind.

Thiers, der für die Nationale Verteidigung streng gewesen ist, ist aber selbst auch der Kritik nicht entgangen. Gewisse Geschichtschreiber sind der Meinung, daß seine Mission in Europa und seine Friedensverhandlungen allzusehr gelobt worden sind. Sie haben seine Erklärungen, seine Ansichten, seine Pläne, seine Ansprüche getadelt. Einige haben sogar über seine Paradepolitik gespottet und über seine lächerliche Auffassung einer der Geschichte innewohnenden Gerechtigkeit. Sie haben geglaubt, bei ihm mehr persönlichen Ehrgeiz als wahren Patriotismus zu entdecken. Sie sind überstreng und ungerecht gewesen. Am strengsten und bittersten von allen aber ist Emile Ollivier gewesen. Nachdem er Thiers vorgeworfen hat, vor dem Kriege die Wahrheit über unsere militärische Schwäche nicht enthüllt, noch alle die Illusionen zerstreut zu haben, trotzdem er sich als „mißachtete Kassandra" hinstellte, und unseren entmutigten Soldaten zugerufen zu haben, sie sollten sich retten, sich schließlich den Feindseligkeiten widersetzt zu haben, weil er die politischen Folgen eines Sieges fürchtete, die seine Präsidentschaft der Republik unmöglich gemacht hätten, auf die er immerfort rechnete, beschuldigt er ihn, in dem Augenblicke, wo der Krieg unvermeidlich geworden war, die Rolle La Fayettes vom Jahre 1815 wieder aufgenommen zu haben, den Sturz der Regierung und eine Revolution vor dem Feinde angekündigt zu haben und die Absetzung des Kaisers zugegeben zu haben, ohne das Wort aber selbst auszusprechen[1]).

[1]) Thiers à l'Academie et devant l'histoire. — Paris 1879, Garnier.

Nicht um für Frankreich Verteidiger zu suchen, ist der dreiundsiebzigjährige Mann durch Europa gereist. Nach der Ansicht Olliviers hat er das getan, um nach seiner Gewohnheit davon zu kommen, und zu gehen, um auf Kosten der leeren Staatskasse für das gute Recht Frankreichs zu sprechen und viele Verleumdungen über den Gefangenen auf Wilhelmshöhe und gegen seine Minister auszustreuen! „Und das war keine Verhandlung, sondern eine politische Kapitulation, die uns ebenso schädlich war, wie die militärischen Kapitulationen[1])." Thiers habe endlich seine Übernahme der Regierung vorbereitet und seine Kandidatur durch seine Freunde vorbereiten lassen, wodurch sich das freiwilligste und freieste aller Plebiszite in den vielen Departements erkläre!

Emile Ollivier geht noch weiter mit seinen schon so heftigen und ungerechten Kritiken. Indem er von den Verhandlungen Thiers' mit Bismarck spricht, sagt er: „Immer glaubensselig, wenn es sich um seine Person handelte, glaubte er zu imponieren; er hat gar nichts erhalten." Aber Belfort?... Ja, diese Stadt ist uns geblieben, das ist wahr, aber weil der König von Preußen dafür in der neuen Provinz das Schlachtfeld behalten wollte, wo die Königliche Garde zugrunde gegangen war.

Aber der Befreier des Landes?... Jedweder Unterhändler hätte die Bedingungen erlangt, die wir haben über uns ergehen lassen müssen. Es ist übertrieben, den einen Befreier des Landes nennen zu wollen, der, wie ich gern zugeben will, gezwungen und verzweiflungsvoll die Abtretung von Straßburg und Metz unterzeichnet hat[2])." Aber die unerhörte Schnelligkeit, mit der das Land geräumt worden ist, und die Leichtigkeit, mit der dank der patriotischen Unterstützung aller Franzosen die ungeheure Kriegsentschädigung bezahlt worden ist? „Anstatt den Opfermut zu erregen, hat Thiers die Versuche einer freiwilligen Subskription entmutigt und hat sich an die Lüsternheit der Geldgier gewandt... Er hat sich als ein sehr geschickter Leiter des Geldmarktes erwiesen, ein Meister in der finanziellen Reklame und in der Agiotage; er war kein Bürger, den die Leidenschaft für das öffentlichte Wohl bewegte!" Da sieht man, bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten einen die Leidenschaft und eine kleinliche Rachsucht führen kann! Emile Ollivier hat gesucht, die ganze Schale einer eifersüchtigen und wütenden Laune über den auszugießen, der in den unglücklichen Tagen, die durch die Sorglosigkeit des Kaiserreichs und seiner Minister hervorgerufen worden waren, mit Mut und Ergebenheit seinem Lande zu Hilfe ge-

[1]) Thiers à l'Academie et devant l'histoire. — Paris 1879, Garnier, S. 136.
[2]) Ebenda, S. 140.

kommen ist. Er freut sich über seinen Sturz am 24. Mai und schreibt bei seinem Tode diese verächtlichen Worte: „Der Tod hat ihn überrascht mit der Feder in der Hand, als er ein Manifest der Opposition aufsetzte. Er hat geendigt, wie er angefangen hat ... Deshalb wurde er auch wie im Triumphe von der Menge zur letzten Ruhe begleitet, die er während seines Lebens zu verachten gewohnt war."

Diese Menge war das ganze Volk von Paris, zu dem sich das Diplomatische Korps, die Mitglieder der beiden Kammern, der Akademien und gelehrten Gesellschaften, die höheren Offiziere der Armee, kurz alles, was Frankreich an hervorragenden Leuten aufweist, dann die Abordnungen aus Elsaß-Lothringen gesellten, das sich dessen erinnerte, der alles, was ihm an Worten und persönlichem Einflusse zu Gebote stand, aufgeboten hatte, um diese beiden Provinzen der Habgier des Siegers zu entreißen[1]).

In seinem letzten Buche[2]) ist Emile Ollivier nicht weniger bitter, wie in seiner Studie „Thiers in der Geschichte". Er beschuldigt Thiers, den Patriotismus des gesetzgebenden Körpers beleidigt zu haben; in einer Rede, die dem Auslande dienen sollte, selbst zur Entfesselung des Krieges mitbeigetragen zu haben, indem er ununterbrochen den Ehrenpunkt im Herzen einer empfindlichen Nation berührte; ungerechterweise gesagt zu haben, der Krieg sei die notwendige Folge der Garantieforderung gewesen; mehr als sonst jemand dazu beigetragen zu haben, ein blindes Vertrauen in den Erfolg unserer Armee zu setzen, ohne aber je ein Wort davon gesagt zu haben, das die ungenügende Vorbereitung des Militärs angedeutet habe; und schließlich „mit einer Frechheit sondergleichen Aussprüche erfunden und in übermäßiger Weise die Kriegstaten übertrieben zu haben, über die er sich ausgelassen hätte!"

Das ist das Bild, das Emile Ollivier von einem wahren Patrioten, einem aufrichtigen Liberalen, einem berühmten Geschichtschreiber, einem klugen und wunderbar tätigen Bürger, einem Staatsoberhaupte entwirft, der in die größten Angelegenheiten Frankreichs verwickelt gewesen ist, in einem Alter, wo so viele Männer berechtigterweise auf Ruhe Anspruch machen, der stets bereit war gerechte Sachen zu verteidigen, und bis zur letzten Stunde sich für große Ideen und edle Fragen begeistert hat! Aber die Nationalversammlung hatte ihn schon bei allen seinen Verkleinerern geächt, indem sie erklärt hatte, er habe sich um das Vaterland wohl verdient gemacht, und dabei hatte der Präsident der Versammlung dieses gerechte Lob noch in Ausdrücken verstärkt, die man nicht vergessen wird: „Eine Nation zeigt ihre moralische Größe,

[1]) Man vgl. Histoire de la République (1876—1877) von de Marcère, Plon 1910.
[2]) L'Empire libéral Bd. XIV, S. 409, 412, 490, 502.

wenn sie ihre Dankbarkeit bis zur Höhe der ihr geleisteten Dienste erhebt und den Männern, die ihr dienen und ihr zur Ehre gereichen, eine Belohnung gewährt, die ihrer selbst und jener würdig ist."

Ohne Zweifel hat Thiers, wie jeder Staatsmann in einer sehr langen Karriere, sich Schwächen und Fehler vorzuwerfen. Es wäre kindisch, das verheimlichen zu wollen. Aber das Ende seines Lebens, das ganz der Aufgabe gewidmet war, einen unglücklichen Krieg zu verhindern und ein Land wieder aufzurichten, das er „die edle Verwundete" nannte, ist ohne Vorwürfe gewesen. Deshalb hat man wohl daran getan, auf seinem Grabe die Worte anzubringen: Patriam dilexit.

Lassen wir nun die Männer und kehren wir zu Frankreich zurück.

Von all den Ereignissen, denen wir beigewohnt haben, von all den Revolutionen, die wir gesehen haben, von all den unerhörten Änderungen, von den großen und beklagenswerten Dingen, was ist davon in uns geblieben? Welche Erinnerungen haben wir behalten von den Hoffnungen, den Illusionen, den kurzen Freuden, den Enttäuschungen, den Niederlagen, den Katastrophen, die unser Land aufgewühlt haben, vor vierzig Jahren? Welche Lehren haben wir daraus gezogen? Haben wir je gesagt, oder sagen wir es noch, wie das Stein getan hat nach der Niederlage von Jena: „Nun handelt es sich darum, die Trennung zwischen den Klassen aufzuheben, einem jeden die Möglichkeit zu geben, seine Kräfte frei zu entwickeln nach einer moralischen Fähigkeit, jeden dahin zu bringen, das Vaterland so zu lieben, daß er ihm sein Leben und seine Güter opfert"? Haben wir gedacht und gesagt, wie es dieser glühende Patriot getan hat: „Damit diese Reformen vollständig ihren Zweck erfüllen, der die innere Entwicklung des Volkes ist, muß man den religiösen Geist der Nation wieder erwecken. Von der Unterweisung und Erziehung der Jugend müssen wir die größten Ergebnisse erhoffen. Wenn man die Prinzipe nährt und anregt, die das Leben veredeln, wenn man einen zu beschränkten Unterricht vermeidet, wenn man mit Sorgfalt die zu sehr vernachlässigten Instinkte kultiviert, auf denen die menschliche Kraft und Würde beruhen, die Liebe zu Gott und zum Vaterlande, dann können wir hoffen, eine Generation heranwachsen zu sehen, die körperlich und moralisch kräftiger ist, und auch vor uns eine bessere Zukunft sich auftun sehen!"

Das haben unsere Feinde gesehen.

Und wir Franzosen, was sehen und hören wir nur zu oft?... Neben herrlichen und tröstlichen Beispielen von Mut und Hingebung, die uns unsere Soldaten auf afrikanischem Boden bieten, neben edlen

und patriotischen Reden, die aufrichtige Leute noch halten, was für traurige Szenen sehen wir, was für Gotteslästerungen, was für Beleidigungen gegen alles, was den Kultus unserer Seelen ausgemacht hat und immer ausmachen muß! Welchen Abscheu, welchen Schauder muß nicht ein Franzose empfinden, der diese Rasenden, diese Unvernünftigen hört, wie sie die Trikolore beschimpfen und sich ihrer Beleidigungen noch rühmen, der gewisse Erzieher des Volkes sieht, die sich bemühen, in den jungen Herzen die edelsten, die männlichsten Instinkte herabzusetzen? Wenn diese ungeheuerliche Verbrüderung gegen alles, was die Kraft, die Sicherheit, sogar die Ehre der Nation ausmacht, triumphieren sollte — was für ein Triumph! — wenn diese verruchten Prophezeiungen Früchte trügen, wie das ihre verbrecherischen Urheber hoffen, was würde dann von diesem Frankreich bleiben, das einst in Europa den Wächterruf ausstieß, dessen alte Geschichte nichts als eine Reihe von Wundern ist? Fetzen, Lumpen, Scherben, ein namenloser Staub! Alle die aufgeführten Taten würden nichts anderes als vergängliche und nichtssagende Schemen sein, wenn sie den Franzosen nicht das in die Erinnerung riefen, daß sie die unbedingte Pflicht haben, durch ihre Reden, Schriften und Taten für ihre Kinder bessere Tage vorzubereiten, die einer Vergangenheit würdig sind, die, vor den letzten Niederlagen, so vielen Ruhm und so viel Wohlergehen kannte!

Das ist meine feste Hoffnung, und die möchte ich in das Herz derer verpflanzen, die dieses Werk lesen.

Der Krieg von 1870 wird neben ungeheurer Trauer ein großes und vergeltendes Verdienst gehabt haben: Frankreich zu zeigen, daß eine Nation, die leben will und die, plötzlich vor einen schrecklichen Konflikt gestellt, das natürliche Bestreben hat, zu siegen, immer bereit sein muß, wenn sie nicht dem eindringenden Feinde und dem Untergange überliefert sein will, den traurigen Folgen des Einfalles und der Eroberung. Wir wissen nicht, wie die Zukunft sein wird, wir haben aber die Pflicht unaufhörlich daran zu denken, indem wir alle unsere Sorgfalt, alle unsere Bemühung darauf richten, unserer Armee, unserer Marine und besonders unseren Finanzen Verbesserungen angedeihen zu lassen. Vom militärischen Standpunkte aus ist der Reichtum für eine Nation, die mächtig bleiben will, ein unvergleichliches Mittel der Macht und Sicherheit.

Im Monat Dezember 1908 hatte ein deutscher Maler in dem Sitzungssaale des Reichstags über dem Sessel des Präsidenten eine Episode aus der Schlacht von Sedan dargestellt, worauf man einen französischen Kürassier auf der Erde liegen, und die französische Fahne von einem preußischen Soldaten vor dem Könige Wilhelm, der von

Bismarck und Moltke gefolgt vorbeiritt, mit Füßen getreten sah. Nach der heftigen Kritik gewisser Abgeordneter, die fanden, der Maler hätte besser daran getan die braven französischen Soldaten darzustellen, wie sie der preußischen Gesandtschaft in Peking zu Hilfe eilten, verschwand das Bild, das ebenso wenig künstlerisch, wie es herausfordernd war. Aber die Tatsache, daß man mitten im Frieden ein derartiges Bild vor den Vertretern des deutschen Volkes und Elsaß-Lothringens hat aufhängen können, hatte eine solche Bedeutung erhalten, daß man sie nicht vergessen darf. Sie erinnert uns, daß die unerbittliche Politik Bismarcks, mit seinem Stolze und seiner Gewalttätigkeit, immer noch bei unseren Nachbarn in Ehren steht. Sie beweist, daß der schreckliche Kanzler Schüler hinterlassen hat, die sich in geeigneter Stunde des Meisters würdig zeigen möchten.

Als gelehriger Schüler Machiavellis und Friedrichs II. hat Bismarck vor keinem Mittel zurückgescheut, um seine Pläne zu erreichen. Er hat die deutsche Einheit per fas et nefas gemacht. Er hat seiner Politik aus Eisen, aus Feuer und aus Blut seinen König selbst hinzugesellt, der ursprünglich zögernd und gutmütig, nach den ersten Erfolgen von 1864, 1866 und 1870 ehrgeiziger geworden ist, als sein Kanzler selbst. Dieser hat sich nach dem letzten Kriege gerühmt, durch eine namenlose Hinterlist zwei Völker aufeinander gehetzt zu haben, und dafür hat er Bewunderer gefunden. Er hat eine Schule gegründet, die nach seinem Beispiele wiederholt, daß die Macht alles ist, und daß es besser ist gefürchtet als geliebt zu werden; daß jedes Mittel recht ist, um zu regieren; daß es erlaubt ist, ohne Skrupel Böses zu tun, wenn es nötig ist; daß die Beobachtung von Verträgen zwischen großen Staaten nur bedingt ist, sobald sie der Kampf ums Dasein auf die Probe stellt; daß die Unbeständigkeit der politischen Interessen und die daraus folgenden Gefahren der Stoff sind, mit dem man die geschriebenen Kontrakte füttern müsse, wenn sie halten sollen. Das sind machiavellistische und bismarckische Maximen, die immer noch Geltung haben, und die man nicht vergessen darf, was für Ereignisse auch eintreten mögen und welches Entgegenkommen man uns auch bezeigen mag.

Es ist angebracht zu bemerken, daß Europa anfängt, sich darüber, was eine solche Politik wert ist, Rechenschaft abzulegen, und ihre Vertreter sehr streng zu beurteilen. „Wenn wir die Völker nehmen, die den Erdball bewohnen, kleine und große," sagte kürzlich ein Deutscher, der Professor Steinhausen, in der „Deutschen Rundschau", „und wir frügen sie eines nach dem anderen, was sie von uns denken, so würde es sicher sein, daß ihre Antwort nichts Angenehmes für uns haben würde. Es kann heute kaum eine verhaßtere Nation geben als die deutsche."

Diese Würdigung nahm eines Tages Bismarck für sich in Anspruch, und das mit stolzer Genugtuung. Hatte er nicht alles getan, um das zu erreichen? Nehmen wir, auf gut Glück, ein Beispiel aus seinem Leben. Sein Freund, der englische Geschichtschreiber Lord John Motley, wollte am 9. September 1870 aus freien Stücken für uns ein gutes Wort einlegen und schrieb darum an den Kanzler: „Je gemäßigter die Friedensbedingungen sind, um so größer wird in Zukunft das Vertrauen sein." Weiß man, was der Kanzler ihm antwortete? Vier Worte, scharf wie ein Säbelhieb: „Zum Teufel das Vertrauen!"

Lassen wir uns also nicht zu einem gefälligen Optimismus hinreißen, oder zu einer verderblichen Gleichgültigkeit. Glauben wir nicht an eine leichte Annäherung, an eine notwendige oder unvermeidliche Verständigung mit denen, die den nahtlosen Rock zerrissen haben und die, was man auch sagen möge, bereit sind, mit Würfeln zu spielen um das, was gewisse Schriftsteller bei ihnen die letzte Hülle nennen.

Wenn Österreich, das mit einer wahrhaft überraschenden Leichtigkeit vergessen konnte, zugestimmt hat der Verbündete der Macht zu werden, die es 1866 geschlagen und aus dem Deutschen Bunde gestoßen hat, so hat Frankreich nach vierzig Jahren die Wunde noch nicht vergessen, die man seiner Seite geschlagen hat, und die sich bis jetzt noch nicht hat schließen können. Und warum? Es ist hier mehr als eine unvergeßliche und grausame Wunde, es ist bei uns und für uns der greifbare Beweis des gestörten Gleichgewichts; es ist der Beweis der absoluten Notwendigkeit natürlicher Grenzen, die unsere Väter erobert hatten und die Frankreich braucht.

Die Wegnahme zweier Provinzen durch den Feind mit Feuer und Schwert ist eine Gewalttätigkeit, die ein etwas stolzes Volk nicht vergißt; denn ein Volk, das daran nicht mehr denkt, verdient nicht zu leben. Man mache daher unserem Lande seine geduldige und ruhige Haltung nicht zum Vorwurfe; man werfe lieber denen, die es damals ohne Mitleid verstümmelt haben, vor, nicht begriffen zu haben, daß die Rückkehr der weggerissenen Kinder in den Schoß der Familie eine ewige Hoffnung ist. Wie sollte Frankreich ohne untröstliches Bedauern die deutschen Farben über einem glorreichen und schönen Lande wehen sehen, das unserer Trikolore zugelächelt hat? Nichts kommt bei den einzelnen wie bei den Völkern dem Mitleiden, dem Kultus der Vergangenheit gleich. Welchen neuen Gefahren würden sie nicht ausgesetzt sein, wenn sie auf ihre gerechten Forderungen verzichten wollten?

Seien wir also immer auf der Wacht, wie es Bismarck seinen Mitbürgern empfahl; haben wir ein offenes Auge, ohne jemand herausfordern zu wollen, aber dabei den festen Willen, alles zu beseitigen,

was unsere Lebensinteressen schädigen könnte. Glauben wir nicht, daß Gewalt vor Recht geht, aber glauben wir fest daran, daß das Recht, wenn es durch einen mächtigen Gegner bedroht werden kann, durch die Macht gestützt werden muß. Schließen wir feste Bündnisse, setzen wir uns mit anderen Mächten in herzliches Einvernehmen, aber rechnen wir vor allem auf uns selbst, seien wir jeden Augenblick bereit für alle Prüfungen. Zeigen wir denen, die an der Energie Frankreichs zweifeln, daß es immer entschlossen ist seine Einrichtungen und seine Traditionen zu verteidigen, die auf der Ordnung, der Disziplin, auf Gerechtigkeit und Freiheit beruhen. Ein so geschütztes Volk, ein Volk, das zugleich mit der moralischen Macht die materielle Macht hat, hat nichts zu fürchten. Wenn es sich dessen aufrichtig bewußt ist, dann kann es sich der Gegenwart erfreuen und seine Blicke mit Vertrauen auf die Zukunft richten.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Urkunden.

I.

Nationalversammlung.

Sitzung vom 17. Februar 1871.

Antrag der Abgeordneten des Niederrheins, des Oberrheins, der Mosel und der Meurthe betreffend die Nichtabtretung des Elsasses und Lothringens.

Herr Keller. — Ich bin überzeugt, meine Herren, daß der Antrag, den ich soeben auf den Tisch des Hauses gelegt habe, und den Sie mir gestatten werden vorzulesen, Ihren einstimmigen Beifall finden wird; denn es handelt sich hierbei um unsere Ehre, um unsere nationale Einheit, und in dem Punkte kann in einer französischen Versammlung keine Meinungsverschiedenheit bestehen. (Bewegung.)

Er lautet:

Die Unterzeichneten, Abgeordnete der Nationalversammlung, legen folgenden Antrag auf den Tisch des Hauses:

„Die Nationalversammlung zieht die einstimmige Erklärung der Abgeordneten des Niederrheins, des Oberrheins, der Mosel und der Meurthe in Erwägung."

Der Antrag sowie die Erklärung, die ich die Ehre haben werde Ihnen vorzulesen, ist unterzeichnet von den Herren Gambetta, Humbert, Küß, Saglio, Varroy, Titot, André, Tachard, Rehm, Eduard Teutsch, Dornès, Kablé, Hartmann, Ostermann, Laflize, Deschange, Billy, Bardon, Vior, Albrecht, Alfred Koechlin, Charles Boersch, Grandpierre, Chauffour, Rencker, Melsheim, Brice, Grosjean, Berlet, Schneegans, Scheurer-Kestner, Ed. Bamberger, Noblot, A. Boell, Ancelon und Keller.

Dieses nun ist, meine Herren, die Erklärung, die uns von der einmütigen Stimme unserer Wähler vorgeschrieben ist, und die wir Sie bitten in ernstliche Erwägung zu ziehen. Sie bildet ein wichtiges Element der Verhandlungen, die stattfinden werden, da sie den Willen der Bevölkerung ausdrückt, und weil zu der Zeit, wo wir leben, in voller Zivilisation, nicht die Rede davon sein kann, über Völker ohne ihre Zustimmung zu verfügen. (Sehr gut. Beifall.)

„Wir Unterzeichnete, französische Bürger, gewählt und abgeordnet von den Departements des Niederrheins, des Oberrheins, der Mosel und der Meurthe, um der Nationalversammlung Frankreichs den Ausdruck des einstimmigen Willens der Bevölkerungen des Elsasses und Lothringens zu überbringen,

Nach vorhergegangener Vereinigung und Verhandlung,

Haben beschlossen, in einer feierlichen Erklärung die geheiligten, unveräußerlichen Rechte darzulegen, damit die Nationalversammlung, Frankreich und Europa, wenn sie den Wunsch und den Entschluß unserer Auftraggeber vor Augen haben, keinen Akt vornehmen oder vornehmen lassen mögen, der geeignet ist ein Recht zu verletzen, das zu behüten und zu beschützen wir den ernsten Auftrag haben.

In der Tat, meine Herren, wir sind nur deswegen hier; unsere Wähler haben uns nur deshalb hierher gesandt, um zu bestätigen, daß wir Franzosen sind und immer Franzosen bleiben wollen. (Bewegung.)

Erklärung:

„I. Elsaß und Lothringen wollen nicht, daß sie abgetreten werden.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten mit Frankreich verbunden, in guten wie in schlechten Tagen, haben sich diese beiden Provinzen, die stets den Schlägen der Feinde ausgesetzt waren, immer für die Größe der Nation geopfert; sie haben mit ihrem Blute den unauflöslichen Pakt besiegelt, der sie mit der französischen Einheit verbindet. Durch fremde Ansprüche gefährdet, bestätigen sie trotz allen Hindernissen und Gefahren, sogar unter dem Joche des Eroberers, ihre unwandelbare Treue.

Alle bezeugen einstimmig, die Bürger sowohl, die in ihrer Heimat geblieben sind, wie auch die Soldaten, die zu den Fahnen geeilt sind, Deutschland und der Welt den unerschütterlichen Willen des Elsasses und Lothringens, französisch bleiben zu wollen. (Bravo links und auf verschiedenen anderen Bänken des Hauses.)

II. Frankreich kann die Abtretung Lothringens und des Elsasses weder zugeben noch unterzeichnen. (Sehr gut!) Es kann nicht, ohne die Fortdauer der nationalen Existenz zu gefährden, seiner eigenen Einheit selbst einen tödlichen Streich versetzen[1]), indem es die verläßt, die seit zweihundert Jahren durch patriotische Ergebenheit das Recht erworben haben, vom ganzen Lande gegen die Unternehmungen der siegreichen Macht verteidigt zu werden.

[1]) Hier stand ursprünglich die Phrase: „indem sie gewisse Glieder der französischen Familie der Ruhe opfert", die gestrichen worden ist.

Eine Versammlung, selbst aus der allgemeinen Wahl hervorgegangen, wird sich nicht auf ihre Souveränität berufen können, um Forderungen, die die nationale Einheit zerstören, zu decken oder anzuerkennen. (Beifall links.) Sie würde sich ein Recht anmaßen, das nicht einmal dem in seinen Wahlbezirken versammelten Volke zusteht. (Beifall links.)

Eine derartige Machtüberschreitung, die die Wirkung hat, die gemeinsame Mutter zu verstümmeln, würde der gerechten Strenge der Geschichte die überliefern, die sich dessen schuldig machen[1]).

Frankreich kann die Schläge der Macht ertragen, es kann nicht deren Beschlüsse gutheißen. (Beifall links.)

III. Europa kann die Abtretung des Elsasses und Lothringens weder erlauben noch bestätigen.

Als Hüterinnen der Gerechtigkeit und des Völkerrechtes können die zivilisierten Nationen nicht länger gegen das Schicksal ihrer Nachbarn gleichgültig bleiben, auf die Gefahr hin, selbst Opfer solcher Angriffe zu werden, die sie geduldet haben. Das moderne Europa kann ein Volk nicht wegnehmen lassen wie eine gemeine Herde; es kann nicht taub bleiben gegen die lauten Proteste der bedrohten Völker; es schuldet es seiner eigenen Selbsterhaltung, solche Übergriffe der Gewalt zu untersagen. Es weiß ja auch, daß die Einheit Frankreichs heute, wie in der Vergangenheit, eine Garantie für die Ordnung in der Welt ist, eine Schranke gegen den Geist der Eroberung und des Überfalls.

Der auf Kosten einer Gebietsabtretung geschlossene Frieden wird nur ein trügerischer Waffenstillstand sein, kein endgültiger Frieden. Er würde für alle die Ursache innerer Störungen sein, eine berechtigte und immerwährende Kriegsdrohung. Und was uns anbelangt, wir Elsässer und Lothringer, wir werden bereit sein den Krieg wieder anzufangen, heute, morgen, zu jeder Stunde, jeden Augenblick. (Sehr gut auf verschiedenen Bänken.)

Kurz, Elsaß und Lothringen protestieren laut gegen jede Abtretung. Frankreich kann sie nicht zugeben; Europa kann sie nicht billigen. So nehmen wir denn unsere Mitbürger in Frankreich, die Regierungen und die Völker der ganzen Welt zu Zeugen, daß wir jeden Akt, jeden Vertrag, jede Abstimmung oder jedes Plebiszit von vornherein für null und nichtig erklären, wodurch die Abtretung der ganzen Provinzen des Elsasses oder Lothringens oder eines Teiles derselben zugunsten des Auslandes bestimmt wird. (Bravo links.)

Wir erklären hierdurch das Recht der Elsässer und Lothringer, Mitglieder der französischen Nation zu bleiben, für ewig unverletzlich (Sehr

[1]) Die Worte, „die sich dessen schuldig machen," haben die ursprünglichen Worte „die Vatermörder" ersetzt.

gut!), und wir schwören, sowohl für uns wie auch für unsere Auftraggeber, für unsere Kinder und deren Nachkommen, es ewig und durch alle Mittel gegen alle Usurpatoren in Anspruch zu nehmen." (Bravo! Erneuter Beifall auf der Linken.)

[Man vergleiche oben die Seiten 108 und 137.]

II.

Bericht des Grafen von Bismarck an den König

über die Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern für den Thron Spaniens vom Februar 1870[1]).

„Die Krone Spaniens", sagt Robert von Keudell[1]) in seinem Buche über den Fürsten und die Fürstin Bismarck, „ist auf Betreiben des Staatsrats Don Eusebio Salazar y Mazzaredo, und durch ihn persönlich, dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern in den Jahren 1869 und 1870 viermal angeboten worden. Das erste Anerbieten wurde einfach abgelehnt. Nach dem zweiten Antrage äußerte (im September 1869) der Fürst Anton, daß die Frage erst in nähere Erwägung gezogen werden könne, wenn die spanische Regierung die Gewißheit habe, daß sowohl Kaiser Napoleon als König Wilhelm mit der Wahl des Erbprinzen einverstanden sein würden. Von der bezüglichen Besprechung gab der Fürst dem Kaiser Napoleon Kenntnis; dieser fand jedoch keinen Anlaß zu einer bezüglichen Rückäußerung.

Bei seiner dritten Reise nach Deutschland kam Salazar vor Ende Februar 1870 nach Berlin und übergab dem Kanzler ein vertrauliches Schreiben des damaligen Leiters der spanischen Politik, Marschall Prim. An demselben Tage ließ ich mich zufällig zum Vortrag melden. Als ich geendet hatte, sagte der Kanzler: „Bitte, bestellen Sie draußen, daß jetzt niemand mehr hereingelassen wird. Ich habe eben einen Brief vom Marschall Prim bekommen wegen der spanischen Königswahl. Ich muß etwas Ruhe haben, um die ganze Sache durchzudenken."

Am folgenden Tage diktierte er mir folgende Sätze, welche in einem an den König zu erstattenden außeramtlichen Berichte verarbeitet werden sollten:

I. Vorteile der Annahme der spanischen Königskrone durch den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern für Preußen und Deutschland.

Die Sympathie zwischen zwei Nationen, deren Interessen an keinem Punkte im Widerstreit stehen und deren freundschaftliche Beziehungen

[1]) Robert Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck S. 429. — Schon allein dieses Schriftstück deckt die ganze Art und Weise Bismarcks auf.

einer bedeutenden Entwicklung fähig sind, würde wesentlich gestärkt werden. In den Spaniern könnte sich ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Deutschland regen, wenn man sie aus den anarchischen Zuständen reißt, denen sie entgegenzugehen fürchten.

Für die Beziehungen zu Frankreich würde es von Nutzen sein, jenseits Frankreich ein Land zu haben, auf dessen Sympathien wir rechnen könnten und mit dessen Empfindungen Frankreich zu rechnen genötigt wäre. Wenn in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich in Spanien Verhältnisse bestehen, wie unter Isabella der Katholischen, und wenn auf der anderen Seite dort ein mit Deutschland sympathisierendes Regiment existiert, so wird der Unterschied zwischen diesen beiden Situationen sich für uns auf ein bis zwei Armeekorps beziffern. In dem einen Fall würden nämlich französische Truppen durch spanische Ablösung verfügbar gemacht, im anderen Fall wäre Belassung eines Armeekorps an der Grenze nötig. Die Friedensliebe Frankreichs gegen Deutschland wird immer im Verhältnis zu den Gefahren des Krieges wachsen oder abnehmen. Wir haben dort nicht dauernd auf Wohlwollen, sondern mehr auf Abwägung der für den Ausgang des Krieges wichtigen Tatsachen zu rechnen.

Handelspolitik:

Da schon in Rumänien die deutsche Dynastie die Handelsbeziehungen zwischen diesem küstenlosen Lande und Deutschland gefördert hat, so würde die Herrschaft eines Fürsten deutscher Abstammung auf der iberischen Halbinsel den alten blühenden Handel zwischen Deutschland und Spanien wieder beleben, der bekanntlich durch die politische Haltung Preußens gegenüber verschiedenen spanischen Vorgängen gelitten hat.

Weiterer Nutzen:

Das Ansehen der Dynastie Hohenzollern, der gerechte Stolz, mit dem nicht nur Preußen auf sein Königshaus blickt, sondern auch Deutschland sich mehr und mehr gewöhnt diesen Namen als ein nationales Eigentum zu nennen, dieses Element nationalen Selbstgefühls, das im bewußten Ansehen der Dynastie liegt, dient wesentlich zur Hebung des monarchischen Sinnes, wenn das Herrscherhaus sich in einer europäischen Position befindet, die nur in den habsburgischen Antezedenzien eine Analogie hat.

Dieses Element des Stolzes auf die Dynastie ist ein in unsern deutschen Verhältnissen keineswegs gering anzuschlagendes Gewicht für Zufriedenheit und Konsolidation. Es stärkt die moralische Kraft, von der die materiellen Kräfte abhängen.

II. Eine Ablehnung würde mehrfach unerwünschte Folgen haben:

Es würde die Spanier in hohem Grade verletzen, daß man eine Krone, die in der Geschichte mit Recht einen hohen Rang einnimmt, und eine Nation wie die spanische, die um Rettung aus der Anarchie bittet, in die sie sich versinken fühlt, zurückstößt und ihr den König versagt, der ihr (ganz außerhalb der spanischen Parteikämpfe stehend) der geeignetste scheint, und es würde als eine Härte erscheinen, einer Nation von 16 Millionen Einwohnern, die sich in dieser Not befindet, die Rettung durch Ablehnung aus persönlichen Gründen zu versagen. Die Chancen der Republik in Spanien würden dann erheblich steigen, was auch auf Frankreich zurückwirken könnte. Ob die für Frankreich vermehrten Gefahren der Republik Frankreich zum Friedensbruch drängen würden, ist eine Frage, die nicht mit Bestimmtheit verneint werden kann.

Für alle Verstimmungen in Spanien, für alle Gefahren von seiten Frankreichs würde die öffentliche Meinung in Deutschland diejenigen verantwortlich machen, von denen die Ablehnung ausgegangen wäre.

III. Ich hielte deshalb die Annahme im Interesse des Friedens und der Zufriedenheit bei uns im Lande für nützlich und für die ungefährlichste Entwicklung der spanischen Frage. Daß die orleanistische wie die republikanische abgeschnitten wird, ist für Frankreich von wesentlichem Wert.

Nach den mitgeteilten Daten ist die Wahl durch mehr als $^3/_4$ der berechtigten Wahlstimmen gesichert. Daß eine so große Nation, wie die spanische, mit solcher an Einstimmigkeit grenzenden Majorität ihren Willen kundgibt, muß schwer in die Wagschale fallen. Er erinnert an gleichartige Vorgänge in England bei der Wahl des jetzt regierenden Hauses an Stelle der vertriebenen Stuarts und in Rußland bei Erhebung der Dynastie Romanoff. Die Legitimität des Rechtes, kraft dessen die Dynastien in England und Rußland regieren, ist ohne Zweifel weniger anfechtbar als die Gewalttat Ludwigs XIV., vermöge deren die Habsburger aus Spanien zugunsten der Bourbons verdrängt wurden, oder die Revolution unter Ferdinand VII., vermöge deren die Sukzession auf Isabella überging. Ein Wiedererscheinen der Königin Isabella auf dem Thron schien mir für die monarchischen Interessen in Eurpoa sehr nachteilig. Eine Lebensweise wie die dieser Fürstin würde man in England nicht ein Jahr lang ertragen haben. Es spricht für den monarchischen Charakter der Spanier, daß sie nach allen Erschütterungen seit 1808 und nach allen Mißregierungen seit hundert Jahren die Herrschaft der Königinnen Christine und Isabella 36 Jahre lang ertragen haben. Auf diesen monarchischen Sinn kann der künftige König zählen."

Ohne Verzug legte ich diesen Entwurf eines Immediatberichts vor, in welchem nur die Form etwas verändert, der Inhalt des Diktats aber wiedergegeben war.

In den Lebenserinnerungen des Königs Karl von Rumänien wird eine dem König Wilhelm von Bismarck vorgelegte Denkschrift erwähnt, deren kurze Inhaltsangabe auf die Identität derselben mit meiner Ausarbeitung schließen läßt.

III.

Brief des Grafen von Bismarck an Lothar Bucher.

Juni 1870.

In einem von einem spanischen Geschichtschreiber veröffentlichten Briefe sagt Bismarck im Juni 1870 an Dr. Lothar Bucher über das vom Marschall Prim dem Prinzen Leopold gemachte Angebot, den Thron Spaniens anzunehmen:

„Es ist möglich, daß wir eine vorübergehende Gährung in Frankreich sehen werden, und es ist ohne Zweifel notwendig alles zu vermeiden, was sie hervorrufen oder verschlimmern könnte. Da dies so ist, wird es da gut sein, daß mein Name bei dieser Verhandlung genannt wird? Ich glaube nicht, sondern daß man im Gegenteil meine Person ganz beiseite lassen muß. In der Tat habe ich ja offiziell nichts damit zu tun. Es handelt sich um eine freiwillige Handlung der spanischen Nation einerseits und auf der anderen um einen Prinzen, der majorenn ist, über sein Tun verfügen kann und ein einfacher Privatmann ist. Wenn er Gründe gehabt hat, sich von seinem Vater und dem Chef der Familie ihre Zustimmung geben zu lassen, dann ist das eine reine Privatsache und keine Staatsangelegenheit. Den König über solche Projekte zu befragen ist die Pflicht des königlichen Hausministers. Ich habe ihn aber nicht in meiner Eigenschaft als Ministerpräsident beraten, sondern nur als Leiter der Auswärtigen Angelegenheiten, als Vertrauensmann, ebenso wie die anderen Staatsdiener, die in das Geheimnis eingeweiht sind.

Ich halte es für besser, wenn die spanische Regierung den Brief des Generals Prim vom 17. Februar und die Antwort darauf nicht veröffentlicht;[1]) so haben wir eine uneinnehmbare Stellung vor dem europäischen Publikum. Wenn man in Frankreich Lärm schlägt, fragen wir einfach: „Was wollt ihr? Wollt ihr der spanischen Nation und einem deutschen Privatmann Vorschriften machen?" Dann wäre es an der Zeit, das zu benutzen, was Sie mir vorschlagen. Man wird wohl über Intrigen schreien; man wird wütend auf mich sein, ohne aber den genauen

[1]) Dieser Brief war an Leopold von Hohenzollern gerichtet. Es wurde in Berlin im Ministerrate vom 15. März darüber verhandelt, worin die Annahme der Kandidatur als „die Erfüllung einer politischen Pflicht" dargestellt wurde.

Angriffspunkt angeben zu können. Es handelt sich nur um eine politische Frage, die den General Prim angeht, werde ich antworten. Ich habe auf seinen Brief geantwortet. Ich hoffe, er wird nicht an meiner Hochachtung für seine Person zweifeln, noch an meiner Zustimmung zu der Verwirklichung des Planes, die nur noch von ihm und den Cortes abhängt. Ich habe die Sache nicht so weit gebracht ohne bedeutende Schwierigkeiten, die Herr Goma mit seiner Terrainkenntnis sich wohl vorstellen und dem General auseinandersetzen kann."

Dieser Brief an Dr. Lothar Bucher, der im April 1870 mit dem Major Versen eine Forschungsreise in Spanien gemacht hat, um die wirkliche Lage und die Aussichten für die Königswahl zu studieren, stellt ohne Umschweife das Thema der bismarckischen Politik fest. „Damit der Theatercoup vollständig glückte, war es notwendig, daß die Kandidatur den Cortes plötzlich vorgelegt würde und die Zustimmung in kurzer Zeit erfolge, wodurch jeder Einspruch Frankreichs vergeblich geworden wäre und Spanien in derselben Zeit mit Preußen verbunden wurde. Der Schlag mißglückte wegen der Vertagung der Cortes." Es wurde schwer, den Namen des Kandidaten zu verheimlichen. Prim hatte alles versucht, um ihn vollständig geheim zu halten. Am 11. Juni hatte er zu den Cortes gesagt: „Man gestatte mir, seinen Namen nicht zu nennen, denn das wäre nicht klug. Das könnte Verwicklungen hervorrufen, und außerdem habe ich mein Ehrenwort verpfändet." Und nun, da mehrere Personen mit ins Vertrauen gezogen worden waren, wurde der Name Leopolds am 1. Juli bekannt. Prim wird unruhig: „Arbeit verloren," ruft er aus, „Kandidatur verloren! Und Gott gebe, daß es nur das sei!" Am Tage darauf geht er zu dem Baron Mercier de Lostende, unserem Botschafter. Das übrige ist bekannt[1]).

IV.

Kurze Notiz für den Kaiser über die Lage der Armee[2]).

Paris, den 6. Juli 1870.

Vierzehn Tage nach dem vom Kaiser gegebenen Befehle wird man zwei Armeen gebildet haben, die zählen:

350 000 Mann aller Waffengattungen;

875 Kanonen mit 1. und 2. Verproviantierung. Es blieben:

---

[1]) Vgl. Léonardon, Prim. (Ministres et hommes d'Etat.) und das 1. Kapitel des 1. Bandes dieses Werkes.

[2]) Oeuvres posthumes de Napoléon III, par de La Chapelle. Paris 1879. S. 197. — Die Addition ist falsch. Es muß heißen 642 546.

Im Inneren	161 500	Mann
In Algier	50 000	„
In Civita-Vecchia	6 500	„
Total	238 000	Mann
Dazu die obige Zahl	350 000	„
das macht	588 000	Mann

die für den Krieg zur Verfügung stehen.

Dazu die Spielleute und Ordonnanzen	74 546	Mann
macht im ganzen	662 546	Mann

die die reguläre Armee bilden.

Zu diesen Streitkräften kann man vom ersten Tage an 100 000 Mann der Nationalgarde gekleidet, ausgerüstet, bewaffnet und mit ihren Kadres organisiert hinzufügen.

Von der Kaiserlichen Order an sind ungefähr drei Wochen nötig, um die drei Regimenter Zuaven und die drei Regimenter Turkos aus Afrika bis zum Rhein kommen zu lassen und sie in Algier durch vier Regimenter Linieninfanterie zu ersetzen.

Es wird mehr als ein Monat nötig sein, um die vier Regimenter afrikanische Jäger bis nach Marseille oder Toulon kommen zu lassen.

Ich habe die Ehre, den Kaiser zu bitten, mir noch in derselben Stunde die Befehle zu geben, wo der Entschluß Seiner Majestät feststeht.

Der Kriegsminister Marschall Leboeuf.

Es geht aus der vom Kriegsminister gelieferten Notiz hervor, sagt der Graf de La Chapelle, daß der Kaiser auf einen Bestand von 588 000 Kämpfern rechnen konnte. Von dieser Zahl muß man abrechnen: 75 000 Mann der Klasse 1869, die am 1. Juli 1870 eingekleidet und eingereiht wurden, die aber noch nicht ausgebildet waren und noch einige Zeit in den Kasernen bleiben mußten; 50 000 Mann, die für Algier nötig waren, und 63 000 Mann für die Kader und an alten Soldaten, die man ebenfalls zu Hause lassen mußte.

Nach diesen Abzügen, und wenn man die Brigade aus Civita-Vecchia zurückrief, konnte man 400 000 Mann an die Grenze schicken.

Die Streitkräfte des Kaiserreichs waren also so verteilt:

Aktive Armee	400 000	Mann
In den Kasernen: Alte Soldaten	63 000	„
In den Kasernen: Die 1869er Klasse	75 000	„
Truppen, die man in Asien lassen mußte	50 000	„
	588 000	Mann
Spielleute und Ordonnanzen	74 000	„
Die gesamte Streitmacht	662 000	Mann

Da es möglich war, die Truppen in Algier um 20 000 Mann zu vermindern, konnte man in Frankreich außer den 400 000 Mann, die an die Grenze gingen, einen Stamm von 20 000 alten Soldaten haben, der mit den 138 000 vereinigt, die man in den Kasernen gelassen hatte, die vierten Bataillone der Regimenter im Felde bilden konnten. Die Frage war also, ob dieser Bestand von 400 000 Kämpfern ausreichte, um den Streitkräften Norddeutschlands zu widerstehen.

NB. — Der Norddeutsche Bund verfügte über 980 000 Mann und konnte beim Beginne des Krieges 480 000 Mann aufstellen, während wir in Wirklichkeit kaum 230 000 Mann hatten. H. W.

V.

Paris, den 12. Juli 1870.

... Gegen ein Viertel vor drei Uhr ließ der Botschafter Preußens sich anmelden, und ich ließ ihn sofort in mein Kabinett führen. Der Freiherr von Werther war eine sehr alte Bekanntschaft von mir: ich hatte ihn fast neun Jahre lang am Hofe von Wien zum Kollegen gehabt und immer mit ihm freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Ich betrachtete ihn und betrachte ihn noch als einen Mann, der aufrichtig den Frieden liebt, und war überzeugt, daß er meine Bemühungen in diesem Sinne unterstützen würde. Besser unterrichtet als die meisten von denen, die persönliche Fragen berührt und die Anschuldigungen vorgebracht haben, mit denen die französische und fremde Presse so oft den Namen des Freiherrn von Werther in Verbindung gebracht haben, kann ich mich dem strengen Urteile nicht anschließen, dessen Gegenstand er gewesen ist. Ich habe bei ihm stets den Wunsch versöhnlich und den Willen aufrichtig zu sein angetroffen. Zu dieser Erklärung halte ich mich verpflichtet, da ich im Laufe dieses Berichtes nötig haben werde, mehreren seiner Behauptungen zu widersprechen, die er in dem Berichte, den er nach unserer Unterredung an seinen König geschickt, gemacht hat.

Dieser Bericht, der in einigen Punkten ungenau ist, in allen anderen aber getreu und richtig, ist, wie ich fest überzeugt bin, im besten Glauben abgefaßt worden, und ich glaube sogar hinzufügen zu können, mit den besten Absichten.

Wer sich lange mit der Diplomatie beschäftigt hat weiß aus Erfahrung, welche Sorgfalt und wieviel Vorsicht der Bericht über eine ernste Unterredung erfordert, in der jedes Wort, jede Phrase eine abgemessene und beabsichtigte Tragweite hat. Gewisse Agenten sind derart von der Notwendigkeit durchdrungen, sich gegen das Durchgehen der

Feder zu hüten, das wenigstens ebenso gefährlich ist, wie das der Zunge, daß sie häufig unter gefährlichen Umständen ihren Bericht zu dem Minister des Auswärtigen bringen, dessen Worte sie wiedergeben sollen, und ihn ihm erst zu lesen geben, um ihn zu fragen: „Ist das genau so, wie Sie es gesagt haben, was Sie haben sagen wollen?" Und erst nach dieser entscheidenden Probe schicken sie ihre Korrespondenz ab. Mehr als einmal habe ich mich gut dabei befunden und habe, dank dieser Vorsicht, die Echtheit meiner Korrespondenz feststellen und aufrecht erhalten können. Ich bin also unter diesen Umständen wie der Arbeiter, der die Schwierigkeiten einer Arbeit kennt und dessen Urteil nicht so streng sein kann, wie das, was von denen gefällt wird, die das nie praktisch ausgeübt haben, worüber sie urteilen[1])...

(Auszug aus der Unterredung des Herzogs de Gramont mit Freiherrn von Werther.)

Bericht des Feiherrn von Werther an den König von Preußen.

Paris, den 12. Juli 1870.

Allerdurchlauchtigster usw.

Heute vormittag um 10 Uhr eingetroffen, in Gesellschaft eines französischen Kuriers des Grafen Benedetti, des Attaché Baron Bourquenay, hat der Herzog von Gramont sehr bald seinen Kabinettschef Grafen Faverney zu mir geschickt, um mich fragen zu lassen, ob ich imstände wäre, dem Minister heute meinen Besuch zu machen. Ich habe mich gleich dazu bereit erklärt und wurde vom Herzog von Gramont in der gewohnten freundlichen Weise, wie es zwischen alten Bekannten üblich, empfangen. Ehe ich über unsere Unterredung berichte, möchte ich bemerken, daß dieselbe durch Anmeldung des spanischen Botschafters, der eine offizielle Mitteilung zu machen habe, unterbrochen wurde. Diese Mitteilung bestand in einem Telegramm des Prinzen Anton von Hohenzollern (Vater), worin derselbe anzeigte, daß sein Sohn, der Erbprinz, bei der Verwickelung, die seine Thronkandidatur hervorrufe, dem spanischen Throne entsage und an den Marschall Prim diese Nachricht direkt habe gelangen lassen.

Unsere vom Herzog von Gramont eingeleitete Unterredung rollte hauptsächlich auf dem vom Grafen Benedetti angeregten Gegenstand, daß Ew. königl. Majestät durch die für die hohenzollernsche Thronkandidatur gegebene Autorisation, ohne Sich vorher darüber in irgendeiner

[1]) La France et la Prusse, par le duc de Gramont, S. 107—109.

Weise mit der kaiserl. französischen Regierung ins Benehmen zu setzen, Sich nicht bewußt wären, dadurch Frankreich verletzt zu haben.

Er fragte mich, ob sich dieses wirklich so verhalte. — Ich entwickelte ihm darauf, daß Ew. königl. Majestät diese Autorisation formell nicht hätten versagen können, nachdem der Prinz von Hohenzollern zur Annahme der ihm angebotenen Krone einen Beruf gefühlt habe, und haben Allerhöchstdieselben, bei den verwandtschaftlichen Verhältnissen des Prinzen zum Kaiser, gar nicht glauben können, daß diese Thronkandidatur in Frankreich übel aufgenommen werden würde.

Der Herzog von Gramont zitierte darauf die Beispiele des Herzogs von Nemours für den belgischen Thron und des Prinzen Alfred für den griechischen Thron als Fälle, wo eine solche Autorisation versagt worden wäre. Ich bestritt die Analogie mit dem gegenwärtigen Fall.

Der Herzog von Gramont führte alsdann an, es liege doch nahe, daß Frankreich als der nächste Nachbar Spaniens über die Thronbesetzung letzteren Landes ein reges Interesse haben müsse. Das Geheimnis, welches über die hohenzollernschen Verhandlungen bewahrt, hätte hier nur sehr verletzen können, und dies um so mehr, als der kaiserl. Hof in allen politischen Fragen stets die größten Rücksichten für unsere Regierung bewiesen habe. Dies Verfahren habe in ganz Frankreich tief verletzt und finde den Ausdruck in der Stimmung der Kammer, die zur Erschwerung der Frage leider gegenwärtig vereinigt wäre.

Der Herzog von Gramont fügte hinzu, er sehe die Entsagung des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron als Nebensache an, denn die französische Regierung hätte doch niemals seine Thronbesteigung zugelassen, aber er fürchte, daß aus unserem Verfahren eine bleibende Verstimmung zwischen unseren beiden Ländern fortdauern würde. Der Keim dazu müsse vertilgt werden, und er ginge dabei von dem Gesichtspunkte aus, daß wir in unserem Verfahren gegen Frankreich kein freundliches procédé beobachtet, wie dies auch seines Wissens von allen Großmächten anerkannt würde. Er möchte, aufrichtig gesagt, keinen Krieg, sondern freundliche und gute Beziehungen mit Preußen, und von mir wisse er, daß ich nach demselben Ziele trachte; wir müßten daher zusammen überlegen, ob es ein Mittel gebe, hierin eine befriedigende Einwirkung auszuüben, und stelle meiner Erwägung anheim, ob dazu nicht ein Brief des Königs an den Kaiser der richtige Ausweg wäre[1]).

[1]) Dieser Briefentwurf, der dem Könige vorgeschlagen wurde, den Gramont Werther hat vorlesen müssen, lautete so: „Indem mein Vetter, der Prinz von Hohenzollern, freiwillig auf die Kandidatur auf den spanischen Thron verzichtet hat, der ihm angeboten worden war, hat er einem Zwischenfalle ein Ende gemacht, dessen Anfang schlecht ausgelegt und dessen Folgen übertrieben worden sind. Ich lege zu viel Wert

Er appelliere an das ritterliche Herz Ew. königl. Majestät, welches dabei gewiß die richtige Eingebung verleihen würde.

Es könnte darin nur gesagt werden, daß Ew. königl. Majestät, indem Allerhöchst Sie den Prinzen Leopold von Hohenzollern zur Annahme der Krone Spaniens ermächtigt hätten, nicht hätten glauben können, weder den Interessen noch der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten; der König schlösse sich der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern an, und zwar mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwiespalts zwischen unseren beiden Regierungen nunmehr verschwunden sein würde. Solche und ähnliche Worte, die im allgemeinen durch Publizität[1]) zur Beschwichtigung der allgemeinen Volksstimmung beitragen könnten, dürfte dieser Brief enthalten; doch möchte er bevorworten, daß von den verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiser nicht die Rede sei. Dieses Argument verletzte hier eigentümlicherweise.

Ich habe dem Herzog von Gramont bemerkt, daß ein solcher Schritt ungemein durch seine am 6. d. M. in der Deputiertenkammer gegebene Erklärung erschwert würde; es kämen da Andeutungen vor, die Ew. königl. Majestät hätten tief beleidigen müssen. Er wollte das bestreiten, hob hervor, daß Preußen gar nicht darin genannt, und seine Rede zur Beruhigung der aufgeregten Kammer damals dringend notwendig gewesen wäre. Unterdessen kam der Justizminister Herr Ollivier zu unserer Unterredung, über die ihn der Herzog von Gramont in Kenntnis setzte. Herr Ollivier hob dringend die heilsame und im Interesse des Friedens notwendige Wirkung hervor und bat mich inständigst, den Gedanken eines solchen Briefes Ew. königl. Majestät gegenüber auszusprechen. Beide sagten, daß, wenn ich es nicht glaubte übernehmen zu können,

auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Norddeutschland und Frankreich, um mich nicht zu einer Lösung zu beglückwünschen, die der Art ist, diese sicher zu stellen." Dann kam die Notiz, die Gramont gesteht Werther selbst um drei Uhr gegeben zu haben: „Indem ich dem Prinzen Leopold von Hohenzollern gestattet habe, die Krone Spaniens anzunehmen, glaubte der König nicht den Interessen oder der Würde der französischen Nation nahe zu treten. Seine Majestät schließt sich der Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern an und drückt den Wunsch aus, daß jede Ursache eines Mißverständnisses künftig zwischen seiner Regierung und der des Kaisers schwinden möge." (La France et la Prusse, par le Duc de Gramont, S. 122—123. — Man vgl. weiter unten die Berichte Bismarcks.)

[1]) „Das war die Art des Schrittes, den wir dem Botschafter Preußens unterbreitet hatten, nicht mit der Idee den Text zu veröffentlichen, wie er es irrtümlich in seinem Berichte gesagt hat, sondern nur mit dem Gedanken, dessen Inhalt bekanntzugeben, um dadurch einen Stützpunkt für unsere versöhnlichen und friedlichen Bemühungen zu haben. Ich möchte da hinzufügen, daß wir, weit entfernt es zu verlangen, nicht einmal darum gebeten haben; der Freiherr von Werther sagt das selbst; wir überließen es seiner Erwägung zu beurteilen, ob dieser Ausweg nicht der richtige wäre." (La France et la Prusse, S. 123—124.)

so würden sie sich genötigt sehen, mit der Anregung dieser Frage den Grafen Benedetti zu beauftragen. Indem die beiden Minister hervorhoben, daß sie einen solchen Ausgleich zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter für ihre ministerielle Stellung bedürften, fügten sie hinzu, daß ein solcher Brief sie berechtigen würde, bei nicht ausbleibenden Angriffen gegen Ew. königl. Majestät als Verteidiger aufzutreten. Beide bemerkten schließlich, sie könnten mir nicht verhehlen, daß unser Verfahren in der hohenzollern-spanischen Angelegenheit viel mehr die französische Nation aufgeregt als den Kaiser beschäftigt habe.

In unserem Gespräch ließ der Herzog von Gramont die Bemerkung fallen, wie er glaube, daß der Prinz von Hohenzollern auf Ew. königl. Majestät Veranlassung entsagt habe; doch bestritt ich das und bezeichnete die Renunziation als nur gewiß auf eigener Initiative des hohenzollernschen Prinzen beruhend.

Bei dem eiligen Drängen der beiden Minister wünschten sie, daß ich die Sache telegraphisch anregen solle, doch dazu fand ich keine Veranlassung.

In tiefster Ehrfurcht usw.

(gez.) Werther.

VI.

Den 13. Juli 1870.

Offizieller Bericht über das, was sich in Ems zugetragen hat, unter der Aufsicht des Königs Wilhelm verfaßt.

Der Graf Benedetti beantragte am 9. d. M. in Ems eine Audienz beim Könige, die ihm sofort bewilligt ward. In derselben verlangte er, der König solle dem Erbprinzen von Hohenzollern den Befehl erteilen, seine Annahme der spanischen Krone zurückzunehmen. Der König entgegnete, daß, da er in der ganzen Angelegenheit nur als Familienhaupt und niemals als König von Preußen begrüßt worden sei und daher keinen Befehl zur Annahme der Thronkandidatur erteilt habe, er ebensowenig einen Befehl zur Zurücknahme erteilen könne. Am 11. erbat und erhielt der französische Botschafter eine zweite Audienz, in welcher er eine Pression auf den König auszuüben versuchte, damit derselbe in den Prinzen dringe, der Krone zu entsagen. Der König erwiderte, der Prinz sei vollkommen frei in seinen Entschlüssen; übrigens wisse er selbst nicht einmal, wo der Prinz, der eine Alpenreise machen wolle, sich in diesem Augenblicke befinde. Auf der Brunnenpromenade am 13. morgens gab der König dem Botschafter ein ihm selbst soeben zugestelltes

Extrablatt der Kölner Zeitung mit einem Privattelegramm aus Sigmaringen über den Verzicht des Prinzen, mit der Bemerkung, daß er selbst, der König, noch kein Schreiben aus Sigmaringen erhalten habe, ein solches aber wohl heut erwarten könne. Graf Benedetti erwähnte, daß er schon gestern abend die Nachricht vom Verzicht aus Paris erhalten habe, und als der König hiermit die Sache als erledigt ansah, verlangte der Botschafter nunmehr ganz unerwartet vom Könige, er solle die bestimmte Versicherung aussprechen, daß er niemals wieder seine Einwilligung geben werde, wenn die qu. Kronkandidatur etwa wieder aufleben solle. Der König lehnte eine solche Zumutung bestimmt ab und blieb bei diesem Ausspruch, als Graf Benedetti wiederholt und immer dringender auf seinen Antrag zurückkam. Demungeachtet verlangte Graf Benedetti nach einigen Stunden eine dritte Audienz. Auf Befragen, welcher Gegenstand zu besprechen sei, ließ er erwidern, daß er den am Morgen besprochenen zu wiederholen verlange. Der König wies aus diesem Grunde eine neue Audienz zurück, da er keine andere Antwort als die gegebene habe; übrigens auch von nun an alle Verhandlungen durch die Ministerien zu gehen hätten. Den Wunsch des Grafen Benedetti, sich beim Könige bei seiner Abreise zu verabschieden, gewährte derselbe, indem er ihn bei einer Fahrt nach Koblenz auf dem Bahnhof am 14. im Vorübergehen begrüßte. Hiernach hat also der Botschafter drei Audienzen beim Könige gehabt, die stets den Charakter von Privatgesprächen trugen, da Graf Benedetti niemals als Beauftragter oder Unterhändler sich gerierte.

Bericht des Obersten Radziwill an den König von Preußen über das, was in Ems vor sich gegangen ist.

Seine Majestät der König, infolge einer Unterredung mit dem Grafen Benedetti am 13. Juli früh auf der Brunnenpromenade, hatte die Gnade, mich gegen 2 Uhr nachmittag mit folgendem Auftrag zu dem Grafen zu schicken:

Seine Majestät hätte vor einer Stunde, durch schriftliche Mitteilung des Fürsten Hohenzollern aus Sigmaringen, die vollkommene Bestätigung dessen erhalten, was ihm der Graf morgens in betreff der Verzichtleistung des Prinzen Leopold auf die spanische Thronkandidatur als direkt aus Paris erfahren, mitgeteilt hätte. Seine Majestät sähe hiermit diese Angelegenheit als abgemacht an.

Graf Benedetti, nachdem ich ihm diesen Auftrag ausgerichtet, äußerte, er hätte seit seiner Unterredung mit dem Könige eine neue Depesche des Herrn von Gramont erhalten, in der er beauftragt würde,

sich eine Audienz von Seiner Majestät zu erbitten und nochmals Seiner Majestät den Wunsch des französischen Gouvernements nahe zu legen:

1. Die Verzichtleistung des Prinzen zu Hohenzollern zu approbieren, und
2. die Versicherung zu erteilen, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht wieder aufgenommen werden würde.

Hierauf ließ Seine Majestät dem Grafen durch mich erwidern, daß Seine Majestät die Verzichtleistung des Prinzen Leopold in demselben Sinne und in demselben Umfange approbierte, in dem Seine Majestät dies vorher mit der Annahme dieser Kandidatur getan hätten. Die schriftliche Mitteilung der Verzichtleistung hätte Seine Majestät von dem Fürsten Anton zu Hohenzollern erhalten, Höchstwelcher hierzu vom Prinzen Leopold autorisiert worden sei. In betreff des zweiten Punktes, der Versicherung für die Zukunft, könne Sich Seine Majestät nur auf das berufen, was Allerhöchstderselbe dem Grafen des Morgens selbst erwidert hätten.

Graf Benedetti nahm diese Rückäußerung Seiner Majestät dankbar entgegen und äußerte, er würde dieselbe, wie er hierzu autorisiert sei, seinem Gouvernement zurückmelden.

In betreff des zweiten Punktes müsse er aber, weil er durch die letzte Depesche des Herrn von Gramont die ausdrückliche Anweisung hierzu hätte, seine Bitte um eine nochmalige Unterredung mit Seiner Majestät aufrecht erhalten und wäre es auch nur, um dieselben Worte Seiner Majestät wieder zu vernehmen, um so mehr, als sich in dieser letzten Depesche neue Argumente vorfänden, die er Seiner Majestät unterbreiten möchte.

Hierauf ließ Seine Majestät dem Grafen Benedetti durch mich zum drittenmal nach Tisch, etwa um $^1/_2$6 Uhr erwidern, Seine Majestät müsse es entschieden ablehnen, in betreff dieses letzten Punktes (bindende Versicherungen für die Zukunft) sich in weitere Diskussionen einzulassen. Was er heute morgen gesagt, wäre Allerhöchstsein letztes Wort in dieser Sache, und er könne sich lediglich darauf berufen.

Auf die Versicherung, daß auf die Ankunft des Grafen Bismarck in Ems auch für den nächsten Tag bestimmt nicht zu rechnen sei, erklärte Graf Benedetti, sich seinerseits bei dieser Erklärung Seiner Majestät des Königs beruhigen zu wollen.

Ems, den 13. Juli 1870.

(gez.) A. Radziwill,
Oberstlieutenant und Flügeladjutant
Seiner Majestät des Königs.

VII.

Abstimmung über den Antrag der Herren Jules Favre und Buffet

betreffend die Mitteilung der Depeschen an den Gesetzgebenden Körper.

(Sitzung vom 15. Juli 1870.)

Zahl der Abstimmenden	243
Absolute Majorität	122
Dafür	84
Dagegen	159

Dafür haben gestimmt die Herren:

Marquis d'Andelarre, Arago, Baboin, Baron de Barante, Barthélemy Saint-Hilaire, Bastid, Prinz Marc de Beauvau, Bethmont, Boduin, Graf de Boigne, Bourbeau, Brame, Buffet, Buisson, Calmètes, Carré-Kérisouet, Chesnelong, Horace de Choiseul, Cochery, Crémieux, Graf Daru, Dessaignes, Desseaux, Dorian, Durand, Graf de Durfort de Civrac, Esquiros, Jules Favre, Jules Ferry, Gagneur, Gambetta, Garnier-Pagès, Germain, Girault, Glais-Bizoin, Goërg, Marquis de Grammont, Grévy, de Guiraud, Guyot-Montpayroux, Haentjens, Graf d'Hésecques, Houssard, Léopold Javal, Johnston, Josseau, de Jouvencel, Keller, Kolb-Bernard, Augustin Lacroix, Larrieu, Latour-du-Moulin, Le Cesne, Léon Lefébure, Lefèvre-Pontalis, Graf le Hon, Baron Lespérut, Magnin, Malézieux, Mangini, Marion, Herzog de Marmier, Martel, de la Monneraye, Morin, Ordinaire, Pelletan, Picard, Piccioni, Planat, Rampont, Raspail, Riondel, des Rotours, Jules Simon, de Soubeyran, Steenackers, Marquis de Talhouët, Tassin, Thiers, de Tillancourt, Viellard-Migeon, Wilson, Baron d'Yvoire.

Dagegen haben gestimmt die Herren:

Abbatucci, Herzog d'Albufera, Baron Alquier, André (de la Charente), André (du Gard), Argence, Graf d'Arjuzon, Aylies, de Beauchamp, Baron de Benoist, Berger, Birotteau, Bois-Viel, de Bosredon, Graf Boudet, Baron de Bourgoing, Bournat, de Bouteiller, Boutelier (Saône-et-Loire), Baron Buquet, Burin-Desroziers, Busson-Billault, Cazelles, Chadenet, Chagot, Chair d'Est-Ange, Chevandier de Valdrôme, Choque, Marquis de Colbert-Chabannais, Corneille, Vicomte de Cornudet, Cosserat, Coste-Floret, Graf du Couedic, Couleaux (du Bas-Rhin), Creuzet, Daguilhon-Pujol fils, de Dalmas, Darblay jeune, Darracq, General Dautheville, Baron David, Ferdinand David, Dechastelus, Dein, Delamarre (de la Creuse), Delavau, Delebecque, Deltheil, Denat, Laurent Descours, Deseilligny, Baron Desmarour de Gaulmin, Douesnel, Vicomte Drouot, Dugué de la Fauconnerie, Dumas, Du Miral, Paul

Dupont, Dupuy de Lôme, Duvernois, Baron Eschasseriaux, Adolphe Fould, Gustave Fould, Fouquet, Baron de Fourment, Gaudin, Gavini, Géliot, Genton, Gévelot, Girod (de l'Ain), Girou de Bazareingues, Baron Gorsse, Granier de Cassagnac, Grollier, Guillaumin, Hébert, Albert Huet, Joliot, Jourdain, Achille Jubinal, Graf de Keratry, Labat, Lacroix Saint-Pierre, Baron de Ladoucette, Baron Lafond de Saint-Mür Graf Frédéric de Lagrange, Laroche-Joubert, Lasnonier, Graf de la Tour, Baron Laugier de Chartrouse, General le Breton, le Calvez, le Clerc d'Osmonville, Eugène le Comte (Yonne), le Joindre, Graf le Peletier d'Aunay, Leret d'Aubigny, Alfred le Roux, Graf de Leusse, Stéphen Liégeard, Louvet, Baron de Mackau, Marey-Monge, Masséna Herzog de Rivoli, Mathieu (Corrèze), Mathieu (Pas-de-Calais), Mège, Baron Mercier, Millet, Millon, Montjaret de Kerjégu, de Montagnac, Mony, General de la Motterouge, Herzog de Mouchy, Graf Joachim Murat, Marquis de Nesle, Nogent Saint-Laurens, Noualhier, Emile Ollivier, Perrier, Peyrusse, Marquis de Piennes, Piette, Pinard (Nord), Pinart (Pas-de-Calais), Marquis de Piré de Rosnyvinen, Baron de Plancy (Aube), Graf de Plancy (Oise), Plichon, Graf de la Poëze, Pons-Peyruc, Quesné, Colonel Réguis, Baron Reille (Tarn), Graf Reille (Eure-et-Loir), Maurice Richard, Rolle, Roulleaux-Dugage, Roy de Loulay, de Saint-Paul, Segris, Sénéca, Sens, Seydoux, Baron Sibuet, Joseph Simon, Talabot, Terme, Thoinnet de la Turmélière, Marquis de la Tourrette, Tron, Baron Vast-Vimeur, Vendre, Vignat, Graf Welles de Lavalette, Baron Zorn von Bulach.

An der Abstimmung haben sich nicht beteiligt die Herren:

Graf d'Ayguesvives, Barillon, Belmontet, Bérard, Charlemagne, Dréolle, de la Guistière, Hamoir, Paulmier, Guillaume Petit, Pissart, Marquis de Quinemont, Rochefort, Rouxin, Schneider, Baron de Beauce, Werlé.

Abwesend mit Urlaub die Herren:

Auvray, Bancel, Boucaumont, Bouchetal-Laroche, Baron de Bussierre, Calvet-Rogniat, Marquis de Campaigno, Graf de Chambrun, Graf Jérome-Paul de Champagny, Graf Napoléon de Champagny, Graf de Charpin-Feugerolles, Christophle, Edouard Dalloz, Dollfus, Baron de Dommartin, Estancelin, Graf d'Estourmel, Marquis de Fay de La Tour Maubourg, Anselme Fleury, de Forcade la Roquette, Graf de Germiny, de Guilloutet, Charles le Roux, Malaussena, Graf Monier de la Sizeranne, Henri Roubel, Pamard, Baron de Pierres, Prax-Paris, Graf de Rochemure, de Saint-Germain, Tachard.

VIII.

Erklärung des Grafen von Bismarck im Bundesrat.

Berlin, den 16. Juli 1870.

Die Ereignisse, durch welche Europa im Laufe der letzten vierzehn Tage aus dem Zustande einer seit Jahren nicht erlebten Ruhe zum Ausbruch eines großen Krieges geführt ist, haben sich so sehr vor aller Augen vollzogen, daß eine Darstellung der Genesis der augenblicklichen Lage kaum etwas anderes sein kann, als eine Zusammenstellung bekannter Tatsachen.

Man weiß aus den Mitteilungen, welche der Herr Präsident des spanischen Ministerrats am 11. v. M. in der Sitzung der konstituierenden Cortes machte, aus der, durch die Presse veröffentlichten Zirkulardepesche des spanischen Herrn Ministers des Auswärtigen vom 7. d. M. und aus einer Erklärung, welche Herr Salazar y Mazarredo am 8. d. M. in Madrid drucken ließ, daß die spanische Regierung seit Monaten mit Seiner Durchlaucht dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern über die Annahme der spanischen Krone unterhandeln ließ, daß diese dem Herrn Salazar übertragenen Unterhandlungen ohne Beteiligung oder Dazwischenkunft irgendeiner anderen Regierung[1]) unmittelbar mit dem Prinzen und dessen erlauchten Vater geführt wurden und daß Seine Durchlaucht sich endlich entschloß, die Thronkandidatur anzunehmen. Seine Majestät der König von Preußen, welchem hiervon Anzeige gemacht wurde, hat nicht geglaubt, dem von einem großjährigen Fürsten nach reiflicher Überlegung und im Einverständnis mit dessen Herrn Vater gefaßten Entschlusse entgegentreten zu sollen.

Dem Auswärtigen Amte des Norddeutschen Bundes, wie der Regierung Seiner Majestät des Königs von Preußen waren diese Vorgänge vollständig fremd geblieben. Sie erfuhren erst durch das am 3. d. M. abends aus Paris abgegangene Havassche Telegramm, daß das spanische Ministerium beschlossen habe, dem Prinzen die Krone anzubieten.

Am 4. d. M. erschien der kaiserl. französische Geschäftsträger auf dem Auswärtigen Amte. Im Auftrage seiner Regierung gab er der peinlichen Empfindung Ausdruck, welche die von dem Marschall Prim bestätigte Nachricht von der Annahme der Kandidatur durch den Prinzen in Paris hervorgebracht habe, und fragte an, ob Preußen bei der Sache beteiligt sei. Der Herr Staatssekretär erwiderte ihm, daß die Angelegen-

---

[1]) Man sehe im ersten Bande die Antwort auf alle diese Behauptungen des preußischen Kanzlers. H. W.

heit für die preußische Regierung nicht existiere und letztere nicht in der Lage sei, über etwaige Verhandlungen des spanischen Ministerpräsidenten mit dem Prinzen Auskunft zu geben.

An demselben Tage hatte der Herr Botschafter des Bundes zu Paris mit dem Herrn Duc de Gramont eine Unterhaltung über den nämlichen Gegenstand, welcher auch der Herr Minister Ollivier beiwohnte. Der kaiserl. französische Herr Minister sprach ebenfalls den peinlichen Eindruck aus, welchen die Nachricht gemacht habe. Man wisse nicht, ob Preußen in die Verhandlung eingeweiht sei, die öffentliche Meinung werde es glauben und in dem Geheimnis, welches die Verhandlung umgeben habe, ein unfreundliches Verfahren nicht bloß Spaniens, sondern besonders Preußens erblicken. Das Ereignis, wenn es sich wirklich vollziehe, werde geeignet sein, die Fortdauer des Friedens zu kompromittieren. Man appelliere daher an die Weisheit Seiner Majestät des Königs, welche einer solchen Kombination nicht zustimmen werde. Der Herr Minister hielt es für ein glückliches Zusammentreffen, daß der Herr Botschafter, welcher schon acht Tage vorher die Erlaubnis nachgesucht und erhalten hatte, Seiner Majestät dem Könige von Preußen in Ems aufzuwarten, den folgenden Tag für seine Abreise bestimmt habe, also imstande sei, die Eindrücke, welche in Paris herrschten, aus frischer Anschauung vortragen zu können, und ersuchte ihn, ihm etwaige Mitteilungen auf telegraphischem Wege zugehen zu lassen. Der Herr Botschafter konnte auf diese Eröffnung nur erwidern, daß ihm von der Angelegenheit gar nichts bekannt sei, zugleich übernahm er es, die ihm gemachten Mitteilungen zur Kenntnis Seiner Majestät des Königs zu bringen. Er trat am 5. die Reise nach Ems an, welche er unter den obwaltenden Umständen unterlassen haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, den ihm kund gegebenen Wunsche nach rascher Erteilung von Information und rascher Zurückgabe von Aufklärungen entsprechen zu sollen.

Am Tage seiner Abreise brachte Herr Cochery im Corps législatif eine Interpellation über die spanische Frage ein. Schon am folgenden Tage, bevor es möglich war, daß der Herr Botschafter irgendeine Nachricht aus Ems hätte nach Paris gelangen lassen können, beantwortete der Herr Duc de Gramont diese Interpellation. Seine Antwort, obgleich sie davon ausging, daß die Einzelheiten der Verhandlung noch nicht bekannt seien, gipfelte in dem Satze, daß die französische Regierung nicht glaube, durch die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes verpflichtet zu sein, zu dulden, daß „eine fremde Macht", indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, zum Nachteile Frankreichs das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa stören und das Interesse und die Ehre Frankreichs gefährden dürfe.

Nach einer solchen Erklärung war der Herr Botschafter nicht mehr in der Lage, Aufklärungen nach Paris gelangen zu lassen. Sein dasiger Vertreter wurde am 9. d. M. von der Sachlage in Kenntnis gesetzt, wie sie schon am 4. dem Herrn Geschäftsträger Frankreichs hier bezeichnet war. Die Angelegenheit, wurde ihm gesagt, geht nicht Preußen und Deutschland, sondern nur Spanien und dessen Thronkandidaten etwas an. Die Verhandlungen mit dem letzteren hat der Marschall Prim ohne Beteiligung Preußens direkt führen lassen. Seine Majestät der König von Preußen haben aus Achtung für den Willen Spaniens und des Prinzen eine Einwirkung auf diese Verhandlungen weder üben wollen, noch geübt, und daher die Kandidatur weder befördert, noch vorbereitet.

Inzwischen hatte die kaiserl. französische Regierung ihren auf Urlaub in Wildbad weilenden Botschafter bei Seiner Majestät und dem Bunde beauftragt, sich nach Ems zu begeben. Herr Graf Benedetti wurde am 9. Juli von Seiner Majestät wohlwollend empfangen, obschon der Aufenthalt des Königs im Bade und die Abwesenheit aller Minister geschäftliche Anforderungen an Seine Majestät auszuschließen schienen.

Die Mitteilungen des Botschafters stimmten mit den Eröffnungen überein, welche der Herr Duc de Gramont dem Herrn Freiherrn von Werther gemacht hatte; er appellierte an die Weisheit Seiner Majestät, um durch ein an den Prinzen zu richtendes Verbot das Wort zu sprechen, welches Europa die Ruhe wiedergebe. Es wurde ihm erwidert, daß die Unruhe, von welcher Europa erfüllt sei, nicht von einer Handlung Preußens, sondern von den Erklärungen der kaiserl. Regierung im Corps législatif herrühre. Die Stellung, welche Seine Majestät der König als Familienhaupt zu der Frage eingenommen, wurde als eine außerhalb der Staatsgeschäfte liegende bezeichnet und eine jede Einwirkung auf den Fürsten und den Prinzen von Hohenzollern als ein Eingriff in deren berechtigte freie Selbstbestimmung abgelehnt.

So war es denn auch ein Akt freier Selbstbestimmung, daß der Prinz am 12. d. M. im Gefühle der Verantwortlichkeit, welche er der eingetretenen Sachlage gegenüber durch die Aufrechterhaltung seiner Kandidatur übernommen haben würde, dieser Kandidatur entsagte und der spanischen Nation die Freiheit ihrer Initiative zurückgab. Die preußische Regierung erhielt die erste Nachricht von diesem Schritte aus Paris. Der dortige spanische Gesandte überbrachte nämlich das Telegramm des Fürsten dem Herrn Duc de Gramont in dem Augenblick, als letzterer den Herrn Freiherrn von Werther empfing.

Der Botschafter hatte am 11. d. M. Ems verlassen und war am 12. wieder in Paris eingetroffen. In einer Unterredung, welche er an demselben Tage mit dem Herrn Duc de Gramont hatte, erklärte letzterer die eingegangene Entsagung als Nebensache, da Frankreich die Thronbesteigung des Prinzen doch niemals zugelassen haben würde. In den Vordergrund stellte er die Verletzung, welche Frankreich dadurch zugefügt sei, daß Seine Majestät der König von Preußen dem Prinzen die Annahme der Kandidatur erlaubt habe, ohne Sich vorher mit Frankreich zu benehmen. Er bezeichnete als ein befriedigendes Mittel zur Ausgleichung dieser Verletzung ein Schreiben Seiner Majestät des Königs an Seine Majestät den Kaiser der Franzosen, in welchem ausgesprochen werde, daß Seine Majestät der König bei Erteilung jener Erlaubnis nicht habe glauben können, dadurch der Würde und dem Interesse Frankreichs zu nahe zu treten, und sich der Entsagung des Prinzen anschließe.

Am Tage darauf stellte Herr Graf Benedetti, als er Seiner Majestät dem Könige in Ems begegnete, an Allerhöchstdieselben das Ansinnen, daß Sie die Verzichtleistung des Prinzen approbieren und die Versicherung erteilen sollten, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht wieder aufgenommen werden würde. Herr Graf Benedetti ist hierauf von Seiner Majestät nicht weiter empfangen worden. Dem Botschafter des Norddeutschen Bundes gegenüber hat der Duc de Gramont vorstehenden Forderungen noch die eines entschuldigenden Schreibens Seiner Majestät des Königs an den Kaiser Napoleon hinzugefügt.

Es ist der vorstehenden Schilderung der Tatsachen nur eine Bemerkung hinzuzufügen. Als Seine Majestät der König von Preußen von den zwischen der spanischen Regierung und dem Prinzen geführten Verhandlungen außeramtlich Kenntnis erhielten, geschah dies unter der ausdrücklichen Bedingung der Geheimhaltung. In betreff eines fremden Geheimnisses, welches weder Preußen noch den Bund berührte, konnten Seine Majestät keinen Anstand nehmen, die Geheimhaltung zuzusagen. Allerhöchstdieselben haben daher Ihre Regierung von der Angelegenheit, welche für Sie nur eine Familiensache war, nicht in Kenntnis gesetzt und hatten das Benehmen mit anderen Regierungen, soweit solches erforderlich sein konnte, von der spanischen Regierung oder deren Thronkandidaten erwartet und denselben überlassen. Das Verhältnis, in welchem die spanische Regierung zu der benachbarten französischen steht, und die persönlichen Beziehungen, welche zwischen dem fürstlich hohenzollernschen Hause und Seiner Majestät dem Kaiser der Franzosen seit langer Zeit obwalten, eröffneten einem unmittelbaren Benehmen der wirklich Beteiligten mit Frankreich den einfachsten Weg.

Die hohen verbündeten Regierungen werden ermessen, wie wenig unter diesen Umständen das Bundespräsidium darauf gefaßt sein konnte, zu erfahren, daß die französische Regierung, deren Interesse an der spanischen Frage ihm auf die Verhütung einer republikanischen oder orleanistischen Entwickelung sich zu begrenzen schien, in der Annahme der Thronkandidatur durch den Prinzen von Hohenzollern eine ihr zugefügte Kränkung erblicke. Wäre es dem französischen Kabinett lediglich darum zu tun gewesen, zum Zwecke der Beseitigung dieser Kandidatur die guten Dienste Preußens in Anspruch zu nehmen, so hätte sich demselben hierfür in einem vertraulichen Benehmen mit der preußischen Regierung der einfachste und geeignetste Weg dargeboten. Der Inhalt der vom Herrn Duc de Gramont im Corps législatif gehaltenen Rede schnitt dagegen jede Möglichkeit solcher vertraulichen Erörterung ab. Die Aufnahme, welche diese Rede in der genannten Versammlung fand, die von der französischen Regierung seitdem eingenommene Haltung, die von ihr gestellten unannehmbaren Zumutungen konnten dem Bundespräsidium keinen Zweifel mehr darüber lassen, daß die französische Regierung es von vornherein darauf abgesehen hatte, entweder seine Demütigung oder den Krieg herbeizuführen. Der ersteren Alternative sich zu fügen war unmöglich. Die Leiden, welche mit dem Ausbruch eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich im Zentrum der europäischen Zivilisation unausbleiblich verbunden sind, machen den gegen Deutschland geübten Zwang zum Kriege zu einer schweren Versündigung an den Interessen der Menschheit. Die öffentliche Meinung Deutschlands hat dies empfunden. Die Erregung des deutschen Nationalgefühls gibt davon Zeugnis. Es bleibt keine Wahl mehr als der Krieg oder die der französischen Regierung obliegende Bürgschaft gegen Wiederkehr ähnlicher Bedrohungen des Friedens und der Wohlfahrt Europas.

IX.

Antwort König Wilhelms auf die Adresse der Berliner Kommunalbehörden vom 18. Juli 1870.

Es ist mir, meine Herren, außerordentlich wohltuend, Sie in diesem ernsten Augenblick hier versammelt zu sehen.

Die Adresse, welche Sie im Namen meiner Residenzstadt Mir überreicht haben, gibt den großen Empfindungen, die uns bewegen, in ergreifender Weise Ausdruck; sie hat Mich durch ihre Wahrheit tief gerührt. Sie haben recht, Ich habe diesen Krieg nicht zu ver-

antworten. Gott weiß es, Ich trage keine Schuld. Eine Herausforderung war an Mich gerichtet. Ich mußte sie zurückweisen. Die Antwort zündete. —

Der Empfang, der Mir überall in den Städten und Landen, durch die Ich gekommen, bereitet wurde, selbst von Deutschen jenseits des Meeres empfangen habe, die Begrüßung, welche Mir am Freitag abend hier zu Teil wurde, haben Mich erhoben und mit Zuversicht erfüllt! Es werden schwere Opfer von Meinem Volke gefordert werden. Wir wollen es uns nicht verhehlen. Wir sind durch den unter Gottes Beistand erlangten raschen Sieg in zwei glücklichen Kriegen verwöhnt, so leichten Kaufes werden wir dieses Mal nicht davonkommen. Aber Ich weiß, was ich von Meiner Armee, was Ich von denen, die zu den Fahnen eilen, erwarten darf. Das Instrument ist scharf und schneidig. Der Erfolg, mit dem es geführt werden wird, steht bei Gott.

Ich weiß auch, was Ich von denen erwarten darf, die — wie Sie es in Ihrer Adresse so schön betonen — berufen sein werden, die Wunden, die geschlagen, die Leiden und die Schmerzen, die der Krieg bereitet, zu stillen und zu lindern.

Noch einmal, Meine Herren, was Sie Mir im Namen Meiner Residenzstadt aussprechen, hat Mir innig wohlgetan.

Ich danke Ihnen herzlich dafür und Ich bitte Sie zugleich, der Bürgerschaft Meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen für den überraschenden Empfang, den Sie Mir bei Meiner Rückkehr bereitet und von dem Ich keine Ahnung hatte. —

X.

Rundschreiben des Grafen von Bismarck an die Vertreter des Norddeutschen Bundes im Auslande.

Berlin, den 18. Juli 1870.

Das Auftreten der französischen Minister in den Sitzungen des Senats und des Gesetzgebenden Körpers am 15. d. M. und die dort mit dem feierlichen Charakter amtlicher Erklärungen vorgebrachten Entstellungen der Wahrheit haben den letzten Schleier von den Absichten hinweggenommen, welche schon keinem Unbefangenen mehr zweifelhaft sein konnten, seit das erstaunte Europa zwei Tage zuvor aus dem Munde des französischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten vernommen hatte, daß Frankreich mit dem freiwilligen Verzicht des Erbprinzen nicht befriedigt sei, und noch mit Preußen Verhandlungen zu führen habe. Während die übrigen europäischen Mächte mit Erwägungen

beschäftigt waren, wie sie dieser neuen und unerwarteten Phase begegnen und vielleicht auf diese angeblichen Verhandlungen, deren Natur und Gegenstand niemand ahnen konnte, einen versöhnenden und vermittelnden Einfluß üben sollten, hat die französische Regierung es für gut befunden, durch eine öffentliche und feierliche Erklärung, welche den Drohungen vom 6. d. M. unter Entstellung bekannter Tatsachen neue Beleidigungen hinzufügte, die Verhältnisse auf eine Spitze zu treiben, wo jeder Ausgleich unmöglich werden und, indem den befreundeten Mächten jede Handhabung der Einwirkung entzogen würde, der Bruch unvermeidlich werden sollte.

Schon seit einer Woche konnte es für uns keinem Zweifel mehr unterworfen sein, daß der Kaiser Napoleon rücksichtslos entschlossen sei, uns in eine Lage zu bringen, in der uns nur die Wahl zwischen dem Kriege oder einer Demütigung bliebe, welche das Ehrgefühl keiner Nation ertragen kann. Hätten wir noch Zweifel hegen können, so hätte uns der Bericht des königl. Botschafters über seine erste Unterredung mit dem Herzog von Gramont und Herrn Ollivier nach seiner Rückkehr aus Ems, in welcher ersterer den Verzicht des Erbprinzen als Nebensache bezeichnete, und beide Minister die Zumutung aussprachen, Seine Majestät der König solle einen entschuldigenden Brief an den Kaiser Napoleon schreiben, dessen Publikation die aufgeregten Gemüter in Frankreich beschwichtigen könne, davon abbringen müssen. Abschrift dieses Berichts füge ich bei; er bedarf keines Kommentars. Der Hohn der französischen Regierungspresse antizipierte den erstrebten Triumph; die Regierung aber scheint gefürchtet zu haben, daß ihr der Krieg dennoch entgehen könnte, und beeilte sich, durch ihre amtlichen Erklärungen vom 15. d. M. die Sache auf ein Feld zu verlegen, auf dem es keine Vermittelung mehr gibt, und uns und aller Welt zu beweisen, daß keine Nachgiebigkeit, welche innerhalb der Grenzen nationalen Ehrgefühls bliebe, ausreichend sein würde, um den Frieden zu erhalten.

Da aber niemand in Zweifel darüber war und sein konnte, daß wir aufrichtig den Frieden wollten und wenige Tage zuvor keinen Krieg möglich hielten; da jeder Vorwand zum Kriege fehlte und auch der letzte, künstlich und gewaltsam geschaffene Vorwand, wie er ohne unser Zutun erfunden, so auch von selbst wieder verschwunden war; da es somit gar keinen Grund zum Kriege gab, blieb den französischen Ministern, um sich vor dem eigenen, in der Mehrheit friedlich gesinnten und der Ruhe bedürftigen Volke scheinbar zu rechtfertigen, nur übrig, durch Entstellung und Erfindung von Tatsachen, deren Unwahrheit ihnen aktenmäßig bekannt war, den beiden repräsentativen Körperschaften und durch sie dem Volke einzureden, es sei von Preußen

beleidigt worden, um dadurch die Leidenschaften zu einem Ausbruch aufzustacheln, von dem sie sich selbst als fortgerissen darstellen konnten.

Es ist ein trauriges Geschäft, die Reihe dieser Unwahrheiten aufzudecken; glücklicherweise haben die französischen Minister diese Aufgabe abgekürzt, indem sie durch die Weigerung, die von einem Teil der Versammlung geforderte Vorlage der Note oder Depesche zu gewähren, die Welt darauf vorbereitet haben, zu erfahren, daß dieselbe gar nicht existiere.

Dies ist in der Tat der Fall. Es existiert keine Note oder Depesche, durch welche die preußische Regierung den Kabinetten Europas eine Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, angezeigt hätte. Es existiert nichts als das aller Welt bekannte Zeitungstelegramm, welches den deutschen Regierungen und einigen unserer Vertreter bei außerdeutschen Regierungen, nach dem Wortlaute der Zeitungen, mitgeteilt worden ist, um sie über die Natur der französischen Forderungen und die Unmöglichkeit ihrer Annahme zu informieren, und welche überdies nichts Verletzendes für Frankreich enthält.

Der Text desselben erfolgt hierbei. Weitere Mitteilungen haben wir über den Inzidenzfall an keine Regierung gerichtet.

Was aber die Tatsache der Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, betrifft, so bin ich, um diese Behauptung in ihr rechtes Licht zu stellen, von Seiner Majestät dem Könige ermächtigt worden, Ew ... mit dem Ersuchen der Mitteilung an die Regierung, bei der Sie beglaubigt zu sein die Ehre haben, die beiden anliegenden Aktenstücke zu übersenden, von denen das erste eine auf Befehl und unter unmittelbarer Approbation Seiner Majestät des Königs redigierte, buchstäblich getreue Darstellung der Vorgänge in Ems, das zweite den amtlichen Bericht des Flügeladjutanten Seiner Majestät vom Dienst über die Ausführung des ihm gewordenen Auftrages enthält.

Es wäre unnötig, darauf hinzuweisen, daß die Festigkeit der Zurückweisung französischer Anmaßung in der Sache zugleich in der Form mit aller rücksichtsvollen Freundlichkeit umgeben gewesen ist, welche ebensosehr den persönlichen Gewohnheiten Seiner Majestät des Königs wie den Grundsätzen internationaler Höflichkeit gegen die Vertreter fremder Souveräne und Nationen entspricht.

In bezug endlich auf die Abreise unseres Botschafters bemerke ich nur, wie es dem französischen Kabinett amtlich bekannt war, daß diese keine Abberufung, sondern ein von dem Botschafter aus persönlichen Rücksichten erbetener Urlaub war, bei welchem der letztere die Geschäfte dem ersten Botschaftsrat, der ihn schon öfter vertreten, übergab, und dies wie üblich anzeigte. Auch die Angabe ist unwahr, daß Seine Majestät

der König mir, dem unterzeichneten Bundeskanzler, von der Kandidatur des Prinzen Leopold Mitteilung gemacht habe. Ich habe gelegentlich durch eine bei den Verhandlungen beteiligte Privatperson vertraulich Kenntnis von dem spanischen Anerbieten erhalten.

Wenn hiernach alle von den französischen Ministern angeführten Gründe für die Unvermeidlichkeit des Krieges in nichts zerfallen und absolut aus der Luft gegriffen erscheinen, so bleibt uns leider nur die traurige Notwendigkeit, die wahren Motive in den schlechtesten und seit einem halben Jahrhundert von den Völkern und Regierungen der zivilisierten Welt gebrandmarkten Traditionen Ludwigs XIV. und des ersten Kaiserreichs zu suchen, welche eine Partei in Frankreich noch immer auf ihre Fahne schreibt und denen Napoleon III., wie wir glaubten, glücklich widerstanden hatte.

Als bewegende Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinungen können wir leider nur die schlechtesten Instinkte des Hasses und der Eifersucht auf die Selbständigkeit und Wohlfahrt Deutschlands erkennen, neben dem Bestreben, die Freiheit im eigenen Lande durch Verwickelung desselben in auswärtige Kriege niederzuhalten.

Schmerzlich ist es zu denken, daß durch einen so riesenhaften Kampf, wie ihn die nationale Erbitterung und die Größe und Macht der beiden Länder in Aussicht stellt, die friedliche Entwicklung der Zivilisation und des nationalen Wohlstandes, die in steigender Blüte begriffen war, auf viele Jahre gehemmt und zurückgedrängt wird. Aber wir müssen vor Gott und Menschen die Verantwortung dafür denen überlassen, welche durch ihr frevelhaftes Beginnen uns zwingen, um der nationalen Ehre und der Freiheit Deutschlands willen den Kampf aufzunehmen; und bei einer so gerechten Sache dürfen wir vertrauensvoll auf den Beistand Gottes hoffen, wie wir schon jetzt des Beistandes der gesamten deutschen Nation durch die sich immer steigernden Zeichen der freudigen Opferwilligkeit sicher sind, und auch die Zuversicht hegen dürfen, daß Frankreich für einen so mutwillig und so rechtlos heraufbeschworenen Krieg keinen Bundesgenossen finden werde.

v. Bismarck.

NB. — Es ist schmerzlich, wenn man bedenkt, daß der preußische Kanzler durch die Fehler seiner Gegner in den Stand gesetzt worden ist, Europa so zu täuschen, und den Glauben an einen vorbedachten Angriff unsererseits hat erwecken können.

H. W.

XI.

Thronrede des Königs von Preußen zur Eröffnung des Reichstages.

Berlin, den 19. Juli 1870.

Geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutschen Bundes!

Als Ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte Ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Zivilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe.

Wenn nichtsdestoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen wie in uns die Überzeugung lebendig sein, daß der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war und daß, wenn wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze unserer Unabhängigkeit aufrufen, wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen.

Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürgschaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben auch nach Beseitigung des Vorwandes mit jener Geringschätzung des Anrechts der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet.

Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewalttat.

Es ist keine Überhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt.

Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampf berufen, als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, getan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden Wir Uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.

XII.

Le Sourd an den Grafen von Bismarck.

(Übersetzung.)

Der unterzeichnete Geschäftsträger Frankreichs hat in Ausführung der Befehle, die er von seiner Regierung erhalten, die Ehre, folgende Mitteilung zur Kenntnis Seiner Exzellenz des Herrn Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten Seiner Majestät des Königs von Preußen zu bringen.

Die Regierung Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, indem sie den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, nur als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten kann, hat sich in die Notwendigkeit

versetzt gefunden, von Seiner Majestät dem Könige von Preußen die Versicherung zu verlangen, daß eine solche Kombination sich nicht mit seiner Zustimmung verwirklichen könnte.

Da Seine Majestät der König von Preußen sich geweigert, diese Zusicherung zu erteilen, und im Gegenteile dem Botschafter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen bezeugt hat, daß er sich für diese Eventualität wie für jede andere die Möglichkeit vorzubehalten gedenke, die Umstände zu Rate zu ziehen, so hat die kaiserl. Regierung in dieser Erklärung des Königs einen Frankreich ebenso wie das allgemeine Gleichgewicht der Kräfte in Europa bedrohenden Hintergedanken erblicken müssen.

Diese Erklärung ist noch verschlimmert worden durch die den Kabinetten zugegangene Anzeige von der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und auf irgendeine neue Auseinandersetzung mit ihm einzugehen.

Infolgedessen hat die Regierung Seiner kaiserl. Majestät die Verpflichtung zu haben geglaubt, unverzüglich für die Verteidigung ihrer Ehre und ihrer verletzten Interessen zu sorgen, und entschlossen, zu diesem Endzweck alle durch die ihr geschaffene Lage gebotenen Maßregeln zu ergreifen, betrachtet sie sich von jetzt an als im Kriegszustande mit Preußen.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, Ew. Exzellenz usw. usw. der ergebensten Hochachtung zu versichern.

Berlin, den 19. Juli 1870.

(gez.) Le Sourd.

NB. — Emile Ollivier sagt, daß „diese Kriegserklärung durch die Angestellten des Ministeriums des Auswärtigen recht ungeschickt verfaßt und im Ministerrate nicht vorgelesen worden sei. Sie wurde nur der Form wegen den Kammern vorgelegt und ohne Diskussion am 19. Juli Preußen zugeschickt. Im Grunde gab sie uns nicht die Initiative des Angriffs, die hatten wir am 15. schon auf der Tribüne ergriffen." (L'Empire libéral, Bd. XIV, S. 500.)

XIII.

Graf von Bismarck an den Grafen von Bernstorff in London.

Berlin, den 19. Juli 1870.

(Zirkular an die Gesandten des Norddeutschen Bundes.)

Die kaiserl. französische Regierung hat durch ihren Geschäftsträger das in Abschrift anliegende Aktenstück — ihre Kriegserklärung enthaltend — übergeben lassen.

Es ist das die erste und einzige amtliche Mitteilung, welche wir in der ganzen, die Welt seit 14 Tagen beschäftigenden Angelegenheit von der kaiserl. französischen Regierung erhalten haben.

Als Motive für den Krieg, mit dem sie uns überzieht, gibt sie darin an:

> die Ablehnung Seiner Majestät des Königs, die Versicherung zu geben, daß die Erhebung eines preußischen Prinzen auf den spanischen Thron nicht mit seiner Zustimmung verwirklicht werden könne, und die angeblich den Kabinetten gemachte Notifikation von der Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen und mit ihm weiter zu verhandeln.

Wir haben darauf kurz folgendes zu erwidern:

Seine Majestät der König, in voller Achtung vor der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der spanischen Nation und vor der Freiheit der Entschlüsse der Prinzen des fürstl. hohenzollernschen Hauses, hat niemals daran gedacht, den Erbprinzen auf den spanischen Thron erheben zu wollen. Die an Seine Majestät gestellten Forderungen von Zusagen für die Zukunft waren unberechtigt und anmaßend. Ihm einen Hintergedanken oder eine feindliche Absicht gegen Frankreich dabei zuzuschreiben, ist eine willkürliche Erfindung.

Die angebliche Notifikation an die Kabinette hat niemals stattgefunden, ebensowenig wie eine Weigerung, mit dem Botschafter des Kaisers der Franzosen zu verhandeln. Im Gegenteil hat der Botschafter amtliche Verhandlungen mit der königl. Regierung niemals versucht, sondern nur mit Seiner Majestät dem König persönlich und privatim im Bade Ems die Fragen besprochen.

Die deutsche Nation, innerhalb und außerhalb des Norddeutschen Bundes, hat erkannt, daß die Forderungen der französischen Regierung auf eine Demütigung gerichtet waren, welche die Nation nicht erträgt, und daß der Krieg, welcher niemals in den Absichten Preußens liegen konnte, uns von Frankreich aufgezwungen wird.

Die gesamte zivilisierte Welt wird erkennen, daß die Gründe, welche Frankreich anführt, nicht existieren, sondern erfundene Vorwände sind.

Der Norddeutsche Bund und die mit ihm verbundenen Regierungen von Süddeutschland protestieren gegen den nicht provozierten Überfall deutschen Bundesgebiets und werden denselben mit allen Mitteln, die ihnen Gott verliehen hat, abwehren.

Ew.... werden ersucht, von dieser Depesche und ihren Anlagen der Regierung, bei welcher Sie beglaubigt, Abschrift zu übergeben.

v. Bismarck.

XIV.

Rede des Grafen von Bismarck im Reichstage.

Berlin, den 20. Juli 1870.

Meine Herren, ich bitte um Verzeihung, daß ich im Drange der Geschäfte zu spät gekommen bin. Ich hatte mir vorgenommen, dem Reichstage die Sammlung der Aktenstücke heut vorzulegen, welche sich über die Entwickelung des vorliegenden Kriegsfalles in den Händen der Regierung befinden; sie sind mir noch nicht zur Hand, ich erwarte sie jedoch im Augenblick.

Ich habe einstweilen nur zu erklären, daß sich wohl selten ein so wichtiges europäisches Ereignis vollzogen und zwischen den verschiedenen Höfen vorbereitet hat, wo die Zahl der Aktenstücke, in denen der Geschichtsforscher dereinst die Ursache desselben suchen wird, so karg bemessen wäre, wie hier. (Hört! hört!)

Wir haben nämlich von der kaiserl. französischen Regierung in der ganzen Angelegenheit nur eine einzige amtliche Mitteilung erhalten: es ist dies die gestrige Kriegserklärung! (Hört! hört!)

Es ist dies die erste und einzige amtliche Eröffnung, welche seit der Anfrage des französischen Geschäftsträgers — ich glaube am 5. oder 4. — was wir von der Sache wüßten, und unserer Antwort, daß wir nichts davon wüßten, überhaupt unseres Wissens von seiten der französischen Regierung ausgegangen, jedenfalls an uns mitgeteilt ist. Alle Besprechungen, die der Graf Benedetti, mag er seine Eigenschaft als französischer Botschafter dabei geltend gemacht haben oder nicht, die er an einem Badeorte unter vier Augen mit Seiner Majestät, meinem Allergnädigsten Herrn, gehabt hat, sind, wie jedem Kenner internationaler Verhandlungen ohne Versicherung geläufig sein wird, Gespräche persönlicher und privater Natur, die für internationale Verhältnisse keine amtliche Bedeutung haben. (Sehr richtig!)

Auch alle persönlichen Erklärungen, die man von Seiner Majestät dem Könige dort im Wege anscheinend wohlwollender Privatkonversation zu erlangen versucht hat und die vielleicht, wenn Seine Majestät nicht die eigene Festigkeit des Charakters auch auf die Haltung im Privatleben übertrügen, hätten erreicht werden können, würden doch niemals staatliche Akte gewesen sein, sondern persönliche Äußerungen, solange sie der Monarch nicht in dieser seiner staatsrechtlichen Eigenschaft anderweitig bekräftigt und dadurch seinen Willen bekundet hätte, sie zu Staatsakten zu machen.

Nachdem ich dies über die französische Kriegserklärung vorausgeschickt habe, erlaube ich mir einen kleinen Blick auf die anderen Aktenstücke zu werfen, die hauptsächlich in Mitteilungen des Auswärtigen Amtes des Bundes bestehen, die ergangen sind, nachdem die Sache schon nicht mehr gut zu machen war, um den anderen Regierungen darzulegen, wie die Dinge sich entwickelt hatten. In der Ordnung, wie sie hier aufgeführt sind, werden sie nicht ganz bleiben können, und ich bitte den Herrn Präsidenten, zu gestatten, daß ich wegen der Redaktion der Drucksachen mich nachher mit den Herren vom Bureau benehmen darf.

Es enthalten diese Mitteilungen das bekannte Zeitungstelegramm, welches dem französischen Ministerium als schließlich einzige Ursache des Krieges übrig geblieben ist und auch nur dadurch zu dem Zwecke benutzt werden konnte, daß man es als eine Note bezeichnet hat, (hört! hört!) die von seiten der königl. Regierung an andere Regierungen erlassen ist. Ich will mich auf die Definition von Noten nicht einlassen, aber die Mitteilung eines Zeitungstelegramms, die dazu bestimmt war, unsere Vertreter bei den deutschen und den anderen Regierungen, die wir uns befreundet hielten, darüber zu orientieren, wie die Entwickelung der Sache augenblicklich liegt und wie unsere Stimmung eine festere sei, als auf anderer Seite vielleicht geglaubt wurde, nachdem wir an den Grenzen, die uns die nationale Ehre zieht, angekommen zu sein glaubten — eine solche Zeitungsmitteilung hat das französische Ministerium öffentlich als Note qualifiziert. Die Herren haben sich wohl gehütet, dem Drängen der wenigen besonnenen Oppositionsmitglieder in Paris nachzugeben und dieses Aktenstück vorzulegen; (hört! hört!) denn das ganze Gebäude, die ganze Unterlage der Kriegserklärung wäre in nichts verflogen, sobald die Volksvertretung dieses angebliche Aktenstück gekannt hätte und namentlich seine Form — es war kein Aktenstück, es war ein benachrichtigendes Telegramm!

In Nr. II und III sind zwei bereits durch die Zeitungen bekannte authentische Darstellungen der im Grunde nicht staatlichen, aber doch für die Genesis der Situation im hohen Grade wichtigen Vorgänge in Ems, die den Herren bereits aus den Zeitungen bekannt sind, denen aber doch ein größeres Ansehen dadurch verliehen wird, daß sie, wie sie es ihrem Ursprunge nach verdienen, unter die amtlichen Aktenstücke aufgenommen werden.

Dann viertens ein Bericht des Freiherrn von Werther aus Paris vom 12. Juli. Dies ist ein Aktenstück, welches zwischen preußischen Behörden, aber immer noch kein solches, das zwischen Frankreich und Preußen gewechselt ist. Dieser Bericht des Norddeutschen Botschafters erzählte und teilte mit den Inhalt einer Unterredung, welche er mit dem franzö-

sischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und gleichzeitig mit dem Justizminister Herrn Ollivier gehabt hatte. Der Bericht gab uns Nachricht von den bekannten unannehmbaren Forderungen eines Entschuldigungsbriefes, den Seine Majestät zu schreiben habe, und gab dessen Inhalt an. (Hört! hört! Heiterkeit.)

Ich habe dem Botschafter darüber keine weitere amtliche Antwort erteilt als diejenige: ich wäre überzeugt, daß er die mündlichen Eröffnungen des französischen Ministers mißverstanden hätte; Eröffnungen dieser Art schienen mir absolut unmöglich, (sehr gut!) und jedenfalls weigerte ich mich, in meiner Eigenschaft als verantwortlicher Minister diesen Bericht Seiner Majestät zur amtlichen Verhandlung vorzulegen. (Bravo! Sehr gut!)

Wenn die französische Regierung uns Mitteilungen der Art zu machen habe, so möge sie sie selbst redigieren und uns durch den Botschafter Frankreichs hier in Berlin überreichen. (Sehr gut!)

Fünftens ein Zirkular vom 18. Juli zur Mitteilung der vorstehenden vier Schriftstücke an die deutschen und andere Regierungen. Sechstens — und das ist nur das einzige Aktenstück von der Art, wie ihrer bei Entwickelung ähnlicher Krisen sehr viele zur öffentlichen Kenntnis zu kommen pflegen — der Vermittelungsversuch einer befreundeten Regierung, der königl. großbritannischen, nämlich ein Schreiben des englischen Botschafters Lord Augustus Loftus vom 17. Juli in englischer Sprache, und siebentens Übersetzung des Vorstehenden.

Achtens Erwiderung des Bundeskanzlers darauf.

Da dieses Aktenstück dem hohen Hause noch nicht bekannt ist, so will ich mir erlauben, es vorzulesen, und die Herren werden auch daraus sich überzeugen, daß das Auswärtige Amt des Norddeutschen Bundes die Richtungslinie der Mäßigung und friedfertigen Ruhe auch in diesem letzten Moment nicht aufgegeben hat.

XV.

Adresse des Reichstages an den König von Preußen als Antwort auf die Thronrede.

Berlin, den 20. Juli 1870.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Allergnädigster König und Herr!

Die erhabenen Worte, welche Ew. Majestät im Namen der verbündeten Regierungen an uns gerichtet haben, finden im Deutschen Volke einen mächtigen Wiederhall.

Ein Gedanke, ein Wille bewegt in diesem ernsten Augenblicke die Deutschen Herzen.—

Mit freudigem Stolze erfüllt die Nation der sittliche Ernst und die hohe Würde, mit welcher Ew. Majestät die unerhörte Zumutung des Feindes zurückgewiesen, der uns zu demütigen gedachte, jetzt aber unter schlecht ersonnenen Vorwänden das Vaterland mit Krieg überzieht. —

Das Deutsche Volk hat keinen anderen Wunsch, als in Frieden und Freundschaft zu leben mit allen Nationen, welche seine Ehre und Unabhängigkeit achten. —

Wie in der ruhmreichen Zeit der Befreiungskriege zwingt uns heute wieder ein Napoleon in den heiligen Kampf für unser Recht und unsere Freiheit. —

Wie damals, so werden heute alle auf die Schlechtigkeit und die Untreue der Menschen gestellten Berechnungen an der sittlichen Kraft und dem entschlossenen Willen des Deutschen Volkes zu Schanden.

Der durch Mißgunst und Ehrsucht irregeleitete Teil des französischen Volkes wird zu spät die böse Saat erkennen, welche für alle Völker aus dem blutigen Kampfe emporwächst.

Dem besonnenen Teile des Volkes ist es nicht gelungen, das gegen die Wohlfahrt Frankreichs und das brüderliche Zusammenleben der Völker gerichtete Verbrechen zu verhüten. —

Das Deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer und gewaltiger Kampf bevorsteht.

Wir vertrauen auf die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe unserer bewaffneten Brüder, auf den unerschütterlichen Entschluß eines einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen, und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem Deutschen Mann den Nacken beugt. —

Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen. — Wir vertrauen auf Gott, dessen Gericht den blutigen Frevel strafe. —

Von den Ufern des Meeres bis zum Fuße der Alpen hat das Volk sich auf den Ruf seiner einmütig zusammenstehenden Fürsten erhoben. — Kein Opfer ist ihnen zu schwer. Die öffentliche Stimme der zivilisierten Welt erkennt die Gerechtigkeit unserer Sache.

Befreundete Nationen sehen in unserem Siege die Befreiung von dem auch auf ihnen lastenden Drucke bonapartistischer Herrschsucht und die Sühne des auch an ihnen verübten Unrechts.

Das Deutsche Volk aber wird endlich auf der behaupteten Wahlstatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher und freier Einigung finden. —

Ew. Majestät und die verbündeten deutschen Regierungen sehen uns, wie unsere Brüder im Süden, bereit. —

Es gilt unserer Ehre und unserer Freiheit. —

Es gilt die Ruhe Europas und die Wohlfahrt der Völker. —

In tiefster Ehrfurcht verharren wir

Ew. Kgl. Majestät
alleruntertänigste, treugehorsamste
Der Reichstag des Norddeutschen Bundes.

XVI.

Der König von Preußen an den König von Bayern.

Berlin, den 21. Juli 1870.

Nach erhaltenem Telegramm von Ihrem Ministerium habe ich sofort das Kommando über Ihre Armee übernommen und dieselbe der unter meinen Sohn gestellten III. Armee überwiesen. Wir sind durch unerhörten Übermut aus dem tiefsten Frieden in den Krieg geworfen.

Ihre echt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elektrisiert, und ganz Deutschland steht einig zusammen, wie nie zuvor. Gott wolle unsere Waffen segnen in den Wechselfällen des Krieges! Ihnen persönlich muß ich aber meinen innigsten Dank aussprechen für die treue Festhaltung der zwischen Uns bestehenden Verträge, auf denen das Heil Deutschlands beruht. —

gez. Wilhelm Rex.

Antwort des Königs von Bayern.

Sr. Majestät dem König von Preußen.

Ihr soeben erhaltenes Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Wiederhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen.

Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns werden.

gez. Ludwig Rex.

XVII.

Allerhöchster Erlaß vom 21. Juli 1870

betreffend Abhaltung eines außerordentlichen allgemeinen Bettages am 27. Juli d. Js.

Ich bin gezwungen, infolge eines willkürlichen Angriffs das Schwert zu ziehen, um denselben mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht abzuwehren. Es ist mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß Ich in keiner Weise Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewissens über den Ursprung des Krieges und der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Es ist ein ernster Kampf, den es gilt, und er wird Meinem Volke und ganz Deutschland schwere Opfer auferlegen. Aber Ich ziehe zu ihm aus im Aufblicke zu dem allwissenden Gott und mit Anrufung Seines allmächtigen Beistandes. Schon jetzt darf Ich Gott dafür preisen, daß vom ersten Gerücht des Krieges an durch alle deutschen Herzen nur ein Gefühl rege wurde und sich kund gab, das der Entrüstung über den Angriff und der freudigen Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde. Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu Mir stehen, wie es zu Meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat. Es wird mit Mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe Ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hilfe alles gelegen ist. Auf Ihn hoffe ich und fordere Ich Mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge mich vor Gott in Erkenntnis Seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Untertanen und Meine Landsleute es mit Mir tun. Demnach bestimme Ich, daß am Mittwoch, den 27. Juli, ein außerordentlicher allgemeiner Bettag gehalten und mit Gottesdienst in den Kirchen, sowie mit Enthaltung von öffentlichen Geschäften und Arbeit, soweit die dringende Not der Zeit es gestattet, begangen werde. Zugleich bestimme Ich, daß während der Dauer des Krieges in allen öffentlichen Gottesdiensten dafür besonders gebetet werde, daß Gott in diesem Kampfe uns zum Siege führe, daß Er uns Gnade gebe, auch gegen unsere Feinde uns als Christen zu verhalten, und daß Er uns zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden in Gnaden gelangen lasse. —

Berlin, den 21. Juli 1870.

(gez.) Wilhelm
von Mühler.

An den Minister der geistlichen Angelegenheiten.

NB. — Der Ministerrat vom 15. März 1870, von dem zu sprechen der König von Preußen sich wohl hütet, hatte ebensogut die politischen Interessen Preußens wie die Spaniens ins Auge gefaßt. H. W.

XVIII.

Zirkulardepesche des Herzogs de Gramont an die Vertreter Frankreichs im Auslande.

Paris, den 21. Juli 1870.

Mein Herr.

Sie kennen schon den Zusammenhang der Tatsachen, die uns zu einem Bruche mit Preußen geführt haben. Die Mitteilung, die von der Regierung des Kaisers am 15. dieses Monats auf der Tribüne der großen Staatskörper gemacht worden ist, wovon ich Ihnen den Text geschickt habe, hat vor Frankreich und Europa die schnellen Vorgänge einer Verhandlung dargelegt, bei der sich, je mehr wir unsere Bemühungen, den Frieden erhalten zu wollen, verdoppelten, die geheimen Absichten eines Gegners enthüllten, der entschlossen war, ihn unmöglich zu machen. Sei es nun, daß das Berliner Kabinett den Krieg für die Erreichung der Absichten, die es seit langem gegen die Selbständigkeit der deutschen Staaten vorbereitet, für nötig gehalten hat, oder hat es, nicht zufrieden damit im Zentrum Europas einen Militärstaat errichtet zu haben, der allen Nachbarn gefährlich geworden ist, die Absicht, seine erworbene Macht dazu zu gebrauchen, um das internationale Gleichgewicht endgültig zu seinen Gunsten zu verschieben, die wohlüberlegte Absicht, uns die allernotwendigsten Garantien, sowohl für unsere Sicherheit wie für unsere Ehre, zu verweigern, zeigt sich ganz klar in seiner ganzen Haltung.

Der gegen uns ausgesonnene Plan war ganz zweifellos folgender. Eine in geheimnisvoller Weise gegen uns durch uneingestandene Vermittler vorbereitete Verständigung sollte, wenn nicht vor der Zeit Licht über die Sache verbreitet worden wäre, bis dahin geführt werden, daß die Kandidatur eines preußischen Prinzen auf die Krone Spaniens plötzlich den versammelten Cortes eröffnet worden wäre. Eine durch Überraschung gewonnene Abstimmung sollte dann, ehe das spanische Volk Zeit zur Überlegung gehabt hätte, den Prinzen Leopold von Hohenzollern zum Erben des Szepters Karls des Fünften erklären — so hoffte man wenigstens. So hätte sich Europa vor einer vollendeten Tatsache befunden, und indem man mit unserer Achtung vor dem großen Prinzip der Volkssouveränität rechnete, glaubte man, daß Frankreich, trotz einer vorübergehenden Mißstimmung, sich vor der so deutlich ausgesprochenen Willensäußerung einer Nation beugen würde, für die es, wie man weiß, die größten Sympathien hat.

Als die Regierung des Kaisers von der Gefahr Kenntnis erhalten hatte, zögerte sie keinen Augenblick, den Vertretern des Landes und allen fremden Kabinetten diese zu melden. Gegen dieses Manöver bildete das Urteil der öffentlichen Meinung ihre berechtigteste Unterstützung. Unparteiische Leute haben sich nirgends über die wahre Sachlage getäuscht; sie haben bald begriffen, daß, wenn wir unangenehm davon betroffen waren zu sehen, wie man Spanien im ausschließlichen Interesse einer ehrgeizigen Dynastie eine Rolle vorschreiben wollte, die so wenig zu der Loyalität dieses ritterlichen Volkes paßte, die so wenig mit den Gefühlen und den freundschaftlichen Überlieferungen übereinstimmt, die es mit uns vereinigen, wir nicht den Gedanken haben konnten, unserem beständigen Respekte für die Unabhängigkeit seiner nationalen Entschlüsse ein Dementi zu geben.

Man hat gefühlt, daß hier die wenig zartfühlende Politik der preußischen Regierung allein auf dem Spiele stand. Diese Regierung ist es in der Tat, die versucht hat, dem getäuschten Europa eine so gefährliche Ausdehnung ihrer Interessensphäre aufzwingen zu dürfen, da sie glaubte, nicht durch das allgemeine Recht gebunden zu sein, und die Regeln, denen sich zu unterwerfen die größten Mächte klug genug gewesen sind, verachten zu können.

Frankreich hat die Sache des Gleichgewichts in die Hand genommen, d. h. die Sache aller Völker, die, wie es, durch eine unverhältnismäßige Vergrößerung eines Königlichen Hauses bedroht sind. Als es so handelte, hat es sich da, wie man gesagt hat, zu seinen eigenen Maximen in Widerspruch gestellt? Sicherlich nicht.

Jede Nation ist, wie wir gern zugeben, Herrin ihrer Geschicke. Dieses Prinzip, das Frankreich laut anerkennt, ist eins der Grundgesetze der modernen Politik geworden. Aber das Recht eines jeden Volkes, wie eines jeden Individuums, ist durch das Recht des Nächsten begrenzt, und es ist einer Nation untersagt, unter dem Vorwande, seine eigene Souveränität auszuüben, die Existenz oder die Sicherheit eines benachbarten Volkes zu bedrohen. In diesem Sinne hat einer unserer großen Redner, Lamartine, im Jahre 1847 gesagt, daß eine Regierung, wenn es sich um die Wahl eines Souveräns handelt, niemals das Recht hat, Ansprüche zu machen, aber stets das Recht, auszuschließen. Diese Doktrin ist von allen Kabinetten anerkannt worden, unter ähnlichen Umständen, wie die sind, in die uns die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern versetzt hat, so besonders im Jahre 1831 bei der belgischen Frage; in den Jahren 1830 und 1852 bei der griechischen Frage. In der belgischen Frage hat die Stimme Europas selbst gesprochen, denn es waren die fünf Großmächte, die die Entscheidung getroffen haben.

Drei Höfe, die die Sache des hellenischen Volkes in die Hand genommen hatten, waren in dem Gedanken eines allgemeinen Interesses schon untereinander einig geworden, den Thron Griechenlands nicht von einem Prinzen ihrer Familie annehmen zu lassen.

Die Kabinette von Paris, London, Wien, Berlin und Sankt-Petersburg folgten diesem Beispiel; sie machten daraus bei einer Verhandlung, bei der es sich um den Weltfrieden handelte, eine Verhaltungsmaßregel für alle und so bezeigten sie diesem großen Gesetze des Gleichgewichts der Macht auf feierliche Weise Achtung, das als Grundlage für das politische System Europas dient.

Trotzdem bestand der Nationalkongreß Belgiens darauf, den Herzog von Nemours zu erwählen. Frankreich aber unterwarf sich der eingegangenen Verpflichtung und wies die durch die belgischen Deputierten nach Paris gebrachte Krone zurück. Dagegen verlangte es aber auch, daß das, was es über sich ergehen ließ, andere auch ertragen müßten, und schloß die Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg aus, den man dem französischen Prinzen gegenübergestellt hatte.

In Griechenland bekämpfte die Regierung des Kaisers bei der letzten Thronvakanz sowohl die Kandidatur des Prinzen Alfred von England wie auch die eines anderen Herzogs von Leuchtenberg.

England erkannte die Autorität der von uns angerufenen Einwendungen an und erklärte in Athen, die Königin gäbe ihrem Sohne nicht die Berechtigung, die Krone Griechenlands anzunehmen. Rußland gab eine ähnliche Erklärung für den Herzog von Leuchtenberg ab, trotzdem dieser wegen seiner Geburt nicht als ein Mitglied des Kaiserlichen Hauses angesehen wurde. Und schließlich hat Kaiser Napoleon freiwillig dieselben Prinzipien in einer Note zur Anwendung gebracht, die er am 1. September 1860 im Moniteur einrückte, um die Kandidatur des Prinzen Murat auf den Thron von Neapel zu desavouieren.

Preußen, dem wir diese Präzedenzfälle nicht in Erinnerung zu rufen verfehlt haben, schien einen Augenblick unseren gerechten Forderungen nachgeben zu wollen. Der Prinz Leopold hat seine Kandidatur zurückgezogen; man konnte sich schmeicheln, daß der Friede nicht gestört werde. Aber diese Hoffnung hat bald neuen Befürchtungen Platz gemacht, die bald festere Gestalt annahmen, als man sah, daß Preußen, ohne einen seiner Ansprüche ernstlich zurückzunehmen, nur Zeit zu gewinnen suchte. Die zunächst zögernde, dann entschlossenere und stolzere Sprache des Chefs des Hauses Hohenzollern, seine Weigerung, sich zu verpflichten, am nächsten Tage die Verzichtleistung von gestern aufrechterhalten zu wollen, die unserem Botschafter zuteil gewordene Behandlung, dem ein mündlicher Bescheid jede neue Mitteilung über den Gegenstand

seiner versöhnlichen Mission untersagte, endlich die diesem ungewöhnlichen Vorgehen gegebene Veröffentlichung durch die preußischen Zeitungen und durch die Mitteilung, die den Kabinetten davon gemacht worden ist, alle diese Symptome einer aggressiven Absicht haben den Zweifel beseitigt, der bei den Friedlichsten herrschte. Ist da noch eine Illusion möglich, wenn ein Souverän, der über eine Million Soldaten verfügt, mit der Hand am Degengriff erklärt, er behalte sich vor, nur sich allein und die Umstände um Rat zu fragen? Wir sind bis an die äußerste Grenze gelangt, wo eine Nation, die weiß, was sie sich schuldig ist, von den Forderungen ihrer Ehre nicht mehr abstehen kann.

Wenn die letzten Vorfälle dieser peinlichen Debatte nicht schon ein so helles Licht auf die Absichten des Berliner Kabinettes würfen, so ist noch ein Umstand da, der, bis heute wenig bekannt, seiner Haltung eine entscheidende Bedeutung gibt.

Der Gedanke, einen Hohenzollernschen Prinzen auf den Thron Spaniens zu erheben, ist nicht neu. Schon im März des Jahres 1869 war er von unserem Botschafter in Berlin gemeldet worden, der auch beauftragt wurde, dem Grafen von Bismarck zu wissen zu tun, wie die Regierung des Kaisers eine solche Möglichkeit ansähe. Der Graf Benedetti hatte in verschiedenen Unterredungen, die er über diesen Gegenstand sowohl mit dem Kanzler des Norddeutschen Bundes wie mit dem Unterstaatssekretär gehabt hat, der mit der Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten betraut war, nicht verheimlicht, daß wir nicht zugeben könnten, daß ein preußischer Prinz jenseits der Pyrenäen regieren solle.

Der Graf von Bismarck hatte seinerseits erklärt, wir dürften uns nicht um eine Kombination Sorge machen, die er selbst für unausführbar hielte, und in Abwesenheit des Bundeskanzlers, in einem Augenblick, wo Herr Benedetti glaubte sich ungläubig zeigen zu sollen, hatte Herr von Thile sein Ehrenwort verpfändet, daß der Prinz von Hohenzollern kein ernsthafter Kandidat auf den Thron Spaniens wäre und auch nicht werden könne. Wenn man die Aufrichtigkeit so positiver offizieller Versicherungen beargwöhnen müßte, dann würden die diplomatischen Mitteilungen aufhören, ein Pfand für den europäischen Frieden zu sein; sie würden nur noch eine Falle und eine Gefahr sein. Und obwohl unser Botschafter diese Erklärungen mit allem Vorbehalte übermittelte, hielt es die Regierung des Kaisers doch für angebracht, sie günstig aufzunehmen. Sie hat sich dagegen gesträubt, den guten Glauben derselben in Zweifel zu ziehen, bis zu dem Tage, wo plötzlich die Kombination enthüllt wird, die das gerade Gegenteil bewies. Indem Preußen unversehens sein Wort brach, das es uns gegeben hatte, ohne auch nur einen

Schritt zu tun, sich bei uns zu entschuldigen, warf es uns den Handschuh hin. Da wir nun darüber aufgeklärt waren, welches Vertrauen wir zu den förmlichen Versicherungen der preußischen Staatsmänner haben könnten, hatten wir die unabweisliche Pflicht, unsere Loyalität für die Zukunft gegen neue Enttäuschungen durch eine ausdrückliche Garantie zu sichern. Wir mußten also, wie wir das getan haben, darauf bestehen, die Gewißheit zu haben, daß eine Verzichtleistung, die unter Spitzfindigkeiten stattfand, endgültig und ernsthaft sei.

Es ist gerecht, daß der Berliner Hof vor der Geschichte die Verantwortung für diesen Krieg trage, den er hätte vermeiden können, den er aber gewollt hat. Und unter welchen Umständen hat er Streit gesucht? Als Frankreich, das ihm seit vier Jahren den Beweis einer unveränderlichen Mäßigung gegeben hat, sich mit vielleicht übertriebener Gewissenhaftigkeit enthalten hat, gegen ihn auf Verträge zu pochen, die unter der Vermittlung des Kaisers selbst abgeschlossen wurden, deren absichtliches Vergessen aber aus den Handlungen einer Regierung hervorgeht, die schon beim Unterschreiben daran dachte, sich davon loszumachen. Europa ist Zeuge unserer Haltung gewesen, und es hat sie mit der Preußens während dieser Periode vergleichen können. So mag es heute über die Gerechtigkeit unserer Sache sich aussprechen! Wie auch das Geschick der Schlachten sein mag, wir erwarten das Urteil unserer Zeitgenossen ohne Unruhe, und ebenso das der Nachwelt.

Empfangen Sie usw.

(Archives diplomatiques, 1871—1872, I. Band.)

XIX.

Zirkulardepesche des Herzogs de Gramont an die Vertreter Frankreichs im Auslande.

Paris, den 24. Juli 1870.

Mein Herr,

Das Berliner Kabinett hat über die Emser Verhandlungen verschiedene Dokumente veröffentlicht, unter denen sich eine Depesche des Herrn von Werther befindet, worin er über eine Unterredung berichtet, die wir während seines letzten Aufenthaltes in Paris zusammen gehabt haben. Diese Schriftstücke stellen den Weg, den die Regierung des Kaisers bei dieser Gelegenheit eingeschlagen hat, nicht unter seiner wahren Gestalt dar, und der Bericht des Herrn von Werther schreibt mir Worte zu, die ich in verschiedenen Punkten richtigzustellen für meine Pflicht halte.

Der Herr Botschafter Preußens hat sich in unserer Unterredung im besonderen mit mir darüber unterhalten, daß der König, als er die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern gestattete, nicht im geringsten die Absicht gehabt habe, den Kaiser zu beleidigen, und nie daran habe denken können, daß diese Kombination in Frankreich Mißtrauen erregen könnte. Ich habe ihm bemerkt, wenn dem so sei, würde eine derartige Versicherung imstande sein, die Übereinstimmung zu erleichtern, die wir suchten. Ich habe aber nicht verlangt, daß der König einen Entschuldigungsbrief schreiben sollte, wie das die Berliner Zeitungen in ihren halbamtlichen Besprechungen gesagt haben[1]).

Ebensowenig kann ich den Auslegungen zustimmen, die Herr von Werther mir in bezug auf die Erklärung vom 6. Juli unterschrieb. Ich habe nirgends gesagt, daß diese Kundgebung ihre Entstehung parlamentarischen Notwendigkeiten verdankt. Ich habe unsere Sprache durch die Heftigkeit der Wunde erklärt, die wir empfangen hatten, und habe keineswegs die persönliche Stellung der Minister als entscheidendes Motiv ihrer Haltung bezeichnet. Ich habe gesagt, daß kein Minister in Frankreich das Vertrauen der Kammern behalten könnte, wenn er einem Abkommen zustimme, das nicht eine ernstliche Garantie für die Zukunft enthielte. Ich muß, im Widerspruche mit der Erzählung des Herrn von Werther, hinzufügen, daß ich nicht den Kaiser von Frankreich getrennt habe. Nichts in meinen Worten hat den Vertreter Preußens berechtigen können, anzunehmen, daß zwischen dem Souverän und der ganzen Nation nicht das vollste Einvernehmen herrsche.

Nachdem ich nun diese Vorbehalte gemacht habe, komme ich zu dem hauptsächlichsten Vorwurfe, den uns das Berliner Kabinett gemacht hat. Wir hätten, sagt man, geflissentlich die Verhandlung vor den König von Preußen gebracht, anstatt sie mit seiner Regierung anzuknüpfen. Aber als am 4. Juli unser Geschäftsträger, meinem Auftrage gemäß, sich bei Herrn von Thile vorgestellt hat, um sich mit ihm über die Nachrichten zu besprechen, die uns aus Spanien zugegangen waren, was hat da der Herr Unterstaatssekretär gesagt? Nach seinen eigenen Worten „war der preußischen Regierung diese Angelegenheit vollständig unbekannt und existierte nicht für sie". Gegenüber der Haltung des Kabinettes, das sich stellte, als interessiere es der Vorfall nicht, da er ausschließlich die Königliche Familie anginge, was konnten wir da anderes tun, als uns an den König selbst wenden?

[1]) NB. — Der Herzog de Gramont hat in der Tat keinen Entschuldigungsbrief verlangt, aber die Ausdrücke, die er dem König für seine Erklärung empfahl, kamen dem ziemlich gleich.

So haben wir, gegen unseren Willen, unseren Botschafter ersuchen müssen, sich mit dem Souverän in direkte Verbindung zu setzen, anstatt mit seinem Minister zu verhandeln.

Ich bin lange genug an europäischen Höfen gewesen, um zu wissen, wie unvorteilhaft diese Art von Verhandlung ist, und alle Kabinette werden meinen Worten Glauben schenken, wenn ich behaupte, daß wir diesen Weg einzig und allein nur deshalb eingeschlagen haben, weil alle anderen uns verschlossen waren. Wir bedauern, daß Herr von Bismarck sich nicht sofort nach Ems begeben hat, als er die Wichtigkeit der Verhandlung erkannt hatte, um dort seine natürliche Rolle als Vermittler zwischen dem König und unserem Botschafter zu übernehmen. Sind wir aber dafür verantwortlich, daß Seine Majestät allein geblieben ist, und ohne Zweifel hat bleiben wollen, was der Kanzler wahrscheinlich für seine Absichten günstig gefunden hat? Und wenn, wie das Berliner Kabinett hervorhebt, die Kriegserklärung, die ihm durch unseren Geschäftsträger übergeben worden ist, die erste schriftliche und offizielle Mitteilung ist, wer trägt daran denn die Schuld? Schickt man Souveränen Noten? Konnte unser Botschafter sich eine derartige Abweichung von den Gebräuchen erlauben, als er mit dem Könige verhandelte, und ist nicht das Fehlen aller Dokumente zwischen den beiden Regierungen vor der Kriegserklärung eine natürliche Folge der Notwendigkeit, die Verhandlung in Ems führen zu müssen, anstatt sie in Berlin zu lassen, wohin wir uns zuerst gewandt hatten?

Bevor ich diese Berichtigungen schließe, will ich noch eine letzte Bemerkung des Berliner Kabinetts widerlegen. Nach einem Telegramm aus Berlin, das die Zeitungen vom 23. veröffentlichen, bestreiten die Herren von Bismarck und von Thile eine Stelle in meiner Depesche vom 21. Juli und erklären, daß seit dem Tage, wo sie von der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern auf den Thron Spaniens haben sprechen hören, niemals zwischen ihnen und Herrn Benedetti darüber das geringste verhandelt worden ist, weder offiziell, noch vertraulich. In der vorgebrachten Form ist diese Behauptung doppeldeutig; sie scheint einzig auf die Beziehungen unseres Botschafters zu dem preußischen Ministeriums anzuspielen, die später als die Annahme des Prinzen Leopold ist. In diesem Sinne ist sie nicht im Widerspruche mit dem, was wir selbst gesagt haben; wenn sie aber auch auf frühere Mitteilungen ausgedehnt werden soll, dann hört sie auf, wahr zu sein, und um das zu beweisen, brauche ich nur eine Depesche anzuführen, die am 31. März 1869 von unserem Botschafter, dem Grafen Benedetti, an den Herrn Marquis de La Valette gerichtet worden ist, der damals Minister des Auswärtigen war.

Berlin, den 31. März 1869.

„Herr Marquis,

Ew. Exzellenz haben mich gestern telegraphisch ersucht, mir darüber Gewißheit zu verschaffen, ob die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern auf den Thron Spaniens einen ernsten Charakter hätte. Ich habe heute morgen Gelegenheit gehabt Herrn von Thile zu sehen, und habe geglaubt ihn fragen zu dürfen, ob ich den Gerüchten irgendwelche Wichtigkeit beilegen müsse, die hierüber in Umlauf seien. Ich habe ihm nicht verheimlicht, daß ich sehr darauf hielte, genau informiert zu sein, indem ich ihm bemerkte, ein solches Vorkommnis interessiere die Regierung des Kaisers viel zu sehr, als daß es nicht meine Pflicht sein sollte, auf die Gefahren aufmerksam zu machen im Falle, daß Gründe vorhanden wären zu glauben, es würde sich verwirklichen. Ich habe ihm ebenfalls gesagt, ich hätte die Absicht, Ihnen von unserer Unterredung Kenntnis zu geben.

Herr von Thile hat mir die förmlichste Versicherung gegeben, daß er zu keiner Zeit Kenntnis irgendeines Anzeichens gehabt hätte, das zu einer solchen Vermutung berechtigen könne, und daß der Gesandte Spaniens in Wien, während seines Aufenthaltes in Berlin, davon nichts erwähnt hätte. Der Unterstaatssekretär hat, als er sich so ausdrückte, und ohne daß ihn etwas in meiner Sprache zu einer derartigen Beteuerung hätte veranlassen können, geglaubt, sein Ehrenwort dafür verpfänden zu sollen.

Seiner Ansicht nach hat sich Herr Rancès darauf beschränkt, sich mit Herrn von Bismarck, der vielleicht die Gelegenheit der Anwesenheit dieses Diplomaten benutzen wollte, um sich über den Stand der Dinge in Spanien zu unterrichten, über die Art zu unterhalten, wie sie sich in bezug auf die Wahl des künftigen Souveräns entwickelten.

Das ist der Inhalt dessen, was mir Herr von Thile gesagt hat, wobei er verschiedene Male auf seine erste Erklärung zurückkam, es sei von dem Prinzen von Hohenzollern für die Krone Spaniens nie die Rede gewesen und könne es auch nicht sein.

Genehmigen Sie, Herr Marquis, die Versicherung meiner vollen Hochachtung.

gez. Benedetti."

Nach dieser Anführung darf ich es wohl für überflüssig halten, auf Näheres über einen Punkt einzugehen, den wir als endgültig feststehend betrachten können.

Gramont.

NB. — So stellt der Herzog de Gramont selbst fest, daß er seit langer Zeit durch die Archive des Auswärtigen Amtes über die Intrige

Hohenzollern auf dem Laufenden war. Warum hat er am 3. Juli, nach der Depesche Mercier de Lostendes, eine so außerordentliche Überraschung und Erregung gezeigt? Diese Bemerkung hebt aber die Vorwürfe nicht auf, die man der Hinterlist des Herrn von Thile und des Grafen von Bismarck machen muß, die in der Hohenzollernschen Angelegenheit Unwahrheiten auf Unwahrheiten gehäuft haben.

H. W.

XX.

Brief des Papstes an den König von Preußen.

Majestät,

Unter den schwierigen Umständen, in denen wir uns befinden, erscheint es Ihnen vielleicht ungewöhnlich, einen Brief von Mir zu erhalten; aber als Vertreter des Gottes des Friedens auf Erden, kann ich nicht umhin, Ihnen Meine Vermittlung anzubieten. Mein Wunsch ist, die Kriegsvorbereitungen verschwinden zu sehen und das Übel zu verhindern, das eine unvermeidliche Folge davon ist.

Meine Vermittlung ist die eines Souveräns, der in seiner Eigenschaft als König keine Eifersucht erregen kann, wegen der Kleinheit seines Gebietes, der aber wohl durch den moralischen und religiösen Einfluß, den er verkörpert, Vertrauen einflößen kann.

Gott möge Meine Wünsche erfüllen und möge auch die erfüllen, die ich für Ew. Majestät hege, mit der Ich durch die Bande der christlichen Nächstenliebe vereint zu sein wünsche.

Pius P. P. IX.

Im Vatikan, am 22. Juli 1870.

PS. — Ich habe ebenfalls an Seine Majestät den Kaiser der Franzosen geschrieben.

(Archives diplomatiques, 1871—1872, Bd. I.)

XXI.

Brief des Königs von Preußen an den Papst.

Berlin, den 30. Juli 1870.

Erhabenster Kirchenfürst!

Ich bin nicht überrascht gewesen, wohl aber aufs tiefste bewegt, als Ich die rührenden Worte las, die Ihre Hand geschrieben hatte, um die Stimme des Gottes des Friedens erschallen zu lassen. Wie sollte Mein Herz nicht auf einen so mächtigen Ruf hören? Gott ist Mein Zeuge,

daß weder Ich noch mein Volk den Krieg gewollt oder hervorgerufen haben.

Indem wir den geheiligten Pflichten nachkommen, die Gott den Souveränen und den Nationen auferlegt, werden wir das Schwert ergreifen, um die Unabhängigkeit und die Ehre des Vaterlandes zu verteidigen, und wir werden stets bereit sein, es niederzulegen, wenn diese Güter gesichert sind. Wenn Ew. Heiligkeit Mir von dem, der den Krieg so unerwartet erklärt hat, eine Versicherung geben könnten gegen die Wiederkehr eines ähnlichen Angriffes auf den Frieden und die Ruhe Europas, dann würde gewiß Ich es nicht sein, der sie aus den ehrwürdigen Händen Ew. Heiligkeit zu empfangen sich weigern würde, mit der Ich ja durch die Bande christlicher Liebe und eine aufrichtige Freundschaft verbunden bin.

gez. Wilhelm.

XXII.

Proklamation Napoleons III. an das französische Volk.

Es gibt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, wo die nationale Ehre, heftig gereizt, sich wie eine unwiderstehliche Kraft aufdrängt, alle Interessen beherrscht und allein die Leitung der Geschicke des Vaterlandes in die Hand nimmt. Eine dieser entscheidenden Stunden hat soeben für Frankreich geschlagen.

Preußen, dem wir während und seit dem Kriege von 1866 die versöhnlichsten Absichten bezeigt haben, hat unseren guten Willen und unsere Langmut nicht berücksichtigt. Auf den Weg der Ausbreitung gedrängt, hat es überall Mißtrauen erregt, überall übertriebene Rüstungen nötig gemacht und aus Europa ein Lager geschaffen, worin Ungewißheit und Furcht vor dem kommenden Tage herrscht.

Ein letzter Zwischenfall hat die Unbeständigkeit der internationalen Beziehungen aufgedeckt und zeigt den ganzen Ernst der Lage. Gegenüber den neuen Ansprüchen Preußens haben wir unseren Einspruch laut werden lassen. Sie sind abgelehnt und von verächtlichen Vorgängen begleitet worden. Unser Land hat eine tiefe Erregung gefühlt, und allsogleich ist der Kriegsruf von einem Ende Frankreichs bis zum anderen erschallt. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als unser Geschick der Entscheidung durch die Waffen zu überlassen.

Wir führen nicht gegen Deutschland Krieg, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir sprechen den Wunsch aus, daß die Völker, die die große deutsche Nationalität bilden, frei über ihre Geschicke verfügen können.

Was uns anbelangt, so verlangen wir die Herstellung einer Lage, die die Zukunft garantiert und sicherstellt. Wir wollen einen dauernden

Frieden gewinnen, gestützt auf die wahren Interessen der Völker, und diesem ungewissen Zustand ein Ende machen, wobei alle Nationen ihre Hilfsquellen dazu verwenden, um sich gegeneinander zu rüsten.

Die glorreiche Fahne, die wir noch einmal vor denen entfalten, die uns herausfordern, ist dieselbe, die die zivilisatorischen Ideen unserer großen Revolution durch Europa getragen hat. Sie vertritt dieselben Prinzipien. Sie wird dieselbe Ergebenheit einflößen. —

Franzosen,

Ich werde mich an die Spitze dieser tapferen Armee stellen, die von der Liebe zur Pflicht und zum Vaterlande beseelt ist. Sie weiß, was sie wert ist, denn sie hat an den vier Enden der Welt den Sieg sich an ihre Fersen heften sehen.

Ich nehme meinen Sohn mit, trotz seiner großen Jugend. Er weiß welche Pflichten ihm sein Name auferlegt, und er ist stolz darauf seinen Teil der Gefahren mit denen zu teilen, die für das Vaterland kämpfen.

Gott möge unsere Bemühungen segnen! Ein großes Volk, das eine gerechte Sache verteidigt, ist unbesiegbar.

Napoléon.

XXIII.

Proklamation des Kaisers an die Armee.

Metz, den 28. Juli 1870.

Soldaten,

Ich komme, um mich an eure Spitze zu stellen, um die Ehre und den Boden des Vaterlandes zu verteidigen.

Ihr werdet gegen eine der besten Armeen Europas kämpfen, aber andere, die ebensoviel wert sind, haben eurer Tapferkeit nicht zu widerstehen vermocht. So wird es auch heute sein.

Der beginnende Krieg wird lang und schwierig sein, denn er wird als Schauplatz Gebiete haben, die von Hindernissen und Festungen strotzen; aber nichts widersteht den nachhaltigen Bemühungen der Soldaten Afrikas, der Krim, Chinas, Italiens und Merikos. Ihr werdet noch einmal mehr beweisen, was eine französische Armee vermag, die vom Gefühle der Pflicht beseelt ist und, durch Disziplin zusammengehalten, von der Liebe zum Vaterlande begeistert ist.

Welchen Weg wir außerhalb unserer Grenzen auch einschlagen mögen, wir werden dort die glorreichen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen.

Ganz Frankreich folgt euch mit glühenden Wünschen, und das Weltall hat die Augen auf euch gerichtet; von unseren Erfolgen hängt das Geschick der Freiheit und der Zivilisation ab.

Soldaten, ein jeder tue seine Pflicht, und der Gott der Heere wird mit euch sein.

Napoléon.

XXIV.

Dankerlaß des Königs vom 25. Juli 1870.

Aus allen Stämmen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des deutschen Volkes, selbst von jenseits des Meeres, sind Mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands von Gemeinden und Korporationen, von Vereinen und Privatpersonen so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es Mir ein unabweisliches Bedürfnis ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdrucke meines Königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß Ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmütige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmütigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte, deutsche Freiheit und Einigkeit, sprießen werde. —

Berlin, den 25. Juli 1870. (gez.) Wilhelm.

XXV.

Proklamation des Königs von Preußen an das preußische Volk.

Berlin, den 31. Juli 1870.

An mein Volk!

Indem Ich heute zur Armee gehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich, im Hinblicke auf die einmütige Erhebung Meines Volkes, eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen erteilen. Ich habe das Staats-Ministerium beauftragt, Mir einen Erlaß in diesem Sinne zu unterbreiten.

Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war.

Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unseren Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen, zur Errettung des Vaterlandes. —

Berlin, den 31. Juli 1870. (gez.) Wilhelm.

XXVI.

Proklamation des Königs von Preußen an die Armee.

An die Armee!

Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heut das Kommando über die gesamten Armeen und ziehe getrost in den Kampf, den unsere Väter in gleicher Weise einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf euch.

Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein.

Mainz, den 2. August 1870.

(gez.) Wilhelm.

XXVII.

Tagesbefehl des Prinzen Friedrich Carl.

Hauptquartier Homburg, den 6. August 1870.

Soldaten der II. Armee!

Ihr betretet den französischen Boden.

Der Kaiser Napoleon hat ohne allen Grund Deutschland den Krieg erklärt, er und seine Armee sind unsere Feinde. Das französische Volk ist nicht gefragt worden, ob es mit seinen deutschen Nachbarn einen blutigen Krieg führen wollte, ein Grund ist nicht vorhanden.

Seid dessen eingedenk den friedlichen Bewohnern Frankreichs gegenüber, zeigt ihnen, daß in unserem Jahrhundert zwei Kulturvölker selbst im Kriege miteinander die Gebote der Menschlichkeit nicht vergessen.

Denkt stets daran, wie eure Eltern in der Heimat es empfinden würden, wenn ein Feind, was Gott verhüte, unsere Provinzen überschwemmte.

Zeigt den Franzosen, daß das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern auch gesittet und edelmütig dem Feinde gegenüber ist.

Friedrich Carl
Prinz von Preußen.

XXVIII.

Proklamation der Kaiserin-Regentin.

Paris, den 7. August 1870.

Franzosen,

Der Anfang des Krieges ist uns nicht günstig; unsere Waffen haben eine Niederlage erlitten; seien wir fest bei diesem Schicksalsschlage und beeilen wir uns, das wieder gut zu machen.

Es möge unter uns nur eine Partei geben, die Frankreichs; nur eine einzige Fahne, die der nationalen Ehre. Ich komme zu euch, getreu meiner Aufgabe und meiner Pflicht gehorchend; ihr werdet mich als erste in der Gefahr sehen, um die Fahne Frankreichs zu verteidigen.

Ich beschwöre alle guten Bürger, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Sie zu stören, hieße mit unseren Feinde konspirieren.

Im Tuilerienpalast, am 7. August, um elf Uhr morgens.

Eugénie.

XXIX.

Proklamation des Königs von Preußen an seine Armee.

Homburg, den 8. August 1870.

Soldaten,

Schon hat ein großer Teil unserer Armee, der damit beschäftigt ist nach blutigen Kämpfen den zurückgeworfenen Feind zu verfolgen, die Grenze überschritten. Heute und morgen werden mehrere Armeekorps französisches Gebiet betreten.

Ich erwarte von euch, daß es euch daran gelegen sein wird, euch im Feindeslande besonders durch die ausgezeichnete Disziplin auszuzeichnen, von der ihr bis heute ein so glorreiches Beispiel gegeben habt. Wir kämpfen nicht gegen die ruhigen Bürger Frankreichs, und die erste Pflicht eines braven Soldaten ist die, das Privateigentum zu schützen, nicht zu gestatten, daß der hohe Ruf unserer Armee befleckt werde, und wäre es auch nur durch einen vereinzelten Fall von Mangel an Disziplin.

Ich rechne auf den hohen Geist, der die Armee beseelt. Ich rechne nicht weniger auf die Strenge und Umsicht aller Führer.

(gez.) Wilhelm.

XXX.

Proklamation des Kronprinzen von Preußen an die Bewohner Lothringens.

Nancy, den 18. Auguſt 1870.

Deutſchland führt gegen den Kaiſer der Franzoſen Krieg und nicht gegen die Franzoſen. — Die Bevölkerung braucht nicht zu befürchten, daß man feindliche Maßregeln gegen ſie ergreifen wird.

Ich bemühe mich, der Nation und beſonders der Stadt Nancy, die durch die franzöſiſche Armee unterbrochenen Verkehrsmittel wiederzugeben. Ich hoffe, daß Induſtrie und Handel wiederhergeſtellt werden und daß alle Behörden auf ihrem Platze bleiben.

Ich fordere für die Ernährung der Armee nur den Überſchuß der Vorräte, die nicht für die Ernährung der franzöſiſchen Bevölkerung nötig ſind. Die ruhige Nation, und beſonders die Stadt Nancy, können auf die größte Schonung rechnen.

Der Kommandant der 3. Armee
Friedrich Wilhelm
Kronprinz von Preußen.

XXXI.

Lord Granville an Lord Lyons, in Paris.

Foreign Office, den 10. Auguſt 1870.

Mylord, der Botſchafter Preußens hat mit mir mehrere Male über verſchiedene Gerüchte geſprochen, über die er ſich bei uns hat Aufſchluß ſuchen wollen. Das erſte iſt, daß zwiſchen Italien und Frankreich ein Vertrag abgeſchloſſen wäre, demzufolge Italien Frankreich hunderttauſend Mann ſtellen müſſe und dafür das Recht erlangt habe, Rom nach dem Friedensſchluſſe zu beſetzen.

Ich habe dem Grafen von Bernſtorff geſagt, ich glaubte nicht an das Vorhandenſein eines ſolchen Vertrages; daß die italieniſche Regierung der Regierung der Königin mitgeteilt habe, ſie habe von Frankreich eine derartige Aufforderung erhalten und wünſchte nun die Unterſtützung der Regierung Ihrer Britiſchen Majeſtät, um dieſem Drucke widerſtehen zu können. Wir haben darauf geantwortet, obwohl es nicht der augenblicklichen Politik Englands entſpräche, beſtimmte Verpflichtungen für eine kombinierte Neutralität einzugehen, ſo ſei es doch bereit, wenn es Italien dadurch helfen könnte, dieſem äußeren Drucke zu widerſtehen, ſich mit Italien zu verſtändigen, daß weder die eine

noch die andere Macht die Neutralität ohne einen Gedankenaustausch aufgeben wolle, und ohne sich gegenseitig eine jede Änderung der Politik anzuzeigen. Die Regierung hat dieser Abmachung in wärmster Weise zugestimmt.

Ein anderes Gerücht sprach von einem Bündnisse zwischen Frankreich und Österreich, in Verbindung mit einer bewaffneten Organisation in Galizien. Ich habe dem Grafen von Bernstorff mitgeteilt, ich hätte es für nötig gehalten, die österreichische Regierung zu benachrichtigen, daß viele Umstände in der Meinung der preußischen und russischen Regierung Zweifel an der Neutralität hervorgerufen hätten; doch hätte ich von der österreichischen Regierung die Versicherung erhalten, sie wäre frei von jeglicher Verbindlichkeit und sei bereit, sich mit der Regierung Ihrer Britischen Majestät über eine beständige Neutralität zu verständigen.

Was das dritte Gerücht über einen geheimen Vertrag anbetrifft, der zu Wien zwischen Frankreich, Österreich, Italien und der Türkei unterzeichnet worden sei, um sich gegenseitig ihre Gebiete zu garantieren, und um sich mit Frankreich zu verbinden, falls das letztere Niederlagen erlitte, so konnte ich nur sagen, daß ich davon nicht die geringste Kenntnis hätte und nicht glaube, daß ein solcher Vertrag unterzeichnet sei.

Graf von Bernstorff hat meine Aufmerksamkeit auch auf Dänemark gelenkt, von dem Preußen fürchtet, daß es sich unter dem Drucke Frankreichs in diesen Krieg einmische; der König von Dänemark wünscht gegen diesen Druck gestützt zu sein, und das Kabinett von Sankt-Petersburg wünscht, zu diesem Zwecke zusammen mit England einen gemeinsamen Schritt in Paris zu tun. Ich habe aber Seiner Exzellenz ins Gedächtnis gerufen, ich hätte ihm schon dreimal zu verstehen gegeben, wie wünschenswert es sei, wenn Preußen Dänemark durch ein freundschaftliches Abkommen die Versicherung erspare, den Wünschen Frankreichs nachzugeben, und ich habe hinzugefügt, in der vorigen Woche vom Kabinett berechtigt worden zu sein, dem Freiherrn von Brunnow sagen zu lassen, ich sei bereit mich mit ihm zu verständigen über die Zeit und die Art, wie man bei Frankreich vorstellig werden könne, um es zu veranlassen, Dänemark nicht dazu zu veranlassen eine Politik zu treiben, die so gänzlich den Interessen dieses Landes zuwider wäre.

Ich bin ... (gez.) Granville.

NB. — Erst am 19. Juli hatte die französische Regierung den Gedanken gehabt, sich an Dänemark zu wenden, und hatte diesen Auftrag dem Herzog de Cadore gegeben. Unser Gesandter kam zu spät, am 3. August, an. Obgleich Dänemark voll guten Willens für unsere Sache

war, konnte es doch wegen seiner Schwäche und wegen der Drohungen Englands und Preußens nichts tun und war gezwungen, sich in die Neutralität zu flüchten. Und doch hatte die Bevölkerung Dänemarks, die Preußen feindlich war, 30 000 Mann angeboten, zu denen 30 000 Franzosen vereinigt stark genug gewesen wären, Kiel zu nehmen und auf Hamburg zu marschieren. Diese Expedition sollte dem Prinzen Napoleon anvertraut werden, aber der formelle Widerspruch des Admirals Rigault de Genouilly, der sich weigerte dem Prinzen den Oberbefehl über die Flotte zu übertragen, war eine der Ursachen des Fehlschlagens dieser Expedition. H. W.

XXXII.

Die Kapitulation von Sedan.

Untersuchungskommission über die Kapitulationen.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung vom 4. Januar 1871.

Die Untersuchungskommission,

Angesichts der Akten, die sich auf die Kapitulation von Sedan beziehen,

Angesichts des Textes der Kapitulation;

Auf den Bericht hin, der ihr davon gemacht wurde:

Nach Anhörung der Divisionsgenerâle: de Wimpffen, früherem Oberst-Kommandanten der Armee von Chalons,

Lebrun, früherem Kommandeur des 12. Korps dieser Armee;

Ducrot, früherem Kommandeur des 1. Korps dieser Armee;

Douay, früherem Kommandeur des 7. Korps dieser Armee;

Nachdem sie darüber beraten hat;

Drückt wie folgt ihre begründete Ansicht aus über die Kapitulation der Festung Sedan:

Ohne sich um die mehr politischen als militärischen Ursachen zu kümmern, die nach der noch sehr unvollständigen Reorganisation der Armee von Chalons die Regierung der Regentschaft bestimmt haben, die sehr gefährliche Unternehmung zu befehlen, den Versuch zu machen, dem Marschall Bazaine zu Hilfe zu eilen, hat die Kommission ebensowenig die Art zu würdigen, wie diese Expedition ausgeführt worden ist, bis zu dem Augenblicke, wo infolge seiner Verwundung der Marschall de MacMahon, der den Oberbefehl führte, diesen dem General Ducrot übergab, einem seiner Lieutenants.

Die Truppen der Armee von Chalons, die schon bei dem Verlassen des Lagers wenig Vertrauen hatten, haben auf ihrem Marsche Verzögerungen erlitten wegen der Unsicherheit in dem Feldzugsplane und

der Unregelmäßigkeit in der Verpflegung. Das schlechte Wetter, das sie hatten, die Überraschungen durch den Feind, die Niederlage des 5. Korps taten ihrer Moral Abbruch, so daß sie sehr geschwächt und zerrüttet waren; so muß man denn auch feststellen, daß sie in recht großer Unordnung in Sedan ankamen.

Der General Ducrot, dem der Marschall nach seiner Verwundung das Kommando übertragen hatte, legte sich von der Situation Rechenschaft ab, und da er die Gefahr einsah, in der sich die französische Armee befände, wenn sie sich in Sedan einschließen ließ, ergriff er sofort Maßregeln zu einem Rückzug auf Mezières, die einzige Richtung, deren Weg in diesem Augenblicke noch frei war.

Aber kaum war eine Stunde verflossen und man hatte gerade mit der Ausführung seines Befehles begonnen, als der General de Wimpffen, der sich auf einen Brief stützte, der ihm vom Kriegsminister übergeben worden war, den Oberbefehl für sich in Anspruch nahm und die Maßnahmen des Generals Ducrot verwarf, ohne aber, wie er das selbst eingestanden hat, einen bestimmten Plan zu haben, sondern auf die Zufälle der Schlacht rechnete, um eine weniger unglückliche Kombination zu versuchen; er befahl, die Positionen wieder einzunehmen, die infolge der ersten Befehle aufgegeben worden waren.

Von da ab übernahm der General de Wimpffen die ganze Verantwortung des Kommandos.

Diese Änderung in der Leitung erschütterte das Vertrauen der Armee noch mehr und brachte alles in Unordnung.

Der neue Oberbefehlshaber konnte oder wußte sich keinen unbedingten Gehorsam zu verschaffen.

Das 1. Korps behielt seine Stellungen nicht mehr bei, die sofort vom Feinde eingenommen wurden, und das 7. Korps wurde ebenfalls auf Sedan zurückgedrängt, wo diese beiden Korps eine solche Verwirrung hervorbrachten, daß man die Tore der Festung schließen mußte.

Während diese Ereignisse sich abspielten, hatte der General de Wimpffen, der den kräftigen Widerstand des 12. Korps sah, und bemerkte, daß der Angriff der Bayern auf Bazeilles sich verlangsamte und sogar schwächer wurde, den Plan gefaßt, alle seine Kräfte auf seiner Rechten zu versammeln und die feindliche Linie zu durchbrechen, um auf Carignan und Montmédy zu marschieren.

Zu diesem Zwecke hatte er dem 1. Korps Befehl erteilt, zu ihm zu stoßen und dem 7. den Rückzug zu unterstützen.

Diese Korps waren, wie wir gesehen haben, infolge ihres überstürzten Rückzuges weit davon entfernt, seinen Erwartungen entsprechen zu können; doch hatte sich der General de Wimpffen an der

Spitze eines Teiles der Marinetruppen, zweier Bataillone Zuaven und des 45. Regiments auf den Feind geworfen und ging auf Balan zu, um mit den auf dieser Seite aufgestellten Truppen zusammen zu kämpfen, als er auf dem Platze, wo er sie vermutete, keinen Menschen mehr antraf; das 12. Korps war ebenfalls nach Sedan zurückgegangen.

Der General de Wimpffen ging zum Balantore zurück und traf dort den General Lebrun, dem ein Mann mit der Parlamentärsflagge folgte, um Waffenstillstand zu erbitten. Der General de Wimpffen ließ die Parlamentärsflagge einziehen und stürzte sich an der Spitze von 200 Mann, die er hatte zusammenbringen können, auf den Feind, mußte aber bald seine Ohnmacht einsehen und kehrte ebenfalls nach Sedan zurück.

Nach dem Zurückdrängen der verschiedenen Korps in die Festung hatte der Kaiser, im Gedanken, einem unnützen Blutvergießen Einhalt zu tun, und ohne den Oberbefehlshaber oder die Korpskommandanten zu fragen, die weiße Flagge auf der Zitadelle hissen lassen.

Als der Oberbefehlshaber auf Balan zumarschierte, um dort eine letzte Anstrengung zu machen, war er von einem Ordonnanzoffizier des Kaisers angesprochen worden, der ihn ersuchte, sich ins Hauptquartier des Feindes zu begeben, um über die Kapitulation zu verhandeln; er hatte es abgelehnt, diesen Auftrag zu übernehmen; nach dem letzten Versuche aber gab er den Bitten seines Souveräns nach.

Die Untersuchungskommission kann sich wohl denken, welch unheilvollen Einfluß der Wechsel von drei verschiedenen Oberbefehlshabern in der kurzen Zeit einiger Stunden, und der Mangel an Konsequenz in den Anordnungen, die die Folge davon war, auf die Armee hat haben müssen; sie kann die Kombinationen beurteilen, die aufeinander folgten, die Aussichten auf Erfolg, die sich darboten. Es ist ihre Pflicht zu sagen, daß der Plan des Generals Ducrot der vernünftigste war; denn wenn man zugibt, die Konzentration auf der Linken hätte, was allerdings schwer war, glücken und man hätte sich nach einem kräftigen Vorstoße den Weg nach Mezières öffnen können, dann konnte man wenigstens einen guten Teil der Armee retten, indem man sich auf belgisches Gebiet begab.

Sie muß ebenfalls feststellen, daß der General de Wimpffen, als er infolge des Briefes des Kriegsministers den Oberbefehl über die Armee für sich in Anspruch nahm, ohne einen bestimmten Plan zu haben, so, wie er das selbst gesagt hat, oder in der Hoffnung, nachdem die Bayern in die Maas geworfen wären, den rechten Flügel der Deutschen schlagen zu können, oder schließlich sich einen Durchzug nach Carignan oder Montmédy zu öffnen, den Beweis dafür geliefert hat, eine zu wenig wahrscheinliche oder berechtigte Auffassung gehabt zu haben, als daß ihn nicht ein großer Teil der Verantwortung der unheilvollen

Ereignisse treffen sollte, die die Kapitulation herbeigeführt haben. Es ist aber nötig, den Teil der Verantwortung genau festzustellen, der dem General bei der eigentlichen Kapitulation selbst und bei den Ausdrücken zuzuschreiben ist, wie diese abgefaßt worden ist.

Es scheint bei der Untersuchungskommission festzustehen, daß der Souverän, als er die weiße Flagge auf der Zitadelle hissen ließ, ohne die Ansicht des Generals de Wimpffen eingeholt zu haben, diesen dadurch von aller Verantwortung in dieser Beziehung befreite und sie selbst ganz übernahm.

Die Kommission muß daher den General de Wimpffen loben, sich standhaft dieser Kapitulation widersetzt zu haben, sie muß aber auch sagen, daß er, als er es übernommen hatte, darüber zu verhandeln, darin unrecht gehabt hat, das vom Feinde bei der ersten Zusammenkunft zugestandene Prinzip (von dem er dem am Morgen abgehaltenen Kriegsrate Kenntnis gegeben hatte) nicht aufrecht erhalten zu haben, alle Offiziere im Besitz ihrer Waffen und ihres Gepäcks zu belassen, welcher Artikel leider allein zugunsten der Offiziere geändert worden ist, die bei ihrer Rückkehr in ihre Heimat ihr Ehrenwort abgeben würden, während des Krieges nicht gegen den Feind kämpfen zu wollen.

Die Kommission tadelt sehr den General de Wimpffen, diese Ausnahme zugelassen zu haben, entgegen dem Artikel 256 des Dekretes vom 13. Oktober 1863, der den Offizieren vorschreibt, ihr Geschick nie von dem ihrer Soldaten zu trennen, eine Ausnahme, die bei den Offizieren das Pflichtgefühl und den Widerstand gegen den Feind zu schwächen geeignet ist und nur ein Lohn für die Schwäche ist.

Für gleichlautende Abschrift:
Der Präsident der Untersuchungskommission,
Baraguey d'Hilliers.

XXXIII.

Militärisches Promemoria unter dem Ministerium des Marschalls Niel in bezug auf einen Krieg mit Deutschland ausgearbeitet[1]).

I.

Die erste Frage, die bei der Annahme eines Krieges mit Deutschland unter Führung Preußens auftritt, ist diese: Was wird der Feind im ersten Augenblicke tun? Wird er auf der Operationsbasis des Rheins

[1]) Plan, der im Kriegsministerium unter dem Marschall Niel ausgearbeitet worden ist und aus den Papieren des Generals Colson, des Chefs des Militärkabinettes herrührt. Das historische Interesse dieses Planes, der von Militärs vorbereitet worden

bleiben, wo er kräftig etabliert ist, und wird er abwarten, daß Frankreich seine Pläne kundgibt? Oder wird er, entschlossen, die Offensive zu ergreifen, mit seinen vollständig organisierten Korps kommen, um von Anfang an auf der befestigten Basis, die er vor unseren Grenzen besitzt, das heißt vor der Basis Elsaß und in der Front und der Flanke Lothringens Stellung nehmen, um sofort den Einmarsch in unser Land zu versuchen?

Der gegenwärtige Geist in der preußischen Armee, das übermäßige Vertrauen, das ihnen die Erfolge von 1866 gegeben haben, und wodurch die Überlegenheit, die sie ihrer Bewaffnung zuschreiben, noch vergrößert wird, ihre Hoffnung, Frankreich während seiner Vorbereitungen und während seiner noch unvollendeten Rüstungen überraschen zu können, alles das läßt uns annehmen, daß der Feind das äußerste leisten und uns die Initiative des Angriffes nicht lassen wird.

So werden wir denn in dieser Denkschrift hauptsächlich über die Verteidigung des Landes sprechen, wobei wir denn später auseinandersetzen werden, was in dem Falle zu geschehen hat, wo die Umstände uns zwingen würden, zu einem entschlossenen Angriffe nach verschiedenen Richtungen hin vorzugehen.

Die Partien unserer Grenze, die zwischen dem Rhein und der Mosel, dann die zwischen Mosel und Maas und zwischen Maas und Sambre liegen[1]), werden von den deutschen Armeen am meisten bedroht sein. Ihre Streitkräfte sind infolge der kürzlich geschlossenen Bündnisverträge so beträchtlich, daß man annehmen kann, sie werden von verschiedenen Seiten her konzentrisch vorgehen; und es ist wahrscheinlich, daß wir es auch am Oberrhein mit einer süddeutschen Armee zu tun haben werden, die, durch ein preußisches Kontingent verstärkt, bei Basel über den Fluß gehen würde, um den Oberelsaß zu besetzen, und weiterhin entweder über die Vogesen oder durch die Öffnung zwischen Vogesen und Jura versuchen würde durchzubrechen. Das wäre aber nur eine nebenhergehende und untergeordnete Operation, über die wir durch das französische Verteidigungskorps Herr werden können, dem das verschanzte Lager von Belfort als Basis und Stützpunkt dienen würde.

---

ist, die von der Überlegenheit der Offensive fest überzeugt waren, scheint das zu sein, zu beweisen, daß man sich zur Zeit des Marschalls Niel keinerlei Illusion hingegeben hat, weder über die Möglichkeit, unsere Reserven ebenso schnell mobilisieren zu können wie die Deutschen, noch über die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen, die Preußen die Unterstützung Süddeutschlands sicherte.

(Mitgeteilt durch Herrn Colson, Staatsrat, Mitglied des Instituts, Neffen des Generals Colson, Chef des Generalstabes des Marschalls de Mac Mahon, gefallen bei Fröschweiler.)

[1]) Dieses setzt voraus, daß die Neutralität Belgiens nicht geachtet würde.

Wir werden hierauf zurückkommen, wenn wir die Einfallslinien ins Auge gefaßt haben werden, die wichtiger sind und deren Ziel hauptsächlich Niederelsaß und Lothringen sind, Landstriche, die zu verschiedenen Zeiten die wichtigsten Schauplätze unserer Kriege waren. Dieser Teil der französischen Grenze zwischen Rhein und Mosel ist in bezug auf das, was uns beschäftigt, noch in demselben Zustande, worin ihn die Ereignisse von 1815 und die Verträge von Wien gelassen haben. Aber die Deutschen haben dort eine herausforderndere und gefährlichere Haltung angenommen als je.

Man möge uns gestatten anzuführen, was 1837 der Generalleutnant Dode in einem Berichte der hohen Verteidigungskommission, die im vorhergehenden Jahre eingerichtet worden ist, geschrieben hat: „... Diese Seite Frankreichs ist ohne Zweifel die verwundbarste und bedrohteste. Unsere Nachbarn haben sie stets als den günstigsten Punkt für ihre Absichten bezeichnet, wenn sie einen dritten Einfall bei uns zu machen hätten. Die Arbeiten, die sie auf dem Teile ihres Gebietes haben ausführen lassen, der uns gegenüber liegt, beweisen dies und zeigen außerdem ihre Absichten ... Deutschland strebt übrigens danach, sich zusammenzuschließen und einen festeren und einheitlicheren Körper zu bilden. Die Verschmelzung der Handelsinteressen, die vor unseren Augen in diesem Augenblicke auf diesem großen Gebiete vor sich geht (1837), wird in einer späteren Zukunft eine Vereinigung politischer Interessen hervorbringen, der aus diesem großen Körper, der einst wegen seiner Teilung schwach war, eine sehr gefährliche Masse bildet."

Nach dreißig Jahren haben sich diese Prophezeiungen vollständig erfüllt. Die Lage hat sich sogar noch ganz gewaltig verschlimmert, denn die Bundesfestungen, die vor unserer Grenze von Lothringen und am Rhein errichtet worden sind, werden sich in Zukunft in den Händen einer einzigen Macht befinden, die die militärischen Operationen leiten wird, Preußens, und dieser eiserne Gürtel, der uns umgibt, wird mit noch schwererem Gewichte auf uns drücken. Außerdem hat das Vorhandensein zahlreicher Eisenbahnen, die, von den verschiedenen Rheinübergängen ausgehend, zu den befestigten Punkten hinführen, eine neue Gefahr geschaffen wegen der Leichtigkeit, mit der die Truppen schnell zusammengezogen werden können. Somit liegt also eine gebieterische Notwendigkeit vor, sich darum zu kümmern, wie diese Grenze verteidigt werden kann.

Hauptsächliche Übergänge über den Rhein, über die der Feind mit Brücken und Brückenköpfen verfügt. — Alle Streitkräfte Norddeutschlands können schnell auf das linke Rheinufer gebracht werden durch die Eisenbahnen, die zu den verschiedenen Übergängen über diesen Fluß führen.

Die Hauptübergänge sind:

1. Marau, 8 Kilometer unterhalb Lauterburgs, Schiffsbrücke, über die die Eisenbahn von Karlsruhe nach Landau fährt;

2. Germersheim, Schiffsbrücke mit doppeltem, befestigtem Brückenkopfe;

3. Mannheim, Schiffsbrücke und feste Brücke, die für die Eisenbahn fertiggestellt wird;

4. Worms, Schiffsbrücke;

5. Mainz, starke Festung, Schiffsbrücke und feste Brücke für die Eisenbahn des linken Mainufers;

7. Coblenz, doppelter befestigter Brückenkopf, Schiffsbrücke und feste Brücke;

7. Bonn, Schiffsbrücke;

8. Köln, Schiffsbrücke und feste Brücke;

9. Düsseldorf, Schiffsbrücke und feste Brücke;

Operationslinien für einen Einfall in Frankreich.

Die Eisenbahnlinien, die mit diesen verschiedenen Rheinübergängen in Verbindung stehen und für Frankreich Gefahr bedeuten, sind:

1. Für einen Einfall in Niederelsaß: Die Linie Rastatt—Karlsruhe—Landau; die Linie Mainz—Neustadt—Landau—Weißenburg.

2. Für einen Einfall in Lothringen: Die drei Linien Mainz—Kaiserlautern—Saarbrücken; Mainz—Neunkirchen—Saarbrücken; Trier—Saarlouis—Saarbrücken, alle drei in den großen Bahnhof von Saarbrücken einmündend, der für dieses große Zusammentreffen eingerichtet ist, und dann in der Linie Forbach—Saint-Avold—Metz ihre Fortsetzung auf unserem Gebiete finden.

3. Endlich, die Linie Trier—Luxemburg und, zwischen der Mosel und der Maas, die Linie Köln—Aachen—Spa—Luxemburg; diese beiden Linien setzen sich in den Linien über Longwy und Arlon auf Thionville und Metz fort.

Der strategische Vormarsch der deutschen Streitkräfte gegen Frankreich umfaßt vielleicht auch eine Operationslinie in der äußersten rechten Ecke durch die Eisenbahn, die von Düsseldorf ausgeht und über Aachen, Lüttich, Namur, Charleroi durch Belgien führt[1]).

Dieses Land wird aber sicher suchen, seine Neutralität respektiert zu sehen.

Es läge nicht im Interesse Frankreichs, sie zu verletzen; aber die Preußen könnten vielleicht nicht dasselbe Bedenken tragen in Anbetracht des Vorteiles, den sie dabei hätten, wenn sie Herren der Linie wären, von der wir sprechen, sowie der Zitadellen von Lüttich und Namur,

[1]) In der oben angegebenen Annahme.

die ihnen eine mächtige Hilfsquelle wären, sei es, um daran ihre Operationsbasis anzulegen, oder als Stützpunkt bei den Kämpfen, deren Schauplatz Belgien sein würde. Diese Operationsbasis würde sie direkt auf unsere Grenze führen, da wo der Durchbruch der Oise ist, die kürzeste Linie, um auf Paris zu marschieren. Es ist daher vorsichtig, auf diese Angriffsmöglichkeit Rücksicht zu nehmen.

Man sieht, wie die Deutschen, bei der Leichtigkeit schneller Bewegungen und Zusammenziehungen, die ihnen ihre Eisenbahnen geben, vom ersten Augenblicke des Krieges an vier verschiedene Operationsbasen haben können, die unmittelbar vor unseren Grenzen wären, so daß sie sie fast berühren könnten, nämlich: Vor dem Niederelsaß Landau und Germersheim; vor Lothringen Saarbrücken und Saarlouis an der Saar; auf dem linken Flügel Lothringens Luxemburg und vor dem Durchbruche der Oise Namur und Charleroi. Diese vier Basen würden übrigens untereinander ganz direkt durch Eisenbahnen verbunden sein: Die Linie Namur—Charloi, die mit der französischen Grenze parallel läuft, die Linie Luxemburg—Trier—Saarlouis—Saarbrücken und die Linie Neunkirchen—Neustadt über Kaiserslautern, unabhängig von den Wegen, die denselben Zweck erfüllen, wie die Chaussee von Landau nach Saarbrücken, über Zweibrücken und Pirmasens. Diese Lage ist gefährlich; sie erfordert unsere ganze Aufmerksamkeit und schreibt uns vor, was wir zu tun haben.

Streitkräfte, die der Feind im ersten Augenblicke eines Krieges gegen uns in Bewegung setzen kann. — Wir nehmen an, daß der Feind im ersten Augenblicke dieses Krieges nicht mehr als 390 000 Mann im ganzen auf den vier Punkten, die wir angeführt haben, aufstellen kann, nämlich: Vor dem Niederelsaß 80 000 Mann; an der Saar, vor dem Zentrum Lothringens, wo die Hauptoperationsbasis sein würde, 160 000 Mann; vor Luxemburg 70 000 Mann; in Belgien 80 000 Mann[1]).

Nehmen wir außerdem an, das Korps, das den Rhein bei Basel überschritt, bestände aus 70 000 Mann, dann wären das im ganzen 460 000 Mann, worauf wir unter den gegenwärtigen Umständen die deutschen Streitkräfte schätzen können, die in der ersten Zeit des Krieges gegen uns vorgehen könnten.

Französische Streitkräfte, die den ersten Anstrengungen der Feinde entgegengestellt werden könnten. — Diesen Streitkräften müssen wir entgegenstellen können:

1. Eine Rheinarmee (den linken Flügel im Niederelsaß), 60000 Mann;

[1]) Im Falle, daß die Neutralität Belgiens respektiert würde, könnte man annehmen, daß diese 80 000 Mann als Reserve auf der allgemeinen Basis des Rheins gelassen würden.

2. Eine Moselarmee, 140 000 Mann, die vor dem großen Ausfallstore von Saarbrücken aufgestellt würde und zwei Korps nach Thionville abgeben müßte;

3. Eine Nord- oder Maasarmee, 60 000 Mann, abgesehen von den Garnisonen der Festungen an dieser Grenze;

4. Außerdem müssen wir eine Reserve von 120 000 Mann haben, die auf der Linie Reims—Chalons aufgestellt sein müßte. Die erste dieser Städte würde durch Feldarbeiten in einen großen Manöverplatz umgeschaffen, und die Armee, die sich darauf stützt, könnte sich mit der Eisenbahn entweder nach Norden oder nach Lothringen oder nach Langres begeben.;

5. Der rechte Flügel der Rheinarmee (im Oberelsaß) 60 000 Mann.

Für diese vier Armeen (Rhein-, Mosel-, Nord- und Reservearmee) würden wir also 440 000 Mann haben müssen, ohne natürlich dabei die Garnisonen der Festungen oder die zweite Reserve, die in Paris gebildet werden soll, zu rechnen[1]).

Gehen wir nun auf Einzelheiten über und sehen wir, welches die Stellungen und Bewegungen unserer verschiedenen Armeen sein müssen in bezug auf die, die ihnen gegenüber stehen werden.

Im Niederelsaß. Linker Flügel der Rheinarmee. Die feindliche Armee hat als Basis Landau und Germersheim; ihr rechter Flügel erstreckt sich durch ein Korps, das sie mit ihrer Saararmee verbindet bis Pirmasens. Von dieser Basis ausgehend wird sie den Niederelsaß angreifen und zwar zugleich über das Gebirge zwischen Bitsch und Weißenburg und dem Rhein; denn sie hat ein Interesse daran ihren linken Flügel an den Fluß anzulehnen, um nicht von ihren Verbindungsübergängen mit dem rechten Ufer abgeschnitten zu werden. Wenn man nun aber auch erwägt, daß das Gros ihrer Macht ohne Zweifel in der Ebene im Osten von Weißenburg operieren wird, weil da das Land offen ist und sich gut für Kavalleriebewegungen eignet, und auch weil der Feind über mehrere schöne Wege und über die Eisenbahn Herr ist, so muß man aber doch auch ernstliche Bemühungen auf seiner Rechten gegen das gebirgige Gebiet im Westen von Weißenburg annehmen, durch das obere Lauterbachtal und das Sauerbachtal, wie es die Alliierten 1793 getan haben. Denn so wie für uns eine unbedingte Notwendigkeit da ist, immer die Bewegungen unserer Rheinarmee mit der der Moselarmee zu verbinden, so muß der Feind natürlicherweise danach streben,

[1]) Wir schätzen die Garnisonen der Festungen im Norden, im Osten und im Innern auf nicht mehr als 90 000 Mann (die aus der aktiven Armee genommen werden müßten). Diese Garnisonen werden durch Bataillone der Mobilgarden vervollständigt.

diesen Zweck zu verhindern, und er muß denken, das durch die Bewegung erreichen zu können, die wir angeben.

Erste Stellung der Rheinarmee. Die französische Armee im Niederelsaß würde im Augenblick des Krieges die Lauterburger Linien innehaben, ihre Rechte in Lauterburg, ihre Linke in Weißenburg und am Scherhohlpasse, auf dem Wege nach Bitsch. Sie könnte sogar, wenn sie sich nicht einem an Zahl sehr überlegenen Feinde gegenüber befände, auf dieser Seite die schöne Stellung von Rothweiler einnehmen, die den oberen Teil des Lauter- und des Sauerbachtals beherrscht und 1793 von den Republikanern lange mit Vorteil gehalten worden ist. Sollte aber der Feind einen entschlossenen Angriff machen, dann würde diese Linie an der Lauter nicht zu halten sein. Ihre Linke ist, wie wir oben gesagt haben, dem ausgesetzt, umgangen zu werden; die beiden Posten, die ihre Endpunkte bezeichnen (Weißenburg und Lauterburg), haben nur sehr wenig Wichtigkeit und können kaum ernstlich verteidigt werden[1]). Unsere Armee würde da keine vorteilhafte Schlachtlinie finden und dürfte dort keine allgemeine Schlacht erwarten. Diese Ansicht, die von den meisten erfahrenen Militärs und Verteidigungskommissionen geteilt wird, ist um so begründeter, als die Lauterburger Linie, die auf der Linken leicht umgangen werden könnte, auch auf seiner Rechten im Rücken durch einen Rheinübergang bedroht ist, den ein feindliches Hilfskorps, das von Rastatt gekommen ist, bei Selz versuchen würde. Unsere Armee würde also sozusagen nur zur Beobachtung auf der Lauterlinie sein, und wenn der Feind sich entschließt mit überlegener Streitmacht vorwärts zu marschieren, dann dürfte man da nicht versuchen, ihm in der Front Widerstand zu leisten. Man müßte das auf der Rechten ablehnen, und es ist wahrscheinlich, daß auch unsere Linke nicht lange bei Weißenburg widerstehen könnte und gezwungen würde auch diesen Punkt aufzugeben, trotz dem Übelstande, den es hätte, so den Feind als Herrn über den ersten Teil des Weges, der von Weißenburg über den Scherhohlspaß nach Bitsch geht, zu lassen. Diese Route würde allerdings weiterhin durch das Korps von 7 oder 8000 Mann beherrscht sein, die man unter dem Schutze von Bitsch dorthin stellen müßte, und das seine Bemühungen mit denen der Linken der elsäßischen Armee verbinden muß, um den Gipfel der Vogesen zu verteidigen.

Verteidigungsstellung der Rheinarmee. Die Armee macht also, wenn sie sich von Weißenburg zurückzieht, einen Frontwechsel und würde sich durch einen der Zuflüsse dieser Berge zum Rhein decken

[1]) Man darf sie nicht als feste Plätze bezeichnen, sondern einfach als Kriegsposten, die je nach dem Verlaufe des Krieges besetzt werden. Man darf also dort keine Befestigungen zurücklassen, die aufs Spiel gesetzt wären.

und zunächst durch die Sauer, einen recht bedeutenden Wasserlauf, der von Fischbach nach Lembach fließt, an Wörth vorbeigeht und die Ausläufer des Hagenauer Waldes bespült. Bei dieser Bewegung muß die Linke alles aufbieten, um Lembach selbst zu halten, damit die Armee stets aufs engste mit den Vogesen verbunden bleibt. Sonst würde sich der Feind bemühen, sie von der Moselarmee zu trennen, indem er sie von Bitsch unterbricht und ihre Verbindungen über das Gebirge zunächst durch den Weg von Niederbronn und dann durch den von Ingweiler abschneidet; und dann könnte er sogar, je nachdem er seinen Vormarsch nimmt, sie auch noch von ihrer Verbindung mit Pfalzburg abschneiden.

Hier ist es angebracht darauf hinzuweisen wie wesentlich es für unsere Armee vom Niederelsaß ist, nicht aufzuhören sich auf die Vogesen zu stützen, und daß sie sich nicht auf Straßburg zurückwerfen läßt oder gar an den Rhein. Ihre Rolle ist, diesen Teil des Landes aufs beste gegen einen Einmarsch zu verteidigen, wobei sie sich stets die Möglichkeit bewahren muß, ihre Operationen mit denen der Moselarmee zu vereinigen, um ihr im Notfalle zu Hilfe eilen zu können. Wenn sie gezwungen ist sich zurückzuziehen, so muß sie beständig ihre natürliche Rückzugslinie über die Vogesen und ihre direkte Verbindung mit dem Innern Frankreichs beibehalten, um bei der allgemeinen Verteidigung mithelfen zu können. Sie darf diese Pflicht nicht dem Gedanken opfern Straßburg schützen zu wollen, da dieser Platz für den Augenblick der Verteidigung durch seine Garnison überlassen werden kann, die daraufhin bemessen ist und durch seine patriotische Bevölkerung unterstützt wird[1]).

Wenn infolge irgendeiner Niederlage diese Garnison durch den Feind blockiert wird, dann kann man immer auf einen Glückswechsel rechnen, der uns gestattet ihr zum Entsatze zu Hilfe zu eilen, wie es im Jahre 1793 auf diesem selben Kriegsschauplatze die Republikaner für Landau getan haben.

Wenn die Armee sich von der Lauterbachlinie zurückzieht, stellt sie sich auf dem rechten Ufer des Sauerbaches auf. Dort gibt es eine schöne Schlachtstellung, auf der Rechten gedeckt durch den Hagenauer Wald und den Platz Hagenau selbst[2]), in der Front durch den Bach, in dem man Stauungen anlegen kann, und auf der Linken durch die Ausläufer der Vogesen.

---

[1]) Diese Festung ist 1870 leider von der Rheinarmee ihren eigenen Hilfsmitteln überlassen worden, die mehr als bescheiden waren, während es doch die Pflicht der kaiserlichen Regierung und des Kriegsministeriums war, ihr eine besonders gute Ausrüstung zu geben, Marinekanonen und viele Munition. H. W.

[2]) Hagenau ist nicht eigentlich ein fester Platz, sondern ein guter Kriegsposten, der durch augenblickliche Verteidigungsmaßregeln befestigt werden kann.

Diese Stellung hat eine Ausdehnung von 9—10 km; es geht ein schöner Weg vor ihr vorbei, und hinter ihr ist die Eisenbahn von Hagenau nach Niederbronn. Sie erstreckt sich über einen langen Kamm, der frei liegt und die Gegend beherrscht. Die Punkte eines kräftigen Widerstandes sind nach der Linken hin Fröschweiler und Wörth, wo man einige Feldverschanzungen aufwerfen müßte. Ebenso müßte man eine oder zwei vor der Front haben, auf dem linken Ufer, besonders bei dem Dorfe Gunstedt. Diese müßten gleich bei Ausbruch des Krieges gemacht werden. Der Wald von Hagenau, der durch zahlreiche Verhaue unwegsam zu machen ist, und große Verteidigungsmaßregeln würden die Rechte kräftig unterstützen.

Diese Stellung ist es, die die Österreicher im Dezember 1793 eingenommen haben, aber umgekehrt, als der General Hoche, der die Bewegung seiner Armee mit der der Rheinarmee, die Pichegru kommandierte, verband, sich zwischen sie und die Preußen warf und ihren Rückzug veranlaßte, indem er sie auf dem rechten Flügel schlug und ihnen die Schanzen wegnahm, die sie bei Fröschweiler und Wörth errichtet hatten. Das Ergebnis dieser Operation war dann der Entsatz von Landau. Unsere Armee in dieser Stellung bei Wörth, die für uns viel günstiger ist, als sie es für die Österreicher gewesen war, würde einen Kampf gegen überlegene Streitkräfte mit großer Aussicht auf Erfolg aushalten können.

Indem man diese gute Verteidigungslinie besetzt, beherrscht man die Verbindung von Wörth bis Bitsch, und man deckt somit den kaiserlichen Weg zwischen Hagenau, Bitsch und Lothringen über Niederbronn, welche Richtung die im Bau befindliche Eisenbahn nehmen wird, und man reicht der Armee auf der anderen Seite der Vogesen die Hand. Von da aus bedroht man auch ernstlich die Rechte und den Rücken des Feindes, wenn er es versuchen sollte, zwischen dem Hagenauer Walde und dem Rhein durchzudringen, um auf Straßburg loszugehen. Wir würden ja auch eine starke Abteilung in Hagenau gelassen haben, das als ein guter Kriegsposten betrachtet werden kann. Wenn diese Abteilung genötigt würde sich zurückzuziehen, dann würde das zunächst auf Wendenheim zu geschehen müssen, wo die Eisenbahn sich teilt, die auch hätte in Verteidigungszustand versetzt werden müssen, und von da auf Straßburg.

Noch ein Wort über die Stellung von Wörth. Während unsere Rheinarmee sie besetzt hielte, könnte sie im Notfalle, ohne sich zu kompromittieren, eine oder zwei Divisionen abgeben, die schnellstens über die Vogesen geführt würden, um den rechten Flügel der Moselarmee zu verstärken, der in eine Schlacht verwickelt wäre, und da einen entscheidenden Schlag ausführen. Ein Nachtmarsch würde genügen, um die Bewegung zu machen. Wenn die Rheinarmee durch den Vorstoß des

Feindes gezwungen würde, die Stellung auf dem rechten Ufer des Sauerbaches aufzugeben, dann müßte sie sich zunächst hinter die Moder zurückziehen, dann auf die Linie des Zorn hinter den Marne-Rheinkanal, wo sich die Eisenbahn befindet, die sie ein großes Interesse hat zu verteidigen; ihr linker Flügel muß sich immer an die Vogesen anlehnen, ihr Zentrum ist in Hochfelden, ihr rechter Flügel bei Brumath und Wendenheim, der Knotenpunkt zweier Eisenbahnen. Diese Linie, die im Jahre 1793 bedeutend weniger wichtig war als heute, wurde von der Armee Pichegrus gehalten und die Österreicher konnten sie nicht daraus vertreiben.

Diese aufeinanderfolgenden Rückzugsbewegungen der Rheinarmee setzen voraus, daß die Moselarmee auch aus ihrer ersten Stellung zwischen Saargemünd und Saint-Avold zurückgegangen wäre. Dann würde auch das kleine Verbindungskorps, das unter dem Schutze von Bitsch manövriert, sich ebenfalls zurückgezogen haben, aber über den Kamm der Vogesen hin, auf dem Wege über Lützelstein, um dann das Plateau von Pfalzburg zu besetzen, den Hauptverbindungspunkt der beiden Armeen. Pfalzburg ist wertvoll als Mittelpunkt der Verteidigung und Stützpunkt auf der Vogesenkette, wodurch die Verbindung mit Straßburg gesichert wird. Es wird notwendig sein, schon vorher auf diesem Plateau, sowohl im Norden wie im Süden einige Befestigungen aufzuwerfen, so daß die Wirksamkeit des Platzes auf das Zinzeltal im Norden und auf das Zorntal im Süden ausgedehnt wird, wodurch sowohl der Kanal, die Eisenbahn nach Straßburg und eine gute Chaussee führen. Es ist absolut nötig, diese Täler zu beherrschen, durch die 1814 die Verbündeten Pfalzburg umgangen haben, besonders das der Zorn. In diesem könnte man sich der Mühe unterzogen haben, das alte Schloß von Lützelburg wiederherzurichten und zu befestigen; dann es mit Pfalzburg zu verbinden, indem man ein gutes Bollwerk über das dazwischenliegende Plateau, Dreihausen genannt, errichtet. Diese Verteidigungsarbeiten würden durch Abteilungen aus den Garnisonen und Streifkorps bedient werden, die von der patriotischen Bevölkerung dieses Landes gestellt würden.

Auf den anderen Vogesenpässen zwischen Bitsch und Pfalzburg verlangen wir keine Befestigungswerke, selbst nicht vorübergehende. Schon 1814 und 1815 hat der Feind die Vogesen überschritten und durchzogen, als wenn gar kein Gebirge da wäre. Und heute würde ihm das noch viel leichter sein, da die Vogesen überall von Forstwegen durchzogen sind. Wenn man dort Verteidigungswerke anlegen wollte, müßte man das überall tun, und dadurch einen Teil unserer Streitkräfte und Waffen und Lebensmittel festlegen. Nur würde es gut sein, einige Hindernisse vorzubereiten, wie Verhaue und Gräben, besonders an einigen Stellen,

wie am Ausgange der Vogesen nach dem Elsaß, und wäre es auch nur, um durch Verzögerung des Marsches des Feindes die Flankenbewegung, die unsere Truppen machen müßten, um nach Lothringen zu gehen, zu sichern.

Wir schließen diese Bemerkungen über die Vogesen durch einige Worte, die einem Befehle Napoleons I. an seinen Kriegsminister vom 9. Mai 1815 entnommen sind, während man auch gerade diese Grenze in Verteidigungszustand versetzte: „Es gibt Fälle, wo die Vogesen die Zuflucht der Rheinarmee sind; es gibt andere, wo die Vogesen den Rücken der Moselarmee bedrohen."

Das ist auch heute noch eben so wahr und bestätigt, was wir hier vorgeschlagen haben.

NB. — Nun folgen in diesem so interessanten Promemoria Einzelheiten über die wahrscheinlichen Bewegungen der Moselarmee, — offensive, defensive und allmähliches Zurückgehen, wenn das vorkommen sollte, — über andere Manöver der Nordarmee oder der Maasarmee, endlich über die Operationen, die im Oberelsaß durch die Rheinarmee gegen die Armee Süddeutschlands versucht werden müßten, dann über den Rückzug unserer Truppen im Falle eines Mißerfolges auf Belfort und Vesoul. Die Denkschrift spricht auch noch von einem zweiten Teile, der sich auf die Annahme einer Offensive sowohl auf dem linken Rheinufer als auch über den Fluß hinaus bezieht. Dieser Teil befindet sich aber nicht in dem Texte, der uns vorgelegen hat.

Es geht aus dieser großen Arbeit hervor, daß der Generalstab seit langem einen Einmarsch in den Elsaß und die Vogesen ins Auge gefaßt und ernstliche Maßregeln vorgeschlagen hatte, sowohl solche für die Armee wie auch für Befestigungen und Verteidigungspunkte, Maßregeln, die leider nicht ausgeführt worden sind. H. W.

XXXIV.

Allgemeine Bemerkungen über die Organisation der Truppenkörper für 1870.

II.

Der Denkschrift des Generals Colson waren allgemeine Bemerkungen beigefügt, die vom Marschall de Mac Mahon herrührten, der das 1. Korps der Rheinarmee am 27. Juli 1870 befehligte, die verdienen, aufmerksam geprüft zu werden, und die sich auf die Organisierung beziehen, auf die Rolle der Infanterie, der Kavallerie und der Artillerie.

Man wird bemerken, daß der Generalstab den festen Glauben hatte, unsere Artillerie sei der preußischen überlegen durch ihre Beweglichkeit und die Geschwindigkeit im Schießen. Die ersten Gefechte zeigten leider, wie sehr die Hinterladekanonen unseren gezogenen Kanonen überlegen waren und wie sehr der Irrtum der Spezialkommission zu bedauern war, der die Reyffe-Kanone zurückgewiesen und nur die Mitrailleuse angenommen hatte.

Rheinarmee
1. Korps
Generalstab

Bericht über die Konferenz des Marschalls de Mac Mahon mit seinen Generälen am 27. Juli 1870.

Das Studium des Feldzuges von 1866 hat uns gezeigt, daß die Schlachtordnung von 1805 heute immer noch das ist, was man empfehlen muß und am vollkommensten ist. Das Beispiel von Austerlitz beweist uns auch, daß es bei der Division besser ist, eine Brigade in die erste Linie und die andere in die zweite zu stellen, als beide Brigaden nebeneinander anzuwenden. Die Anordnung in Bataillonskolonnen mit Schützen, um diesen Kolonnen rekognoszierend voranzugehen, gestattet Salven auf die Schlachtlinie abzugeben, wobei der Bataillonsführer genügende Reserven in der Hand behält, um im entscheidenden Augenblicke die vom Feinde besetzten Stellungen nehmen zu können.

Im 1866er Feldzuge hatten die Preußen, deren Bewaffnung der ihrer Gegner bedeutend überlegen war, die Kompagniekolonne angenommen; sie haben damit das nachgeahmt, was wir in Afrika, in der Krim und in Italien getan haben, d. h. den Kampf zu individualisieren und die Initiative ihrer Soldaten zu entwickeln. Ein preußischer Militärschriftsteller hat in einer im Jahre 1868 erschienenen Schrift auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die aus der Annahme dieser Kompagniekolonne entstehen können; er kommt zu dem Schlusse, daß es notwendig ist, hinter der ersten Linie starke Reserven bereit zu halten, die allen Ereignissen gewachsen sind, ob es sich um die Verteidigung oder den Angriff einer Stellung handelt. Die Wirkung der Kompagniekolonne ist allerdings, daß sie die Truppen zerstreut, die sich wie von selbst auf die Schlachtlinie stürzen, und so die Einheit der Handlung zerstört; mit einem Worte, es sind nur noch Schützen in großer Menge da, die ein sehr scharfes Feuer unterhalten, deren Linie aber durchbrochen werden kann, um so leichter, je dünner sie ist, und daß die erste und die zweite Linie und häufig auch die Reserven durcheinander geraten.

Daraus geht für uns eine Lehre hervor: nämlich daß die Truppen immer in der Hand ihrer Führer und die von den Reserven begleiteten Schützenketten stark genug sein müssen, um die Stellungen einnehmen zu können, die man vor sich hat. In derselben Schrift sieht der Autor, der auf die furia francese rechnet, den Fall voraus, wo wir von vorn mit dem Bajonette angreifen würden, wie wir das gewöhnlich tun, und er sagt: „Wenn unsere Feinde uns den Gefallen tun, dann sind sie geliefert!" Hüten wir uns also wohl, uns zu dieser unüberlegten Handlung hinreißen zu lassen; unsere Soldaten, die ein Gewehr haben, das besser trifft und weiter trägt als das unserer Gegner, müssen daraus den ganzen Vorteil ziehen. Sie müssen fest überzeugt sein, daß das preußische Gewehr erst bei 500 m anfängt eine brauchbare Wirkung zu tun, und daß das ihrige schon bei 1000 sehr mörderisch ist. Diese Überlegenheit unserer Bewaffnung wird, wenn wir daraus den rechten Nutzen zu ziehen wissen, die Moral unserer Truppen heben und die unserer Gegner schädigen, welches Resultat ebenfalls durch die Mitrailleusen und die Artillerie, wovon später die Rede sein wird, herbeigeführt wird.

Infanterie.

Man muß sich sehr vor festen Regeln über die Schlachtordnung hüten; im Kriege spielt das Unvorhergesehene eine große Rolle, und das Wesentliche ist, dem immer richtig entgegenzutreten. Der Führer der Truppe soll vor allem Nutzen aus der Beschaffenheit des Terrains ziehen, das er anzugreifen oder zu verteidigen hat; jedoch ist es notwendig, einige allgemeine Regeln aufzustellen, von denen man aber ruhig abweichen kann, wenn die Umstände das verlangen.

Die Rolle der Schützen ist größer geworden wegen der größeren Sicherheit des neuen Gewehres, denn ihr Schuß ist sicherer als der der Linientruppen. Im allgemeinen soll ein Bataillon durch zwei Kompagnien gedeckt sein, deren jede eine Sektion Schützen und eine Sektion Reserve haben soll. Die Reserven haben nicht nur die Aufgabe, die Schützen zu unterstützen, sondern auch vor diesen Terrain zu gewinnen zu suchen und über die Linie hinauszugehen, so oft dies nötig ist. So sollen also für gewöhnlich zwei Schützenkompagnien da sein, die vor der ersten Linie stehen; diese erste Linie soll aus Truppen der ersten Brigade zusammengesetzt sein, mit Ausnahme des Jägerbataillons, das die Reserve der Division bildet.

Wie sollen die Truppen der ersten Linie verteilt sein? In Kolonnen nach Zügen oder in doppelten Kolonnen; am besten in doppelten Kolonnen. Die doppelte Kolonne läßt sich sehr schnell zusammen- und auseinanderziehen, viel schneller als die einfache Kolonne, und darin

besteht ihre Überlegenheit. Auf dem Schlachtfelde muß man Bewegungen vermeiden; denn die Zeit, während der diese ausgeführt werden, ist für die Truppen stets ein kritischer Moment: das Bataillon in Kolonnen aufmarschieren lassen, das sollte die einzige Bewegung sein.

Die erste Linie soll daher stets in doppelten Kolonnen sein, in halbem Abstande und mit dem nötigen Zwischenraume zum Deployieren; in der Ebene soll sie sich 500 m hinter den Schützenketten halten; im koupierten Terrain hängt die Entfernung von den Terrainfalten ab, die die Bataillonsführer zu benutzen wissen werden, um ihre Truppen zu schützen.

Die zweite Linie, die aus der zweiten Brigade besteht, wird ebenfalls in Doppelkolonnen sein, 500 m hinter der ersten, bereit in die erste Linie einzurücken; sollte sie aber vom Feuer der feindlichen Artillerie zu leiden haben, so müßte sie auseinandergezogen werden.

Hinter der zweiten Linie schließlich steht das Jägerbataillon, das, wie schon gesagt wurde, die Reserve der Division bildet.

Kavallerie.

Die Kavallerie der Division soll nicht nur dazu dienen, den Infanterietruppen das Terrain zu rekognoszieren; während der Vorfälle beim Kampfe wird sie häufig eingreifen müssen: wenn ein feindliches Bataillon sich zurückzieht, soll sie sich zu seiner Verfolgung aufmachen, sie niederhauen und vernichten. Damit sie diese Rolle spielen kann, muß die Divisionskavallerie in der Nähe des Divisionsgenerals stehen, gesichert gegen das Feuer des Feindes und bereit, im richtigen Augenblicke einzugreifen. Sie wird also nach vorwärts gehen, indem sie durch die Zwischenräume reitet; die Schützen ziehen sich schnell zusammen, um ihnen den Weg frei zu lassen, diese Bewegung wird immer möglich sein, wenn sie voran geht. Was unvermeidlich ist, ist, ihnen einen Rückzug vorzubereiten, wenn sie zurückgehen soll; in dem Falle müssen sich die Schützen in Korporalschaften zusammenstellen.

Artillerie.

Jeder Infanteriedivision gehören drei Batterien, eine mit Mitrailleusen und zwei mit vierpfündigen Feldgeschützen. Es scheint hier angebracht, den Divisionsgenerälen anzuempfehlen, die Mitrailleusen nur bei ernsthaften Treffen anzuwenden, aber nicht bei Vorpostengefechten. Diese sehr wirksame Kriegswaffe, über die allen Divisionsgenerälen eine Instruktion gegeben worden ist, die deren schreckliche Wirkung kundgibt, kann, wenn sie in kluger Weise gehandhabt wird, die Moral unserer

Gegner schädigen und ihnen den Mut nehmen, der im Jahre 1866 ihnen so gute Dienste geleistet hat.

Unsere Artillerie hat übrigens über die preußische den Vorteil der Beweglichkeit und einer größeren Geschwindigkeit im Schießen; in dieser Beziehung sind wir auch in der Überlegenheit: davon muß ein jeder recht überzeugt sein.

Im Anfange eines Gefechtes und bei großen Entfernungen müssen die Mitrailleusen zunächst auf die feindlichen Batterien schießen, so daß deren Feuer eingestellt werden muß: sie können sie bis zu einer Entfernung von 2200 m erreichen. Wenn aber Infanteriemassen bis auf 1500 m herankommen, dann müssen sie suchen, darauf ihr ganzes Feuer zu richten: hundertfünfzig Kugeln, die zu gleicher Zeit mit einer bedeutenden Durchschlagskraft in eine Kolonne einschlagen, müssen eine niederschmetternde Wirkung hervorbringen.

Die Divisionsbatterien nehmen nach den Angaben des Divisionsgenerals Aufstellung, vereint oder vereinzelt, je nach den Umständen. Immerhin ist es wesentlich, daß die Batteriechefs, die sie befehligen, eine gewisse Initiative haben, um ihre Truppen aufzustellen und ihnen die Schießrichtung anzugeben.

Der Divisionsgeneral beschränkt sich darauf, den Punkt, der bekämpft werden soll, und die zu erzielende Wirkung anzugeben: der Kommandierende der Artillerie ergreift mit diesen Angaben die einzelnen Maßregeln unter seiner Verantwortung, um die Aufgabe zu erfüllen, die ihm bezeichnet worden ist. Die Batterien müssen geschützt werden, um ihre ganze Freiheit zu bewahren; es ist angebracht, ihnen eine Eskorte zu geben, die die feindlichen Schützen entfernt hält oder gegen die Kavallerie standhalten kann, die den Versuch macht, sie aufzuheben. Welche Eskorte muß dies sein? Eine Abteilung Jäger zu Fuß, deren Stärke zwischen sechzig und fünfundsiebzig Mann schwankt, scheint eine genügende Macht zu sein. Diese Abteilung muß immer dieselbe sein, so daß zwischen der Batterie und der Eskorte eine heilsame Verbrüderung stattfindet. Die Jäger werden bald die Gewohnheit annehmen, sich so zu stellen, daß sie die Batterie schützen; und andererseits, wenn die Batterie sich schnell an einen anderen Platz begeben muß, kann sie leicht ihre Eskorte mitnehmen, die ihr sonst nicht folgen könnte, um sie zu schützen.

Jeder Mann hat neunzig Patronen: es ist sehr wesentlich, ihm beizubringen, daß er damit sparsam umgehen muß und nur unter guten Bedingungen schießen darf. Doch muß der Fall vorgesehen werden, daß einer Truppe die Munition ausgeht: dafür sind dann die Divisionsreserven da. Jedes Bataillon hat eine Patronenreserve, die in einem

zweirädrigen Wagen verschlossen sind. Es ist nicht möglich, daß dieser Wagen dem Bataillon in allen Phasen des Kampfes folge und während des Gefechtes in der Schlachtlinie bleibe; andererseits ist es falsch, daß diese Patronenreserve zu weit von den Kämpfenden entfernt sei. Soll man sie bei den Divisionsbatterien aufstellen? oder hinter der Division, bei dem Jäger-Bataillon?

Es kann hierüber keine feste Regel aufgestellt werden, und die Divisions- und Brigadegenerale ergreifen solche Maßregeln, die den Umständen angemessen sind, wobei die Wagen derselben Brigade unter dem Schutze einer kleinen Infanterieabteilung zusammen sind.

XXXV.

Notiz über die Minderwertigkeit unserer Artillerie im Jahre 1870.

„Warum sind wir 1870 mit einer Artillerie ins Feld gezogen, die der unserer Gegner so sehr unterlegen war?

Sofort nach dem 1866er Feldzuge, wo die gezogenen preußischen Hinterladekanonen auf dem Schlachtfelde erschienen waren, begriff man in Frankreich wohl die Minderwertigkeit unserer alten Kanonen und machte sich ans Studium der neuen Modelle, aber ohne Eifer und Überzeugung; denn in den offiziellen Kreisen zeigte man sich sowohl dem Hinterladesystem wie auch der Benutzung einer großen Tragweite feindlich. Deshalb wurden die Versuche mit der besonderen Langsamkeit ausgeführt, die die Bureaus, die Komitees, die Kommissionen, die Räte usw. charakterisieren, diese ganze technische Bureaukratie, die durch ihre Faulheit so gefährlich ist.

Der Kaiser, der vielleicht wegen der Ereignisse besorgt war und in kurzer Frist zum Ziele kommen wollte, sah, daß die Frage nicht von der Stelle kam, und entschloß sich, den Oberstleutnant de Reyffe, den Erfinder der Mitrailleuse, zu beauftragen, zwei Modelle von Feldkanonen vorzulegen, eine leichte, und eine andre schwere zur Reserve, und das unter folgenden Bedingungen[1]): als Kanonenmetall Bronze, als Ladung das schwarze Pulver.

Frankreich konnte damals noch keinen Kanonenstahl herstellen, und es würde zulange gedauert haben, ein neues Pulver zu finden; man war zu eilig.

Dieses Problem, das im Dezember 1868 gestellt wurde und fast allen Artilleristen unlösbar erschien, war nach sechzehn Monaten gelöst:

[1]) Auf seine eigenen Kosten, die 35 000 Franken betrugen.

im Monat Mai des Jahres 1870 wurden zwei Siebenpfünder und zwei Vierpfünder in Versailles zum Versuche übergeben; die Versuche wurden durch den Krieg unterbrochen. Doch war die vom Oberstleutnant de Reyffe gemachte Studie weit genug fortgeschritten. Daß das Material des Siebenpfünders, das in improvisierten Fabriken, die schlecht dazu eingerichtet waren, während des Krieges selbst hergestellt worden war, dem deutschen Material wenigstens gleichstand, das hat es auf dem Plateau von Avron gezeigt.

Aber die Feindseligkeit gegen das Hinterladesystem und die große Tragweite war bei gewissen Leuten eine derartige, daß selbst während der Belagerung von Paris der Artilleriegeneral Susane in einer Broschüre folgende Phrase niederschrieb: Die Artilleristen ziehen, wenigstens für den Krieg im Felde, die Kanonen, die von vorn geladen werden und 3000 m tragen, denen mit großer Tragweite vor, die leichter platzen!

Das war die geistige Höhe der offiziellen Sphären und der dirigierenden Beamten! Wie soll man sich darüber wundern, daß die Versuche von 1866 und 1870 kein Resultat gehabt haben?

Wenn der Kaiser schneller den Entschluß gefaßt hätte, einem Manne und nicht den Beamten des Kriegsministeriums die Aufgabe zu übertragen, das Material zu beschaffen, dann wären wir 1870 fertig gewesen und hätten dem Feinde eine Artillerie entgegenstellen können, die wenigstens ebenso stark gewesen wäre wie die seinige.

Das ist das Resultat der Nachlässigkeit in der Verwaltung!"

Dieser Notiz, die von einem hervorragenden General stammt, der in Artilleriesachen eine der ersten Kapazitäten ist, muß man zur weiteren Erklärung die Untersuchung hinzufügen, die im Februar 1868 über die vierpfündige Stahlkanone der Firma Krupp und über die neunzöllige Gußstahlkanone gemacht worden ist. Die Prüfung der Broschüren über die Proben mit diesen Kanonen, die dem Kaiser Napoleon vom Leiter der Kruppschen Fabrik, Heinrich Haas, eingesandt worden waren, wurde dem General Le Boeuf übertragen, der Präsident des Artilleriekomitees war, und er stellte fest, daß man noch nicht behaupten könne, daß diese Kanonen eine ernstliche Sicherheit gegen das Platzen böten. Le Boeuf fügte hinzu, wenn die in Versailles begonnenen Versuche mit den beiden Bronzekanonen, die von hinten geladen wurden, ein entschieden günstigeres Resultat haben würden, daß es dann nicht mehr angebracht sei, sich um die Stahlkanone zu kümmern. So lag also 1868 die neue Kanone schon zur Prüfung vor, und 1870 zog man mit der alten in den Krieg. (Vgl. Papiers de la famille impériale, Nr. CXX.) H. W.

XXXVI.

Die Kriegsentschädigung von 1871.

Auszüge aus dem Berichte über die Zahlung der Kriegsentschädigung und die Bankoperationen, die davon die Folge waren, im Namen der Budgetkommission von 1875 verfaßt von Léon Say, Mitglied der Nationalversammlung.

Sitzung vom 5. August 1874.

„Die Friedenspräliminarien, die am 26. Februar 1871 in Versailles unterzeichnet worden sind, setzten im 2. Artikel die Zahlung von fünf Milliarden Franken fest, wovon eine Milliarde im Jahre 1871 und der Rest in einem Zeitraum von drei Jahren zu zahlen waren. In dieser Urkunde war über die Natur des Geldes, womit die Zahlungen geleistet werden sollten, nichts erwähnt; erst einige Tage später, bei der Unterzeichnung der Konvention von Ferrières vom 11. März 1871, wird in dem Artikel 51 davon gesprochen, daß der Taler zum Kurse von 3 Franken 75 Centimes und der deutsche Gulden zum Kurse von 2 Franken 15 Centimes gerechnet werden sollte, wenn sie zur Zahlung der Kriegsentschädigung verwendet würden.

Der Artikel 7 des zu Frankfurt am 10. Mai 1871 unterzeichneten Friedens stellt die Termine und die Form der Zahlungen genauer fest. Die Verfallstermine waren wie folgt angesetzt worden:

Dreißig Tage nach Herstellung der Ordnung in Paris	500 000 000	Fr.
Im Laufe des Jahres 1871	1 000 000 000	„
Am 1. Mai 1872	500 000 000	„
Am 2. März 1874	3 000 000 000	„
Summa	5 000 000 000	Fr.

Die französische Regierung mußte außerdem am 3. März eines jeden Jahres die Zinsen der drei Milliarden zum Zinsfuße von 5% bezahlen, wobei sie sich aber vorbehalten hatte, mit der Verpflichtung drei Monate vorher davon Mitteilung zu machen, die Schlußsumme vom 2. März 1874 in Abzahlungen vorher zu bezahlen. In dem Falle hörten die Zinsen natürlich vom Tage der Abschlagszahlung an auf.

Als Zahlungsmodus war angegeben: Gold oder Silber, Noten der Banken von England, von Preußen, von der Königlichen Bank der Niederlande, der Nationalbank von Belgien, Sichtwechsel oder andere Wechsel bester Qualität für dieselben Länder.

Der Taler wurde zum Kurse von 3 Franken 75 Centimes und der Gulden zu 2 Franken 15 Centimes gerechnet, wie wir oben gesehen haben, laut Artikel

15 der Konvention von Ferrières[1]). Aber für die anderen Werte hatte man den Kurs nicht festgesetzt, aus dem Grunde, weil sie kein vollgültiges Zahlmittel waren. Sie konnten in Zahlung gegeben werden, aber der Betrag wurde erst in Rechnung gesetzt, wenn der Ertrag in Talern oder Gulden durch die Einlösung festgestellt war. Das ging aus dem Paragraph 3 der Erklärungen hervor, die in dem Protokolle der Unterzeichnung der Berliner Konventionen vom 12. Oktober 1871 enthalten waren. Dieser lautet:

3. Es ist bestimmt worden, daß die Wechsel auf Plätze außerhalb Deutschlands, die von Frankreich der deutschen Regierung übergeben worden sind oder übergeben werden, nur für die Summen in Rechnung gestellt werden, die ihre Einlösung ergibt, abzüglich der Einziehungskosten.

Der Wechselkurs für die übergebenen Werte, der als Grundlage für die zwischen beiden Ländern aufzustellende Abrechnung gelten soll, ist der des Tages, an dem Deutschland die Wechsel umsetzt."

Es ist endlich nötig zu bemerken, daß der Wert des abgetretenen Teiles der Ostbahn, der auf 325 Millionen Franken angesetzt ist, durch den Paragraph 6 des 1. Zusatzartikels zum Friedensvertrage vom 10. Mai 1871, von der zweiten halben Milliarde abgezogen werden sollte, und daß ausnahmsweise 125 Millionen in Noten der Bank von Frankreich bezahlt werden, entsprechend einer besonderen Konvention, die am 21. Mai 1871 in Frankfurt unterzeichnet worden ist.

Wenn man hinzufügt, daß eine Summe von 98 400 Franken, die die deutsche Regierung nach der endgültigen Regelung der Kontribution von 200 Millionen der Stadt Paris schuldete, auf Rechnung der französischen Regierung überschrieben worden war, dann konnte man die Lage wie folgt feststellen:

Kriegsentschädigung		5 000 000 000 Fr.
Zahlung durch die Ostbahn . .	325 000 000 Fr.	
Stadt Paris	98 400 „	
Zahlung in Noten der Bank von Frankreich	125 000 000 „	
	450 098 400 Fr.	450 098 400 „
Bleibt zu bezahlen		4 549 901 600 Fr.

in barem Gelde oder in deutschen Werten, in einer bestimmten Zahl von Abzahlungen.

Diese ungeheuren Abzahlungen konnten in keinem Falle zur Eröffnung einer laufenden Rechnung Veranlassung geben. Sie mußten an den durch die Verträge festgesetzten Daten stattfinden oder durch drei Monate vorher angegebene Avise bestimmt werden.

[1]) Als endgültiger Kurs für die Regelung der Gulden ist angenommen worden, daß 7 Gulden für 4 Taler galten, das macht 2 Franken 14,28 Centimes.

Später wurde die französische Regierung durch die zu Versailles am 29. Juni 1872 abgeschlossene Konvention über die Zahlung der drei letzten Milliarden ermächtigt, Vorausbezahlungen von wenigstens hundert Millionen Franken zu machen, nachdem sie einen Monat vorher davon Nachricht gegeben hatte, aber es wurde ihr nicht gestattet, Abzahlungen in laufende Rechnung zu machen.

Aus diesen verschiedenen Abmachungen ergab sich:

1. Daß die von der französischen Regierung in englischen oder holländischen, mit einem Worte in anderen als deutschen Werten geleisteten Zahlungen auf Kosten der französischen Regierung von der deutschen Regierung konvertiert wurden;

2. Daß die deutschen Werte, die sich in den Händen der französischen Regierung befanden, nicht je nach ihrer Einkassierung zu Abzahlungen in laufende Rechnung gebraucht werden konnten; sondern, daß die an verschiedenen Terminen einkassierten Beträge in den französischen Staatsschatz fließen mußten, um dann bei den Zahlungen gebraucht zu werden, deren Termin vorher angegeben worden war.

Die Zahlungstermine sind später geändert und vorgerückt worden, um eine schnellere Räumung des Landes herbeizuführen, aber die Art der Abzahlung ist stets von den oben angegebenen Bedingungen abhängig gewesen.

Zu den in bar oder deutschen Werten zu leistenden Zahlungen der 4 549 901 600 Franken müssen die Zinsen mit 301 145 078 Franken 44 Centimes hinzugefügt werden, so daß

die gesamte Schuld betrug	5 301 145 078,44	Fr.
wovon abgezahlt waren	325 098 400,00	„
und der Rest von	4 976 046 678,44	Fr.

hat bezahlt werden müssen: 125 000 000 Franken in Noten der französischen Bank und 4 851 047 678 Franken 44 Centimes in bar oder deutschen Werten.

Der Gesamtbetrag der vom französischen Staatsschatze abgelieferten Summen hat die Zahl von 14 613 744,85 Franken überschritten, wofür die deutsche Regierung 700 000 Franken zurückgezahlt hat, was somit 13 772 566,29 Franken ergibt; die Differenz von 141 208,57 Franken bleibt zu berichtigen.

In Summa:

Die Hauptschuld belief sich auf	5 000 000 000,00	Fr.
An Zinsen am 2. März 1872	150 000 000,00	„
An Zinsen am 2. März 1873	128 600 200,81	„
An Zinsen am 5. September 1873.	22 544 877,63	„
	5 301 145 078,44	Fr.

Der Staatsschatz hat in bar und Werten bezahlt	5 315 758 853,29	Fr.
so daß die Gesamtsumme der Schuld um . . .	14 613 774,85	„
überschritten wurde, davon gehen ab als Rückzahlung	700 000,00	„
	13 913 774,85	Fr.
Es bleibt eine Summe noch schwebend so .	141 208,56	„
daß die Differenzierung beträgt	13 772 566,29	Fr.
die durch die Eskomptierung der Werte, die noch nicht verfallen und in Zahlung gegeben sind, im Werte von	2 412 317,40	„
und durch die Verluste bei der Einziehung und die Kosten der Regulierung der der deutschen Regierung übergebenen fremden Werte und in deutsches Geld auf Kosten der französischen Regierung umgerechneten Werte repräsentiert werden	11 360 248,89	„
Im ganzen	13 772 566,29	Fr.

Die von der deutschen Regierung veröffentlichte Abrechnung gibt den Betrag der von Frankreich empfangenen Summen auf 1 484 551 274 Taler an, was zum Kurse von 3,75 Franken den Taler 5 567 067 277,50 Franken ergibt, oder über den oben angegebenen Betrag hinaus 251 308 424,50 Franken.

Diese Differenz stammt aus den den verschiedenen Städten Frankreichs einschließlich Paris auferlegten Kriegskontributionen, die wir nicht in der Berechnung aufgeführt haben, die wir eben aufgestellt haben.

Die gesamte Operation ist in zwei Teile geteilt worden, die der beiden ersten Milliarden und die der drei letzten Milliarden.

Die Operation der beiden ersten Milliarden hat am 1. Juni 1871 begonnen und fand ihren Abschluß durch die Bezahlung der Zinsen der drei Milliarden, die am 6. März 1872 fällig waren.

Sie ist erfolgt durch zwei Entschädigungen und sechzehn Zahlungen. Man hat die Reihe von Teilzahlungen, die für die erste, zweite und dritte halbe Milliarde geleistet worden sind, als eine einzige Zahlung angesehen, weil diese Zahlungen in Straßburg geleistet werden mußten, je nachdem die Einsendung deutschen Geldes, französischen Goldes und Silbers und der Wechsel an den französischen Agenten stattfanden, der hierzu ernannt worden war. Jede Zahlung wurde durch eine deutsche Quittung erledigt, wenn die Abrechnung erfolgt war. Diese Abrechnung hat immer lange gedauert, und für das deutsche Geld im besonderen betrug sie nicht mehr als 800 000 Franken täglich.

Die Operation der beiden ersten Milliarden hat an Kapital und Zinsen 2 161 958 767,43 Franken umfaßt.

Die Entschädigungen (Wert der Ostbahn und Anrechnung der Schuld, die Deutschland der Stadt Paris anrechnete) betrugen	325 098 400,00	Fr.
Die Noten der Bank von Frankreich, das Bargeld und die Wechsel betrugen.	1 836 860 367,43	„
Zusammen	2 161 958 767,43	Fr.

Die Summe von 1 836 860 367,43 Franken verteilt sich wie folgt:

Noten der Bank von Frankreich	125 000 000,00	Fr.
Französisches Gold	109 001 502,85	„
Französisches Silber	63 016 695,00	„
Deutsches Geld und Banknoten	62 554 115,93	„
Taler	312 650 509,01	„
Frankfurter Gulden	25 816 752,37	„
Hamburger Mark.	116 575 592,13	„
Holländische Gulden	250 540 821,46	„
Belgische Franken	147 004 546,40	„
Livres Sterling	624 699 832,28	„
Total	1 836 860 367,43	Fr.

Die Operation der drei letzten Milliarden hat am 29. August 1872 begonnen und war am 5. September 1873 beendigt. Sie ist in siebzehn Zahlungen ausgeführt worden.

Sie betrug an Kapital und Zinsen 3 153 800 085,86 Franken.

Diese Summe setzt sich wie folgt zusammen:

Französisches Gold	164 001 555,25	Fr.
Französisches Silber	176 275 180,75	„
Deutsches Geld und Banknoten	42 485 029,25	„
Taler	2 172 663 212,03	„
Frankfurter Gulden	209 311 400,42	„
Hamburger Mark	148 641 398,27	„
Reichsmark	79 072 309,89	„
Belgische Franken	148 700 000,00	„
Livres Sterling	12 650 000,00	„
Total	3 153 800 085,86	Fr.

Wenn man die beiden Tabellen zusammenfaßt, dann findet man folgende Zusammenstellung der Summe von 4 990 660 453,29 Franken.

Bezeichnung	Zahlung der beiden ersten Milliarden	Zahlung der drei letzten Milliarden	Zusammen
Noten der Bank von Frankreich .	125000000,00	—	125000000,00
Französisches Gold	109001502,85	164001555,25	273003058,10
Französisches Silber	63016695,00	176275180,75	239291875,75
Deutsches Geld und Banknoten .	62554115,93	42485029,25	105039145,18
Taler	312650509,01	2172663212,03	2485313721,04
Frankfurter Gulden	25816752,37	209311400,42	235128152,79
Hamburger Mark	116575592,13	148641398,27	265216990,40
Reichsmark	—	79072309,89	79072309,89
Holländischer Gulden	250540821,46	—	250540821,46
Belgische Franken	147004546,40	148700000,00	295704546,40
Livres Sterling	624699832,28	12650000;00	637349832,28
	1836860367,43	3153800085,86	4990660453,29

Der Bericht des Herrn Léon Say gibt dann an:

1. Die Zeit und die Summe der Deutschland geleisteten Zahlungen in bar, Banknoten und Wechseln;

2. Den Beweis, daß die zur Zahlung der Kriegsentschädigung bestimmten Fonds nicht zur Bezahlung der allgemeinen Budgetkosten gedient haben und so schnell wie möglich zur Abtragung der Schuld gebraucht worden sind, die die Befreiung des Landes herbeiführen sollte;

3. Wie die flüssig gemachten Mittel umgewandelt worden sind, um zu den Zahlungen an Deutschland benutzt werden zu können, d. h. wie man vorgegangen ist, um den Betrag der Schuld von Frankreich nach Deutschland zu schaffen;

4. Wie die Übertragung der Kapitalien des Staatsschatzes an die Korrespondenten im Auslande bewerkstelligt worden ist;

5. Wie von allen von der französischen Regierung angewandten Mitteln, die Summen für die 5 Milliarden zusammenzubringen, das ergiebigste der Ankauf von Wechseln gewesen ist;

6. Schließlich die Bewegung der internationalen Geschäfte, erklärt durch Ausfuhr und Einfuhr von Waren, Geld oder Bankwerten von 1867 bis 1873.

Nach der gelehrten und genauen Auseinandersetzung dieser Operationen, die der Kompetenz und der hohen Intelligenz des Verfassers alle Ehre macht, sagte dann Léon Say, die Operation sei vor sich gegangen, als wenn die fünf Milliarden in Berlin als Rentenpapiere abgegeben worden seien und als wenn Frankreich seine Ersparnisse nach Berlin geschickt hätte, so wie es sie vorher nach Italien, in die Vereinigten Staaten,

nach Österreich und nach der Türkei geschickt hatte, um dort Renten oder Aktien und Eisenbahnpapiere zu kaufen. Er schloß:

„Nachdem ich die Tatsachen dargestellt habe, ist es leicht, daraus einen allgemeinen Schluß zu ziehen.

Frankreich ist ein Land, wo jährlich in bedeutendem Maßstabe Ersparnisse zurückgelegt werden; nur eine ganz kurze Zeit lang, während unseres Unglückes, hat es aufgehört welche zu machen, und sogar während dieses Zeitraumes war das Aufhören der Ersparnisse nicht allgemein.

Vom Ende des Jahres 1871 an und das ganze Jahr 1872 hindurch ist der frühere Zustand wieder eingetreten; die Flut der Ersparnisse hat wieder zu steigen begonnen. Eine ganz natürliche Anwendung haben diese nationalen Hilfsquellen in den großen französischen Anleihen gefunden, die dieselbe Rolle gespielt haben, wie sonst die fremden Werte in den früheren Jahren.

Es ist ein großer Trost, einem solchen Schauspiele beizuwohnen; denn man findet darin das Geheimnis unserer Lebenskraft. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die Beibehaltung dieser Bewegung die französischen Ersparnisse unseren Bestand an barem Gelde wieder herstellen werden, wenn das nicht schon geschehen ist, und wenn der wieder hergestellt ist, daß sie dann von neuem in neuen industriellen Unternehmungen im Lande oder draußen ihre Anlage suchen.

Die fünf Milliarden-Operation ist nur deshalb geglückt, weil sie sozusagen auf die Kraft des Landes zugeschnitten war, je nachdem diese sich wieder hob.

Der unerhörte Erfolg dieser Operation rührt von der Klugheit her, gemischt mit einer Art Verwegenheit, mit der sie geleitet worden ist. Man mußte schnell handeln, um prompt zur Befreiung des Landes zu gelangen; schnell genug, um alle wirklichen Ersparnisse und alle möglichen Wechsel benutzen zu können, vorsichtig genug, um nicht die Grenze zu überschreiten, über die hinaus man mit einer Finanzkrise zu tun bekommen haben würde, die vielleicht sehr gefährlich geworden wäre, oder mit einer Geldkrise, durch die das Unglück des kleinen Papiergeldes wieder auferstanden wäre, das man in Frankreich glücklicherweise seit fünfundsiebzig Jahren nicht mehr kennt.

Alles ist mit einer großen Klugheit und einem seltenen Glücke kombiniert worden. Das ist ein Ehrentitel mehr für den großen Bürger, der diesen Auftrag von der Nationalversammlung erhalten hatte, einen Auftrag, den er am 15. März 1873 zu Ende geführt hat, als seine Regierung geglaubt hat, der Versammlung vorschlagen zu können, den kommenden 5. September als Termin der letzten Zahlung anzusetzen,

und am 20. Mai 1873, als er die letzten Maßregeln mit der Bank von Frankreich hat treffen können.

Es ist die Aufgabe der neuen Regierung, die von der Nationalversammlung am 24. Mai 1873 eingesetzt worden ist, die Befreiung des Landes zu vollenden und Frankreich nun endgültig sich selbst wiederzugeben.

Man wird aber die Darstellung der Finanzoperation, über die wir den Bericht beenden, nicht schließen können, ohne den Agenten des Staatsschatzes und dem hervorragenden Leiter dieser ungeheuren Verschiebung von Werten die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die man ihnen schuldet. In einer einzig dastehenden Lage, wo alles geschaffen werden mußte, wo man jeden Tag improvisieren mußte, wo die Agenten des Staatsschatzes sich in Bankiers, in Wechsler, in Käufer und Verkäufer von Edelmetallen verwandeln mußten und häufig vor der größten Verantwortung nicht zurückscheuen durften, ist keiner von ihnen hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben. Die französische Verwaltung hat sich einen neuen Ruhmestitel erworben."

XXXVII.

Die Fahnen von Metz.

I.

Auszug aus dem Berichte des Marschalls Baraguey d'Hilliers im Namen der Untersuchungskommission über die Kapitulation von Metz.

Den 12. April 1872.

„... Der Marschall Bazaine behauptet im Kriegsrate vom 26. Oktober dem General Soleille, dem Kommandierenden der Artillerie, mündlich den Befehl gegeben zu haben, die Fahnen der Regimenter in den Armeekorps fortnehmen zu lassen, um sie ins Arsenal zu bringen, wo sie zerstört werden sollten. Dieser General erklärt sich nicht zu erinnern, daß ihm ein derartiger mündlicher Befehl gegeben worden sei. Er legt der Kommission die Kopie der Befehle vor, die er am 27. an die Kommandierenden Generäle der Artillerie des Armeekorps und an den Obersten geschickt hat, der das Arsenal leitet. Er sagte den ersteren, entsprechend dem Befehle des Marschalls, die Fahnen in den Armeekorps wegnehmen und zum Arsenal bringen zu lassen; er befahl dem Direktor des Arsenals, die Fahnen zu empfangen und sie aufzubewahren, um sie mit dem anderen Material der Festung ins Inventar aufzunehmen; von ihrer Zerstörung wird nirgends etwas erwähnt. Da die Korpskommandanten sich weigerten, ihre Fahnen auf eine einfache Mitteilung

Befehl des Generals de Castagny, Kommandeur der 2. Division der Rheinarmee, an den Obersten Saussier, Kommandeur des 41. Infanterieregiments, die Fahnen seines Regiments an das Arsenal von Metz abzuliefern, wo sie verbrannt werden sollten.

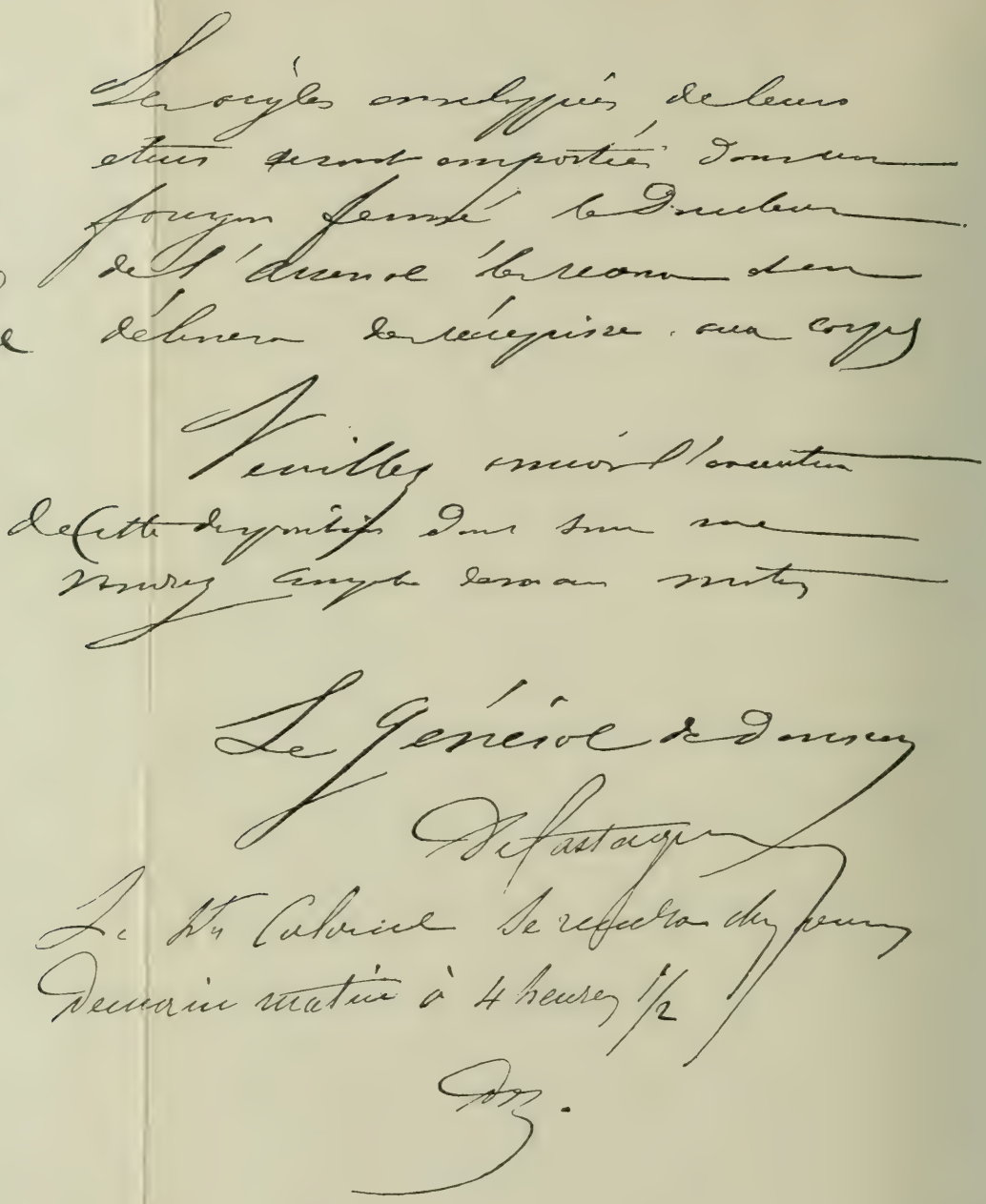
Quesnoy le 27 7bre 1870

Colonel

Le Maréchal commandant en chef m'écrit ce qui suit à la Ordre de ce jour —

« Veuillez donner des ordres pour que les
« aigles des régiments d'infanterie
« soient recueillies demain matin
« de bonne heure par les soins du
« Commandant de votre artillerie et
« transportées à l'arsenal de
« Metz où la corvetterie a déjà
« déposé les siennes; sous
« prétendez les chefs de corps
« qu'elles y seront brulées

M. le Colonel Saussier du
41



NB. Nur ein Teil der von den Regimentern abgelieferten Fahnen wurde verbrannt. Die übrigen, 53 an der Zahl, wurden von Bazaine dem General von Stiehle, Generalstabschef der Armee des Prinzen Friedrich Karl, übergeben.

des Obertommandierenden der Artillerie hin abzugeben, schickte der Marschall ihnen einen geschriebenen Befehl, die Fahnen am 28. morgens zum Arsenal bringen zu lassen, und teilte ihnen brieflich mit, daß sie dort verbrannt werden sollten. Aber dieser Brief wurde erst am 27. abends geschrieben und abgeschickt, nachdem der General Jarras schon zum Schlosse von Frescati fortgegangen war. Der Marschall wußte also, daß sein Befehl, die Fahnen ins Arsenal abzuliefern, um dort am 28. morgens zerstört zu werden, d. h. nachdem die Kapitulation unterzeichnet war, in diesem Augenblicke nicht ausgeführt werden konnte, ohne die zugestandenen Bedingungen zu verletzen. Deshalb schrieb er auch am 28. an den Obersten de Girels, den Direktor des Arsenals, die Fahnen aufzubewahren und sie unter keinem Vorwande herauszugeben, wofür er ihn persönlich verantwortlich mache. Der Marschall versucht vergeblich die Verantwortung von sich abzuwälzen, indem er sich über die Langsamkeit beklagt, mit der seine Befehle ausgeführt worden seien ... Seit dem 25. abends war der Marschall davon unterrichtet, daß eine der Bedingungen der Kapitulation die Übergabe der Fahnen an den Feind vorschrieb. Das Protokoll wurde aber erst am 27. um zehn Uhr abends unterschrieben. Somit fehlte es also nicht an Zeit, um sie vor der Unterzeichnung der Kapitulation zu vernichten, und der Marschall brauchte auf alle Fälle nur die Korps wissen zu lassen, die Fahnen nicht an das Arsenal abzuliefern, sondern selbst zur Zerstörung derselben zu schreiten. So hätte er auf ehrliche Weise die Schmach vermieden, sie auszuliefern.

Im Gegenteil, am 28. ließ er dem General von Stiehle sagen, es seien 41 Fahnen im Arsenal, um ihm übergeben zu werden. Es waren in Wirklichkeit 53 da, die der Direktor des Arsenals ins Inventar aufgenommen hatte, und damit die Feinde den Befehl nicht sehen sollten, dessen Ausführung sie dieser Trophäen beraubt hätte, ließ er aus dem Register die Seite fortnehmen, worauf dieser Befehl eingetragen worden war ...

Die Untersuchungskommission tadelt den Marschall, dem Feinde die Fahnen, die er hätte zerstören müssen, ausgeliefert und so die Erniedrigung der tapferen Soldaten noch vermehrt zu haben, deren Ehre zu verteidigen seine Pflicht war."

(Vgl. den Bericht des Generals de Rivière, die Generalübersicht und die Einzelsitzungen des Kriegsgerichts in Trianon vom 28. und 29. November und vom 1. Dezember 1873.)

II.

Anklagerede des Generals Pourcet.

Nachdem der General Pourcet die traurige Begebenheit der Metzer Fahnen erzählt und die Manöver und Ausreden, die des Marschalls

Bazaine unwürdig sind, erzählt hat, wie er seinen Soldaten ihre glorreichen Fahnen wegnahm, die sie mit ihrem Blute verteidigen wollten, fügt er hinzu: „Die Rheinarmee hat in allen von ihr gelieferten Schlachten weder einen Adler noch eine Kanone in den Händen der Preußen gelassen. Dagegen hat sie eine Fahne und zwei Kanonen erbeutet. Das sind wirkliche Feldzugstrophäen!" Der General brandmarkt die Haltung des Oberkommandierenden, der der hochmütigen Aufforderung des Feindes nachkam und 53 Fahnen auslieferte, die das Hauptquartier der Deutschen schmücken sollten, und ließ so unsere unglücklichen Soldaten, die in die Gefangenschaft geführt werden sollten, das traurige Schauspiel dieses beleidigenden Triumphes ansehen.

„Was ist eine Fahne?" sagte der General Pourcet bewegt. „Soll ich es nochmals sagen, nach so vielen anderen, deren Tränen Sie hier haben fließen sehen, die beredter sind als Worte? Sicherlich ist die Fahne etwas, woran ihr Herz hing, sie, die von so gutem Schlage sind und so tapfer waren, da sie schon bei der Erinnerung an diese angstvollen Stunden außer sich geraten, während derer eine unwürdige Intrige sie umgab, und ihrer Wachsamkeit die Trophäen stahl, die heute die Kirchen Berlins schmücken! Einige derselben haben es Ihnen gesagt: diese Fahnen, die in den Gepäckwagen versteckt und vor aller Augen verborgen waren, waren etwas wie ein Stück Ehre, wie ein Stück ihrer Seele, das man ihnen wegriß, und die Begleiter sahen aus, als brächten sie die Ehre des Vaterlandes zu Grabe. Es war in der Tat der Trauerzug seines verschwundenen Ruhmes, seines verlorenen Glückes!..."

III.

Befehl des Generals de Castagny, Kommandanten der 2. Division der Rheinarmee, an den Obersten Saussier, Kommandanten des 41. Infanterieregiments, die Fahnen des 41. Regiments an das Metzer Arsenal abzuliefern, wo sie verbrannt werden sollten.

Den 27. August 1870.

Oberst,

Der Marschall, unser Höchstkommandierender, schreibt mir was folgt unter dem heutigen Datum:

„Wollen Sie Befehl geben, daß die Fahnen der Infanterieregimenter morgen früh frühzeitig durch den Kommandierenden Ihrer Artillerie abgeholt und zum Metzer Arsenal überführt werden können, wo die Kavallerie die ihrigen schon abgegeben hat; Sie sagen den Abteilungskommandanten, daß sie dort verbrannt werden sollen.

Die in ihren Futteralen befindlichen Fahnen werden in einem geschlossenen Gepäckwagen transportiert werden, und der Direktor des Arsenals nimmt sie gegen eine Bescheinigung an die Korps in Empfang.

Wollen Sie die Ausführung dieser Anordnung überwachen und mir morgen früh darüber Bericht erstatten.

Der Divisionsgeneral
de Castagny

Der Oberstleutnant wird sich morgen früh um halb fünf Uhr zu Ihnen begeben. de C.

NB. — Nur ein Teil der von den Regimentern abgegebenen Fahnen wurde verbrannt. Der Rest von 53 wurde von Bazaine dem General von Stiehle, dem Generalstabschef der Armee des Prinzen Friedrich Karl, ausgeliefert. H. W.

XXXVIII.

Briefe Napoleons III. an die Kaiserin.

I.

Sedan, Kaiserliches Hauptquartier, den 2. September 1870.

Meine liebe Eugenie,

Es ist mir unmöglich Dir zu sagen, was ich gelitten habe und wie ich leide. Wir haben einen Marsch gemacht, der allen Prinzipien und dem gesunden Menschenverstande widerspricht; das mußte zu einer Katastrophe führen. Sie ist vollständig. Ich wäre lieber gestorben, als Zeuge einer so unglückseligen Kapitulation sein zu müssen, und doch war es unter den gegenwärtigen Umständen das einzige Mittel, ein Hinschlachten von 60 000 Mann zu vermeiden. Und wenn nur alle meine Sorgen hier wären! Ich denke an Dich, an unseren Sohn, an unser unglückliches Land. Gott möge es beschützen! Was wird in Paris passieren? Ich habe soeben den König gesehen. Er hatte Tränen in den Augen, als er mit mir über den Schmerz sprach, den ich empfinden müsse. Er stellt mir eins seiner Schlösser in Hessen-Cassel zur Verfügung. Aber was liegt daran, wohin ich gehe! Ich bin ganz verzweifelt. Adieu, ich umarme Dich herzlichst.

Napoléon.

II.

Bouillon, den 2. September 1870.

Meine liebe Eugenie,

Nach dem entsetzlichen Unglücke, dem ich beigewohnt habe, denke ich an die Gefahren, denen Du ausgesetzt bist, und bin sehr besorgt um

die Nachrichten, die ich aus Paris erhalten werde. Die Katastrophe, die stattgefunden hat, mußte hereinbrechen. Unser Marsch war das Höchste von Unvernunft und ist außerdem schlecht geführt worden. Denke Dir eine Armee, die eine befestigte Stadt umgibt und dabei selbst von überlegenen Streitkräften eingeschlossen ist. Nach einigen Stunden wollten unsere Truppen in die Stadt hinein. Da war denn die Stadt von einer dichten Menge angefüllt, und auf diese Zusammenhäufung von Menschenköpfen regnete es von allen Seiten Geschosse, die die Leute töteten, die in den Straßen waren, Dächer herunterrissen, Häuser in Brand steckten. In dieser äußersten Not sind die Generäle zu mir gekommen, um mir zu sagen, daß jeder Widerstand unmöglich wäre. Keine zusammenhängenden Truppenkörper mehr, keine Munition, keine Lebensmittel! Man hat einen Durchbruch versucht, er ist aber nicht gelungen ... Ich bin vier Stunden auf dem Schlachtfelde geblieben.

Der Marsch heute durch die preußischen Truppen ist eine wahre Qual gewesen. Adieu, ich umarme Dich herzlichst.

Napoléon.

XXXIX.

Brief des Kaiserlichen Prinzen an H. Taine, nach der Lektüre seines Werkes über das alte Regime.

Camden Place, Chislehurst, den 8. Oktober 1877.

Mein Herr,

Jeder, der den Wunsch hat, sich über die Lage unseres Landes aufzuklären und die Ursachen der Unbeständigkeit unseres sozialen Zustandes zu suchen, ist Ihnen für Ihr Werk über den Ursprung des modernen Frankreich Dank schuldig. Man kann das Ergebnis mehrjähriger arbeitsreicher Nachforschungen und tiefen Nachdenkens nicht verführerischer darstellen. Es liegt mir daran, mich meiner Dankesschuld persönlich zu entledigen, indem ich Ihnen diese Zeilen schreibe. Nicht nur hat Ihr Buch einem Bedürfnisse meines Geistes entsprochen, es hat mir auch eine wahre Herzensfreude gemacht. Fern von meinem Lande lebe ich wenigstens in meinen Gedanken dort, und dank Ihnen, mein Herr, habe ich lange Stunden in Frankreich verbringen können.

Glauben Sie, ich bitte darum, an meine ergebensten Gefühle.

Napoléon.

Taine antwortete dem Prinzen am 16. Oktober, daß seine Studie von ihm nur als Historiker gemacht sei, der nie an den politischen Kämpfen teilgenommen habe und außerhalb jeden Parteigeistes stehe. Er stellte

fest, daß die Franzosen noch nötig hätten, die Geschichte der Revolution zu lernen, ebenso wie die des Konsulats und des Kaiserreichs. Er bedauerte, daß die Geschichtswissenschaft sowie die moralischen, politischen und wirtschaftlichen Wissenschaften bei uns noch im Rückstande seien, wie eingeschlafen, er zähle aber auf die Schule der hohen Studien und die freie Schule der politischen Wissenschaften, um diese Lücke auszufüllen. „Mein Buch", sagte er, „ist nur ein Dokument von denen, die aus dieser Schule hervorgehen, eine Denkschrift, die von Männern zu Rate gezogen werden wird, die Staatsmänner sind oder werden wollen. Ich habe in den Archiven oft solche Memoiren angetroffen: ihr Zweck war erreicht, wenn sie von den fünf oder sechs Leuten gelesen waren, die Gebrauch davon machen konnten. Ich möchte, daß mir es auch so ginge, und da Sie es gelesen haben, Monseigneur, so fängt das ja schon an."

(Taines Briefwechsel Bd. IV, S. 38—40.)

XL.

Anhang.

Die Emser Depesche.

Offener Brief des Herrn Professor Hans Delbrück an Herrn Henri Welschinger, Mitglied des Institut de France.

Deutsche Zeitungen, wie die Tägliche Rundschau, die Kölnische Zeitung und andere, haben am 7. Juli 1910 und an den folgenden Tagen einen offenen Brief des Herrn Professor Hans Delbrück an Herrn Henri Welschinger veröffentlicht, der lautet:

Geehrter Herr!

In Ihrem soeben erschienenen Werk „La guerre de 1870. Causes et Responsabilités" suchen Sie von neuem den Beweis zu führen, daß Fürst Bismarck die Emser Depesche gefälscht habe. Sie behaupten, auch deutsche Gelehrte gäben das zu, indem sie zugleich die Tat lobten. Von mir schreiben Sie (Bd. I, S. 121): „Bénie soit, dit Hans Delbrück, la main, qui a falsifié la dépêche d'Ems." Sicherlich wäre es ein Zeugnis von einigem Gewicht für Ihre Auffassung, wenn ein Lehrer der Geschichte an der Universität der Hauptstadt des Deutschen Reiches sich in dieser Art ausgesprochen hätte. In Wahrheit stammt der fragliche Satz nicht aus meiner Feder. Indem Sie mit höchster moralischer Entrüstung über Fälschung klagen, sind Sie selber, da ich nicht annehmen kann, daß es sich um ein Produkt Ihrer eigenen Phantasie handelt,

das Opfer einer Fälschung geworden. In den wiederholten Untersuchungen, die ich dem Problem des Ursprungs des Krieges von 1870 gewidmet habe (die letzte im Anschluß an die wichtigen Enthüllungen des Ministers Ollivier: „Preußische Jahrbücher", Augustheft 1909. Band 137. Heft 2. Vgl. meine „Erinnerungen, Aufsätze und Reden", „Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahr 1870") habe ich eine Auffassung entwickelt, die zwar von der in Deutschland üblichen wesentlich abweicht, aber der von Ihnen vertretenen direkt entgegengesetzt ist. Ich erwarte von Ihrer Loyalität, daß Sie in einer wirksamen Weise die falsche Angabe Ihres Buches richtig stellen.

Mit vorzüglicher Hochachtung ganz ergebenst

Prof. Hans Delbrück.

Im Journal des Debats vom 23. Juli 1910 hat Henri Welschinger die folgende Antwort an Herrn Professor Hans Delbrück einrücken lassen:

Paris, den 22. Juli 1910.

Geehrter Herr,

In einem offenen Briefe, den Sie deutschen Zeitungen mitgeteilt haben, wovon mir das Berliner literarische Bureau Ausschnitte einsendet, bestreiten Sie die Worte, die ich in meinem kürzlich erschienenen Werke über die Ursachen und die Verantwortung für den Krieg von 1870 als die Ihrigen angeführt habe: „Gesegnet sei die Hand, die die Emser Depesche gefälscht hat!" Sie sagen, daß ich selbst das Opfer einer Fälschung wäre; denn Sie könnten nicht annehmen, daß es sich hier um ein Produkt meiner eigenen Phantasie handle, und Sie erwarten von meiner Loyalität, daß ich in wirksamer Weise die Erklärung richtig stelle, die Ihnen zugeschrieben wurde. Das will ich denn nun tun, indem ich zu meiner Erklärung und um Ihnen zu antworten dasselbe Verfahren einschlage, das Sie angewandt haben.

Die Phrase, die Sie zurückweisen, ist als die Ihrige von Antoine Guillaud, Geschichtsprofessor an der Schweizerischen polytechnischen Schule, in seinem Buche L'Allemagne nouvelle et ses historiens, das im Jahre 1899 bei Alcan in Paris erschienen ist, angeführt worden. Auf Seite 319 dieses Buches steht über gewisse deutsche Historiker: „Sie haben aus Bismarck einen Fetisch gemacht. Sie haben bei ihm alles entschuldigt. Man hat gesehen, wie sie seinen Betrug vergöttert haben. ‚Gesegnet sei die Hand, die die Emser Depesche gefälscht hat!' hat einer von ihnen ausgerufen." Und als Note auf dieser Seite 319 liest man: „Hans Delbrück

in den Preußischen Jahrbüchern." Dort habe ich das Zitat hergenommen, über das Sie sich beklagen. Sie kennen ohne Zweifel das Werk des Herrn Guillaud nicht, das jedoch in Deutschland recht verbreitet ist, denn sonst hätten Sie gewiß seit zehn Jahren Ihre Forderung, die Sie heute an mich richten, an ihn gerichtet. Da Sie aber behaupten, daß diese Worte nicht von Ihnen stammen, ist es Ihre Sache, sich mit dem Verfasser dieses Buches auseinanderzusetzen.

Dann sagen Sie mir in Ihrem offenen Briefe, daß Sie in Ihren zahlreichen Arbeiten über den Ursprung des Krieges von 1870 eine Ansicht aufgestellt haben, die sich von der in Deutschland allgemein gültigen entfernt, aber der, die ich in meinem Werke verfechte, direkt entgegengesetzt ist. Ich weiß, daß die öffentliche Meinung in Deutschland dem von Bismarck angewandten Vorgehen, die Emser Depesche nach seinem Gutdünken zu ändern, günstig gesinnt ist, da er damit Glück gehabt hat. Der Fürst hat sich selbst im Jahre 1892 dieser Fälschung gerühmt, in einer Unterredung mit Maximilian Harden und in einer Mitteilung an die Neue Freie Presse. Ich habe, da Sie mich darauf verweisen, Ihre Artikel in den Preußischen Jahrbüchern gelesen, die Sie 1892, 1895 und 1909 darin veröffentlicht haben, und ich glaube sie dahin zusammenfassen zu können, daß, wenn Sie auch die Hand nicht gerade segnen, die die Emser Depesche gefälscht hat, Sie doch eine „Redaktion" gutheißen, die, Ihrer Ansicht nach, die politische Lage nicht verschoben, sondern sie im Gegenteil in ihrem wahren Lichte gezeigt hat. Sie haben die Tat des preußischen Kanzlers gutgeheißen, der sich entschloß, ein radikales Mittel anzuwenden und den Krieg zu beschleunigen, um, wie Sie sagen, auf die Herausforderung Frankreichs zu antworten, das nur Deutschland zu erniedrigen suchte. Für Sie ist der Text der Originaldepesche einfach eine Redaktion geworden. Auf diese milde Art eine verwerfliche Handlung zu beurteilen, die so schreckliche Folgen gehabt hat, indem sie eine Fabel schuf, die zwei Nationen aufeinander hetzte, kann ich nur mit den Worten eines Ihrer geistreichen Landsleute antworten: „Fälschen — teutsch Sprak, plump Sprak! — man nennt das: redigieren!"

Genehmigen Sie, geehrter Herr, den Ausdruck meiner Hochachtung.

Henri Welschinger
Mitglied des Institut de France.

NB. — Dieser Brief ist an alle die deutschen Zeitungen gesandt worden, die den Brief des Herrn Hans Delbrück abgedruckt hatten, und auch an die Agenturen, die Ausschnitte davon an Herrn Henri Welschinger gesandt hatten.

Briefe des Generals Trochu und des Grafen von Bismarck (vom 8. Februar 1871).

Als Jules Favre begonnen hatte, in Versailles über den Waffenstillstand zu verhandeln, kam er zurück, um seinen Kollegen in der Nationalen Verteidigung über seine ersten Zusammenkünfte Bericht zu erstatten. Die Regierung war der Ansicht, es wäre gut, mit dem Kanzler weitere, aber vollständig geheime Auseinandersetzungen zu haben. Der Minister des Auswärtigen machte das zum Gegenstande einer diplomatischen Depesche, die am Tage darauf im „Moniteur prussien de Seine et Oise" erschien und ganz Paris die vollständige Sachlage darstellte, auf die Gefahr hin, die demagogische Revolution, die man so sehr fürchtete, zum Ausbruche zu bringen. Außerdem trat Bismarck, in dem Augenblicke, wo Gambetta das berühmte Dekret über die Nichtwählbarkeit erließ, das zurückzunehmen ihn die Pariser Regierung aufforderte, in direkte Verbindung zu ihm, ohne auf die Pariser Regierung Rücksicht zu nehmen, so daß diese mit dem deutschen Kanzler einig zu sein schien, um die Delegierten von Bordeaux zum Gehorsam zu zwingen.

„Das überschritt das Maß meiner Resignation," erklärte der General Trochu vor dem Grafen Daru und den Mitgliedern der Untersuchungskommission, „die doch auf alles gefaßt war". Er schrieb daher, unabhängig von seinen Kollegen, folgenden Brief an Herrn von Bismarck:

Paris, den 8. Februar 1871.

Herr Graf,

Ich habe versucht, mein Land zu verteidigen, und nachdem ich meine Pflicht erfüllt hatte, wollte ich, obwohl besiegt und vom Kommando entfernt, in der Regierung bleiben, um bis ans Ende an der Verantwortung teilzunehmen, die ich tragen zu müssen glaube. Diese Regierung hat Ihnen gegenüber große Anstrengungen gemacht, die für sie voller Gefahren waren, um Paris vor den Schrecken des Hungers zu bewahren, und um Frankreich in sein Recht einzusetzen, durch eine frei erwählte Versammlung selbst über sein Geschick zu bestimmen. Auf diesem Gebiete ist sie auf die Demagogie gestoßen, die sie energisch bekämpft, entschlossen, die Republik auf der Achtung vor dem Gesetze und dem Rechte aller zu begründen.

Ew. Exzellenz haben die moralische Autorität der Regierung zerstört, indem sie die Korrespondenz mit Herrn Jules Favre veröffentlicht und über die Regierung hinweg, direkt an Herrn Gambetta geschrieben haben. Ihre Gegner bemächtigen sich der Waffen, die Sie ihnen gegen die Regierung geboten haben, und übermannen sie. Unsere

patriotische Hingabe zählt für nichts mehr. Wir haben den Anschein, der der Wirklichkeit so ganz entgegengesetzt ist, die ergebenen Werkzeuge Ihrer Politik zu sein. In der Tat sind und bleiben wir Ihre Feinde, aber loyale Feinde, die den Verpflichtungen treu bleiben, die sie eingegangen sind, um Frankreich vor größerem Unglücke zu bewahren.

Es ist nicht die Stunde, den Kampf zu verlassen, und doch fühle ich mich zu diesem Geschick gewaltsam hingezogen, durch die Lage, in die Sie uns versetzt haben. Ich vertraue in diesem Briefe, der einen ganz persönlichen Charakter hat, Ihrer Ehre das Geheimnis des tiefen Schmerzes an, den ich empfinde.

Ich entbiete Ihnen, Herr Graf, den Ausdruck meiner Hochachtung.

General Trochu.

Herr von Bismarck antwortete fast sofort aus Versailles:

General,

Ich habe den Brief erhalten, den Ew. Exzellenz mir die Ehre erwiesen haben mir zu schreiben, und danke Ihnen für diesen Beweis Ihres Vertrauens, dessen Offenheit ich vollständig würdige.

Die Ereignisse haben eine schwierige Lage geschaffen, indem sie die Autorität der Regierung schwächten, und auch die jeder anderen, die Frankreich sich geben könnte. Es schlägt nicht in mein Fach, auf die Ursache hiervon zurückzugehen und den Teil der Verantwortung festzustellen, der hierbei einem jeden zufällt. Aber meine Haltung kann nur durch meine Ansicht über die politischen Interessen geleitet werden, die mir anvertraut sind und die mich wünschen lassen, die Schwierigkeiten nicht noch zu vergrößern, die Sie zu bekämpfen haben.

Die Lage, — die mir vor einigen Tagen geeignet schien, als Friedensgrundlage dienen zu können, — ist einen Augenblick kompromittiert worden, als Herr Gambetta durch sein Dekret über die Wahlen seinen Ruf zu den Waffen erneuert hat.[1]) Unter solchen Umständen war es mir unmöglich zu schweigen, ebensowenig konnte ich voraussehen, welches die Haltung der Mehrzahl der Regierungsmitglieder sein werde. Die Kürze der Frist, die Schwierigkeit der telegraphischen Verbindungen gestatteten keinen Verzug, um eine Lage aufzuklären, durch deren Fortbestand wir in eine falsche und unvorteilhafte Stellung geraten wären. Diese Betrachtungen und die Interessen, die ich vertrete, legten mir

[1]) Herr von Bismarck spielt hier mit einem Druckfehler, der am folgenden Tage berichtigt wurde. Das Dekret der Delegation schloß mit den Worten: „Zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen!" während es heißen sollte: „Zu den Urnen, Bürger, zu den Urnen!" (Armes, Waffen und urnes, Urnen.)

die unumgängliche Pflicht auf, laut und unverzüglich den Standpunkt der deutschen Regierung darzulegen bezüglich des Waffenstillstandes und der Abmachungen, die dazu gehören, indem ich dieser Erklärung dieselbe Verbreitung gab, die Herr Gambetta seinem Widerspruche gegeben hatte.

Ich hoffe zuversichtlich, daß die Bemühungen der Regierung der nationalen Verteidigung erfolgreich sein werden, den Frieden herbeizuführen und es der deutschen Regierung zu erleichtern, sich von jeder Einmischung fernzuhalten bei den Fragen, die sich auf die innere Politik Frankreichs beziehen.

Ich bitte Sie, General, den Ausdruck meiner Hochachtung zu genehmigen.

von Bismarck.

NB. — In dem Augenblicke, wo der deutsche Kanzler diese Erklärung abgab, ließ er in Wilhelmshöhe vernehmen, er könne noch mit der alten kaiserlichen Regierung verhandeln. Man wird bemerken, daß Herr von Bismarck in bezug auf die Veröffentlichung der letzten Depesche Jules Favres im „Moniteur prussien de Seine et Oise" nicht deutlich geantwortet hat. H. W.

„Die Philosophie des Krieges von 1870[1])."

Unter diesem Titel veröffentlicht Emile Ollivier ein neues Buch. Gleich nach Erscheinen des 14. Bandes seines „Empire libéral" unterbricht er die große apologetische Arbeit, der er seit fünfzehn Jahren den Rest einer Spannkraft, die nicht erlahmt, gewidmet hat, um nun auf einmal die Ursachen eines verderblichen Krieges zusammenzufassen, dem sich zu widersetzen er nicht verstanden hat, und versucht zu zeigen, daß die Völker nicht frei sind, Kriege zu vermeiden, die ein skrupelloser Gegner ihnen aufzwingen will. Indem er 350 Seiten lang für die Unverantwortlichkeit und zu gleicher Zeit für die „überlegene, entschlossene und mäßige, geschmeidige und feste Kapazität des Kabinetts vom 2. Januar plädiert, das unvorhergesehenen Ereignissen mit überlegter Raschheit hat entgegentreten können", sagt er: „Es ist traurig, diese mühsamen Arbeiten unserer Schundhistoriker zu sehen, wie sie aufsuchen, was sie die Verantwortlichkeit nennen, und dabei sich bemühen, die einen die Staatsmänner der Opposition, die anderen die der Regierung anzuklagen." Herr Ollivier vergißt, daß er im 14. Bande seines „Empire libéral" kräftig gegen die antipatriotische Haltung der Opposition gedonnert und

[1]) Emile Ollivier, La philosophie de la guerre. Bibliothéque de philosophie scientifique. (Octobre 1910.)

Herrn Thiers in heftiger und ungerechter Weise angeklagt hat. Er sagt heute, daß weder die Erklärungen der Oppositionsmänner, noch die Irrtümer Napoleons III. die entscheidende Ursache des Krieges gewesen seien, und besteht darauf, dem Kaiser allein die Verantwortung für die Garantieforderung zuzuschreiben und ihn so zum alleinigen Urheber unseres Unglückes zu machen. „Kein Franzose", behauptet er, ohne auf seine eigenen Widersprüche zu achten, „ist dafür verantwortlich. Der einzige Mann, der davon den Ruhm oder die Schmach haben wird, je nach dem Urteil, das man fällen wird, ist der Mann von Eisen, dessen unbezwinglicher und heldenhafter Wille die Ereignisse beherrscht und zu Dienern seines Ehrgeizes gemacht hat."

So waren es denn Schundhistoriker, die wie Rothan, Albert Sorel, Pierre de La Gorce und ich selbst die Ursachen und die Verantwortungen für den Krieg von 1870 suchten, ohne sich gerade zu bemühen, Männer anzuklagen, aber auch ohne deren Irrtümer und Fehler zu verheimlichen, mit der festen Absicht, vor allem ihrem Lande nützlich zu sein, um ihm die Rückkehr ähnlicher Katastrophen zu ersparen? ... So sagt G. Rothan hierüber: „Dem Ministerium vom 2. Januar fehlte es an Kaltblütigkeit und Scharfblick. Es verstand nicht, aus einem glänzenden Erfolge Nutzen zu ziehen. Es ließ sich von seinen Leidenschaften hinreißen, anstatt sie zu beherrschen. Es gab den Aufreizungen der Presse nach und ließ sich von einer nervösen, unüberlegten öffentlichen Meinung mitfortreißen. Es irrte sich auch über die Absichten der fremden Kabinette. Es stand besonders unter dem Einflusse dünkelhafter Generäle. Die Geschichte wird ihnen ihre Absichten zugute halte, aber wie nachsichtig sie auch sein mag, sie wird sie nie zu den Männern zählen, die sich um ihr Vaterland verdient gemacht haben.[1])"

Was sagt Albert Sorel? „Das Unglück Frankreichs wollte es, daß die Männer, die es damals leiteten, sich für große Politiker hielten und dementsprechend handelten. Sie faßten einen Plan, der anscheinend gut war; sie verfolgten ihn mit blindem Vertrauen; sie blieben auch nicht ein einziges Mal stehen, um die Elemente desselben zu prüfen ... Es fehlte ihnen hauptsächlich die Intelligenz.

Man muß darauf Rücksicht nehmen, daß die Regierung in den Händen von Leuten war, die im Geiste unsicher, in der Politik mittelmäßig und von ihrer Genialität überzeugt waren, daß das Urteil dieser Leute schief war, daß die kritische Erziehung, die Gewohnheit, die Tatsachen miteinander zu vergleichen, allen fehlte, daß die Sorge um den eigenen Ruhm für jeden im Lichte der Pflicht erschien, daß unter der Einwirkung eines romantischen Enthusiasmus die Ver-

[1]) L'Allemagne et l'Italie, Bd. I, S. 51.

wegenheit für Mut und zorniges Ungestüm für Patriotismus galt. Die leitenden Minister glaubten an ihre Kollegen, wie sie an sich selbst glaubten; der Herzog de Gramont hielt den Marschall Le Boeuf für einen großen Kriegshelden; der Marschall Le Boeuf hielt den Herzog de Gramont für einen großen Diplomaten; der Kaiser träumte, und der Ministerrat, der vor dem Diplomatengeheimnis und den Mysterien der Kriegskunst voller Achtung war, würde geglaubt haben, diese großen Staatsmänner zu beleidigen, wenn er von dem einen verlangt hätte, seine Arsenale zu besuchen, und vom anderen, seine Verträge nachzusehen. So kam es, daß einer den anderen mitfortriß, und da sie sich für mitfortgerissen hielten, flohen die Unglücklichen ‚leichten Herzens' vor dem Sturme, der Frankreich in den Abgrund trieb![1])"

Was hatte Pierre de La Gorce gesagt? „Die Geschichte dieser peinlichen Tage verwirrt ebensosehr den Geist, wie er das Herz zerreißt. Wenn die Schilderung wahrscheinlich wäre, würde sie aufhören wahr zu sein. Bei unserer Regierung keine Logik in der Leitung, aber eine zwiefach verdunkelte Einsicht, bei den einen durch die Aufregung, bei den anderen durch die verwirrende Größe der Dinge; inmitten alles dieses die sonderlichste Mischung einer Eingebildetheit, über die man staunt, und einer Einfalt, die beschämt ... Aus einer tückischen Täuschung (der Bismarcks), die kein Scharfblick aufgedeckt hatte, war eine ganze Reihe von unbewußten Täuschungen ausgegangen: Gramont und die Hofleute täuschten das Ministerium, das Ministerium täuschte die Kreditkommission, die Kreditkommission täuschte die Kammer, die Kammer täuschte das Land. Die Unbesonnenheit der französischen Regierung hatte den Betrug Bismarcks gestattet; der Betrug selbst hatte bei den übermütigen, gereizten und leichtgläubigen Geistern, die gerade auf dem rechten Punkte waren, um sich irreleiten zu lassen, leichten Eingang gefunden[2])."

Wie Gladstone richtig bemerkt hatte, waren die französischen Minister „Marionetten" in den Händen des preußischen Kanzlers gewesen.

Und was habe ich selbst gesagt? Ich will es hier wiederholen: „Es ist unbestreitbar, daß die Minister des 2. Januar, gegenüber unehrlichen und listigen Spielern, nichts von deren tückischem Spiele begriffen haben. Bei einer Verhandlung, die an und für sich schon schwierig war und durch die Listen des Gegners noch schwieriger wurde, haben sie nicht alle Geschicklichkeit und alle Hilfsmittel der Politik und der Diplomatie anzuwenden verstanden. Der Geschicklichkeit, der Verschlagenheit, der Kühnheit eines Staatsmannes, der in allen Sätteln gerecht war,

[1]) Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande. Bd. I, S. 71, 142 u. 173.
[2]) Histoire du Second Empire. Bd. VI, S. 285 und 314.

haben sie nur fruchtlosen Dünkel und hochmütige Naivität entgegensetzen können[1])." So hat der „Schund" der Geschichtschreiber die Taten des Kabinetts vom 2. Januar beurteilt. In Wirklichkeit hat dieses Kabinett nicht verstanden, etwas vorauszusehen und abzuwehren. Das Land würde mit fähigeren Führern einem Kriege haben entgehen können, für den es nicht bereit war, da man nicht verstanden hatte, die notwendigen Vorbereitungen zu treffen, und da man keine Bündnisse hatte.

Ich habe jede Seite des neuen Buches des Herrn Emile Ollivier gelesen, der mit fieberhafter Aufregung die Ursachen und Taten des Krieges von 1870 aufführt und vergeblich versucht, sich zu rechtfertigen und in den Augen der öffentlichen Meinung wieder zu Ehren zu bringen, die ihm andauernd ungünstig gesinnt bleibt, ihm und seinem Ministerium. Der frühere Siegelbewahrer und Ministerpräsident, der jetzt erklärt, kein Franzose sei für den Krieg verantwortlich, führt jedoch in leidenschaftlicher Weise das Schwanken und die Unentschlossenheit Napoleons III. an, sowie die kriegerische Begeisterung der Kaiserin und „ihrer Camarilla", eines Jérome David und eines Clément Duvernois, die er als „Übeltäter" bezeichnet. Er tadelt den Kaiser, sich zu Handlungen einer persönlichen Regierung hergegeben zu haben. Er wirft ihm nochmals die Garantieforderung vor, die allen Ungeschicklichkeiten die Krone aufsetzte, was sich Bismarck zunutze machte, um das Kaiserreich zu Boden zu werfen. Er weicht aber der für ihn schrecklichen Erinnerung an die von Gramont und ihm dem Botschafter von Werther am 12. Juli um drei und ein halb Uhr nachmittags aufgedrängten Forderungen aus, vor der berüchtigten Depesche von sieben Uhr, worin formell Garantien für die Zukunft verlangt wurden. Und doch ist er selbst es, der vor der bedauernswerten Unterredung mit Werther, in der er und Gramont diesem eine Note diktiert haben, oder einen Brief, den der König unterschreiben sollte, — der nach Benedettis Aussage hauptsächlich die Ursache der schließlichen Katastrophe gewesen ist, — er ist es, der an Gramont geschrieben hatte, Werther gegenüber nicht die Zurückhaltung zu bewahren, zu der Benedetti dem Könige gegenüber verpflichtet war, „und den durchscheinenden Spitzfindigkeiten entschlossene Antworten entgegenzustellen".

Diese ungeschickte und äußerst gefährliche Haltung hatte dann Gramont am 12. Juli Werther gegenüber angenommen, als Emile Ollivier ins Kabinett des Ministers des Auswärtigen trat und sich mit Übereilung den Forderungen seines Kollegen zugesellte und so den Blitz auf das nationale Gebäude herabzog, das er schützen wollte. Ohne

[1]) Band I des vorliegenden Werkes, S. 26.

Zweifel war die Benedetti übersandte Garantieforderung ein schwerer Fehler, ihm war aber eine direkte Aufforderung an den König vorausgegangen, ein anderer Fehler, und noch schwerer. Der Bericht Werthers, den Bismarck vor der Garantieforderung gekannt hat, hat dem Kanzler gestattet, sich wieder aufzurichten, alles zu wagen, die Emser Depesche zu fälschen und den König zum Handeln zu zwingen.

Und wenn denn nun der Kaiser auch wirklich den Fehler begangen hätte, eine Frage wieder anzuschneiden, die durch die Verzichtleistung des Prinzen Leopold erledigt war, warum hat denn Herr Emile Ollivier diesem so schweren Fehler zugestimmt? Warum hat er nicht die Entlassung seines Kollegen Gramont beantragt, den er heute in so verächtlicher Weise „einen Botschafter nennt, der handwerksmäßig ans Gehorchen gewöhnt war?" Und warum hat er nicht schließlich gegenüber einer solchen eigenmächtigen Handlung des Kaisers seine Entlassung eingereicht?... Er sagt, das sei geschehen, um seinem Lande nicht zu schaden, um die Garantieforderung abzuschwächen und um keine Bildung eines kriegerischen Ministeriums herbeizuführen. Er hat aber dadurch, daß er am Ruder blieb, nichts abgeschwächt, er erklärte selbst den Krieg und schadete seinem Lande.

Und als Bismarck die Kühnheit hatte, eine verwerfliche Fälschung zu begehen, die die deutschen Geschichtschreiber wie Sybel, Horst Kohl, Delbrück, Lorenz, Schulze und andere vergebens entschuldigen, da bot sich den aufgeregten Ministern, die in der Handlung des Kanzlers nur eine grobe Ohrfeige sahen, die man schleunigst zurückgeben mußte, noch ein anderer Ausweg. Sie wußten durch Benedetti selbst, der am 15. Juli morgens ins Ministerium des Auswärtigen gekommen war, daß der französische Botschafter nicht brüsk verabschiedet worden war; daß der Flügeladjutant von Radziwill ihm dreimal die formelle, rückhaltlose Zustimmung des Königs zu der Verzichtleistung Leopolds gebracht hatte; daß die Emser Depesche, die an die Mauern angeschlagen und der Presse übergeben worden war, eine hinterlistige Erfindung des Kanzlers war; daß der französische Botschafter vom Könige nicht im Flur, sondern im reservierten Salon des Emser Bahnhofs empfangen worden war, und daß der König Wilhelm ihm, den er mit größter Höflichkeit empfangen hatte, gesagt hatte, daß die Verhandlungen mit seinem Ministerium weiter fortgesetzt werden könnten. Sie hätten diese wichtigen Nachrichten benutzen müssen. Sie haben das nicht getan, und was sagt Herr Ollivier? Er beschränkt sich darauf, über Benedetti zu spotten; er wirft ihm eine naive Leichtgläubigkeit und eine übertriebene Sorge um sich selbst vor! Der brave Mann, der seine Schuldigkeit ganz getan hatte und am 15 Juli der

Kreditkommission hätte Aufklärung geben können und ihr alle Depeschen zeigen konnte, von denen Gramont nur einen kleinen Teil vorgelesen hatte, dieser gewissenhafte Botschafter, der die Meinung Europas gegen den Fälscher hätte umstimmen können und zeigen konnte, daß wir nicht die Angreifer waren, wurde wie ein Schüler des Mandarinen „Da pfeif' ich drauf" behandelt, und seine Nase wird mit der des Majordomus Leo XIII. verglichen, mit dem Scherzworte: „Si vede un naso, poi Macchi!" Benedetti, der alles aufgeboten hatte, um die ungeschickten Depeschen und heftigen Befehle, die er von Paris erhielt, abzuschwächen, der seine höflichen und geschickten Schritte immer wieder dazu getan hatte, um eine leider sehr gefährdete Stellung zu halten, wird nun von Herrn Ollivier angeklagt, um Audienzen gebettelt zu haben, Zurückweisungen förmlich gesucht zu haben und die Sammlung seiner Erniedrigungen dadurch vervollständigt zu haben, daß er eine letzte Ablehnung erlitten hätte. Ist das nicht ebenso ungerecht wie schändlich?

Ich beeile mich aber, zur Schlußfolgerung des Buches zu kommen. „Wie kann es noch einen vernünftigen Menschen geben," fragt Herr Ollivier, „der noch nach den Ursachen des Krieges von 1870 suchen und sie Napoleon III. und seinen Ministern zuschreiben kann?" Aber hat der Verfasser sie nicht selbst gesucht, und hat er nicht, trotz seines Wunsches, jedem Franzosen die geringste Verantwortung abzunehmen, aus Napoleon den Urheber des Krieges von 1870 gemacht? Aber gehen wir darauf weiter nicht ein, und nehmen wir seine These an. Es ist also unnötig, die Ursachen des Krieges zu suchen. Er war unvermeidlich, und Bismarck ist es, der ihn gewollt hat. Bismarck, „der schlauste aller Füchse, der kühnste Löwe, groß wie Satan, ein Satan, der schön anzuschauen ist!" Aber wenn auch ein Mann mit unbezwinglicher Willenskraft den Krieg beschlossen hatte, konnten wir ihn denn nicht verhindern? Und weil dieser Löwe Hasen angetroffen hat und fast unseren Untergang herbeigeführt hätte, sollte es uns deshalb verboten sein, die zu tadeln, die sich durch ihn haben über den Löffel barbieren, fangen und in Angst jagen lassen? „Wenn es uns bewiesen würde," sagt Albert Sorel sehr schön, „daß von 1867 bis 1871 Herr von Bismarck über unser Land nach Wunsch hat verfügen können, ohne daß es möglich war, seine Absichten zu merken, sie zu hintertreiben und Nutzen daraus zu ziehen, was bliebe da vom Genie Frankreichs übrig? Es ist für uns mannhafter, zu sagen, wir haben uns getäuscht, wir sind schlecht bedient worden, und in den Fehlern derer, denen wir uns anvertraut hatten, die Erklärung der Tatsachen zu suchen, deren Folgen uns heute noch niederdrücken. Wäre das nicht so, und müßten wir dabei bleiben, zu glauben, unsere Staatsmänner wären 1870 und 1871 auf der Höhe ihrer Aufgabe

gewesen, dann brauchten wir uns nicht mehr um unsere Zukunft zu kümmern." An diese Zukunft habe ich gedacht, als ich in dem Vorworte zu meinem letzten Buche sagte, „ich möchte durch die getreue und unparteiische Darstellung der schmerzlichen Tatsachen Frankreich vor neuen Illusionen und neuen Gefahren bewahren", und wenn ich versucht hätte, die Ursachen des Krieges von 1870 zu erforschen und die Verantwortungen aller derer aufzudecken, die ihn entfesselt haben, daß das nicht aus einem verächtlichen Gefühle des Hasses geschehen sei, sondern aus einem edleren Gefühle, das einen Geschichtsforscher dazu veranlassen könnte: die Liebe zur Wahrheit und zum Vaterlande.

Was Herr Ollivier auch in seinem Versuche, sich zu rechtfertigen, vorbringen mag, das Wort Thiers', das am 15. Juli auf der Tribüne erschallte, bleibt wie das Urteil der Geschichte selbst bestehen: „Sie haben schlecht angefangen und Sie haben schlecht geendet!"

Henri Welschinger.

(Journal des Débats vom 6. November 1910.)

Inhaltsverzeichnis.

Zehntes Kapitel.

Die Affäre Regnier-Bazaine.

Bismarck wollte, nach Hohenlohe, Napoleon wieder auf den Thron setzen. — Haltung Bazaines. — Ansicht Hohenlohes und Gramonts. — Wichtigkeit der Intrigen Regniers und Bazaines. — Feindliche Gefühle Bazaines gegen die Nationale Verteidigung. — Auftreten Regniers. — Seine Ankunft in Hastings. — Wie er sich dem Kaiserlichen Prinzen näherte. — Sein Brief an Frau Le Breton. — War seine Rolle freiwillig oder ihm angegeben? — Sein Brief an Bernstorff. — Seine neuen Briefe an Frau Le Breton. — Antwort der Kaiserin. — Bismarck ist über die Intrigen Regniers unterrichtet und wird daraus Nutzen ziehen. — Regnier erhält Photographien mit der Unterschrift des kleinen Prinzen und der Kaiserin. — Seine Abreise nach Ferrières. — Er kommt dort zugleich mit Jules Favre an. — Unterredung mit Bismarck. — Der Kanzler sagt Jules Favre, daß Bazaine sich weigert, der Nationalen Verteidigung zu gehorchen. — Zweite Unterredung Regniers mit Bismarck. — Geleitbrief für Regnier. — Seine Abreise nach Metz am 20. September. — Bismarck sagt zu Jules Favre, daß es ihm freistehe, mit dem gestürzten Kaiserreiche zu verhandeln. — Bedingungen, die den Waffenstillstand unmöglich machen. — Bericht Jules Favres vom 22. September. — Antwort Bismarcks am 27. September. — Zirkular Jules Favres. — Glückwünsche Chaudordys. — Note Gladstones über die Unmöglichkeit, das Kaiserreich wieder herzustellen. — Geheime Absichten Bismarcks von Keudell enthüllt. — Unterredung zwischen Regnier und Bazaine. — Der Marschall gibt die Bedingungen der Kapitulation an. — Er verrät die Lage von Metz in bezug auf seine Verproviantierung. — Seine Beziehungen zum Feinde. — Unterredung Regniers mit dem Prinzen Friedrich Karl. — Bedingungen des Prinzen. — Bazaine entsendet Bourbaki zur Kaiserin. — Wie haben Bazaine und Bourbaki zu Regnier Vertrauen haben können? — Was konnte Regnier für Unterstützung haben? — Die Tätigkeit der kaiserlichen Partei in London. — Bourbaki verläßt Metz mit Regnier. — Überraschung des Generals Jarras. — Erklärung Bazaines. — Neue Unterredung zwischen Regnier und Bismarck. — Depesche des Kanzlers an Bazaine. — Antwort Bazaines über die Kapitulation. — Anerbieten, den General Boyer zum Prinzen Friedrich Karl schicken zu wollen. — Bismarck ist durch Regnier über die wirkliche Lage der Metzer Armee unterrichtet. — Seine Tätigkeit bei Napoleon in Wilhelmshöhe. — Antwort Napoleons, der die Bedingungen eines zu strengen Vertrages zurückweist. — Überraschung der Kaiserin bei Bourbakis Ankunft. — Unruhe dieses Generals. — Zweiter Brief der Kaiserin an den Kaiser von Österreich. — Intrigen der kaiserlichen Partei in London. — Verzweiflung Bourbakis. — Seine Zuflucht zu Lord Granville und Bernstorff. — Er wird autorisiert, nach Metz zurückzukehren. — Prinz Friedrich Karl widersetzt sich

Seite
dem. — Irrtum des Generals Monts in bezug hierauf. — Brief Bourbakis an Gambetta. — Er erhält den Oberbefehl über die Nordarmee. — Wie Bismarck dazu gelangt ist, einen Teil seiner Absichten zu erreichen. — Was er wirklich über Regnier denkt. — Kriegsrat in Metz am 10. Oktober. — Bazaine bezeichnet Boyer, um mit Bismarck zu verhandeln. — Seine Instruktionen an Boyer. — Was Bazaine mit der Metzer Armee tun wollte. — Ein politisches Instrument. — Abreise Boyers. — Unterredung mit Bismarck. — Bedingungen des Kanzlers. — Die Armee muß die Armee des Kaiserreichs bleiben, und die Regentschaft muß die deutschen Bedingungen annehmen. — Rückkehr Boyers nach Metz. — Übertriebene Schilderung vom Unglücke des Landes. — Bazaine läßt Boyer nach England gehen, um sich mit der Kaiserin zu verständigen. — Ankunft dieses Generals in Hastings. — Die Kaiserin weist die Bedingungen Bismarcks zurück. — Sie erklärt die Bemühungen der Nationalen Verteidigung unterstützen zu wollen. — Ihre Aussagen Lord Granville gegenüber. — Unterredung Bismarcks mit Rameau, dem Bürgermeister von Versailles. — Drohung, das Kaiserreich wieder aufrichten zu wollen. — Friedensbedingungen. — Übertreibung der Lage Frankreichs durch Bazaine. — Rolle der Metzer Armee. — Brief der Kaiserin an Bismarck vom 22. Oktober. — Ihre Vorschläge. — Angebliche Sendung des Sohnes Teophil Gautiers nach Versailles. — Bismarcks Antwort. — Die Depesche vom 24. Oktober und die letzten Bedingungen. — Bazaines Flucht. — Die Kapitulation von Metz. — Die Fahnen. — Bazaine als Gefangener in Kassel. — Seine Voraussagungen über Frankreich. — Unterredung mit dem General von Monts. — Erinnerung an die Haltung Bazaines in Mexiko. — Was der General Felix Donay sagte. — Bazaine war sich dessen bewußt, was er tat. — Er hat es absichtlich unterlassen, seine Untergebenen zu unterstützen. — Urteile über ihn von Jarras, Palat und Bonnal. — Seine Verurteilung durch das Kriegsgericht im Trianon. — Brief Bismarcks an Regnier vom 2. Oktober 1874. — Was aus Regnier geworden ist. — Loyale Haltung der Kaiserin. — Ihre Weigerung, sich in die Intrigen der imperialistischen Partei in London zu mischen. — Ihr Brief an den König von Preußen. — Antwort des Königs. — Brief der Kaiserin an Boyer. — Meinung Kretschmans und Kunzes über Bazaine. — Urteil Rothans über die Kaiserin. — Chaudordy läßt ihr für ihre patriotische Haltung Dank sagen. — Worte des Herrn de Parieu. — Urteil des Königs von Preußen und Lord Granvilles. — Anklagen Sybels, Vogts und Bismarcks. — Drohungen des Kanzlers gegen den Heiligen Stuhl. — England und das französische Kaiserreich. — Mögliche Besetzung Belgiens 1

Elftes Kapitel.

Die Folgen der Kapitulation von Metz und die Gründung des Deutschen Reiches.

Brief Napoleons III. an Sir John Burgoyne vom 29. Oktober 1870. — Die Franzosen während ihrer Formation überrascht. — Politische Verwicklungen. — Geständnisse Napoleons III. — Friedensbedingungen. — Was Bismarck will. — Thiers kehrt am 21. Oktober nach Tours zurück. — Berichterstattung über seine Reise. — Vorschlag eines Waffenstillstandes von England aus. — Wahl einer Verfassunggebenden Versammlung. — Man erfährt die bevorstehende Kapitulation von Metz. — Thiers kommt am 30. Oktober in Versailles an. — Er

geht nach Sèvres und nach Paris. — Er teilt der Regierung die Kapitulation von Metz und den Vorschlag einer Waffenruhe mit. — Die Bedingungen. — Aufregung in Paris. — Thiers kehrt am 31. Oktober nach Versailles zurück. — Was für einen Wert hatte die Unterstützung Rußlands für Frankreich? — Bismarcks Forderungen. — Erneute Drohungen, das Kaiserreich wieder herzustellen. — Unterhandlungen über die Grundlagen eines Waffenstillstandes. — Der Aufstand vom 31. Oktober. — Sieg der Ordnung. — Neue Forderungen. — Abbruch der Verhandlungen. — Abreise Thiers'. — Was Napoleon III. zu der Zeit auf Wilhelmshöhe tat. — Sein Gefolge. — Erzählung Mels-Cohns. — Urteil des Generals von Monts über Napoleon III. — Schilderung des Kaisers. — Das Schloß Wilhelmshöhe. — Erinnerungen an den König Jérôme in dieser Residenz. — Die Königin Hortense. — Ansicht Monts' über die Kaiserin Eugenie. — Napoleon III. erkennt die Fehler seiner militärischen Organisation an. — Fehlschlagen der gewollten Reformen. — Besuche in Wilhelmshöhe. — Hellwitz als Bote Bismarcks. — Seine Vorschläge. — Die Haltung der Deutschen nach Sedan. — Die Belagerung von Paris und von Metz. — Überraschung Bismarcks und Moltkes bei dem Widerstande der Franzosen. — Napoleon III. und der 4. September. — Die Abreise der Kaiserin vom Kaiser erzählt. — Die Affäre Regnier. — Die zukünftigen Friedensbedingungen. — Die Beschießung von Paris. — Ein neuer hundertjähriger Krieg. — Das Buch Wimpffens. — Die Gefangenschaft Canroberts, Le Boeufs und Bazaines in Kassel. — Plötzliche Ankunft der Kaiserin in Wilhelmshöhe am 30. Oktober. — Persönliche Projekte. — Was Bernstorff vorgeschlagen hatte. — Abreise der Kaiserin am 1. November. — Urteil von Monts' über die Kaiserin. — Empfang Bazaines, Le Boeufs und Canroberts durch Napoleon III. — Worte des Kaisers. — Was Le Boeuf über die Vorbereitungen gesagt hatte. — Schlußfolgerungen der Broschüre Napoleons über die Ursachen von Sedan und über die Disziplin der Armee. — Auf der Suche nach einem Unterhändler für Versailles. — Le Drapeau, eine bonapartistische Zeitung in Brüssel. — Die kaiserliche Garde von Napoleon nach Cassel erbeten. — Weigerung König Wilhelms. — Unruhen und Enttäuschungen des Kaisers. — Intrigen der imperialistischen Partei in London. — Bismarck und Napoleon. — Der Prinz Napoleon und seine Absichten. — Endgültige Bedingungen Bismarcks für den Frieden. — Seine Intrigen mit den verschiedenen Unterhändlern. — Er rechnet mit der Spaltung der Parteien. — Er hat den Aufstand vom 31. Oktober begünstigt. — Jules Favre und das Zirkular vom 10. November. — Notwendigkeit, den Widerstand fortzusetzen. — Brief der Kaiserin an die Gräfin Walewska. — Ihre Besorgnisse und ihre Reue. — Metz und die Nationale Verteidigung. — Das Interesse Frankreichs vor dem dynastischen Interesse. — Was die imperialistische Partei in London wollte. — Die Kaiserin und der Marschall Bazaine. — Aufregung der Imperialisten in Brüssel. — Der General Changarnier und seine Haltung in Metz. — Seine Vorschläge. — Was die Kaiserin von ihm dachte. — Napoleon III. und Changarnier. — Was der Kaiser von ihm gewollt hatte. — Der Widerstand von Paris erregt einen Augenblick bei Moltke den Gedanken, die Belagerung aufzuheben. — Die Forderungen Deutschlands erregen Gladstone. — Er möchte eingreifen, aber das Londoner Kabinett folgt ihm nicht. — Beklagenswerte Untätigkeit der Engländer. — Haß Bismarcks gegen die Königin Victoria und ihre Tochter. — Gladstone und das Kabinett Ollivier. — Die Frage der gewaltsamen Annektierung Elsaß-Lothringens. — Wie Preußen den Bruch des Vertrages von 1856 unterstützt hat. — Unfreundschaftliche Haltung der Vertreter der Vereinigten Staaten Frankreich gegenüber.

—Bancrofts Haltung. — Der Brief Lord Granvilles, wodurch Jules Favre zur Londoner Konferenz eingeladen wurde, wird mit der amerikanischen Korrespondenz aufgehalten. — Er wurde erst am 10. Januar bekannt. — Der Ministerrat widersetzt sich der Abreise Jules Favres. — Befürchtungen Bismarcks wegen eines Eingreifens der Neutralen. — Weigerung Jules Favre einen Geleitbrief zu geben. — Was der Herzog de Broglie im Mai 1871 auf der Londoner Konferenz getan hat. — Das unauffindbare Europa. — Gleichgültige Haltung der Neutralen. — Die deutsche Einheit und Bismarck. — Wie diese Einheit zustande gekommen ist. — Hartnäckiger Wille des preußischen Kanzlers. — Meinungsverschiedenheiten zwischen Nord und Süd über die Bildung der Einheit. — Meinung König Wilhelms. — Für ihn ist der Kaisertitel weniger als der Königstitel. — Der Kronprinz ist sehr kaiserlich. — Ein einziges Reich und die kleinen Könige Herzöge. — Bismarcks Widerspruch gegen dieses Projekt. — Das Präsidium. — Einverleibung des Elsaßes. — Wem soll er gehören? — Was Ludwig II. von Bayern vorschlägt. — Ein Bund mit einem in der Machtbefugnis beschränkten Parlament. — Bismarcks Bemühungen. — Sein Gehilfe Delbrück. — Schwierigkeiten, auf die der Kanzler stößt. — Seine Klagen seiner Frau gegenüber. — Sendung Delbrücks nach München. — Notwendige Zugeständnisse, um zu einer völligen Einigung zu gelangen. — Großer Kampf in Versailles. — Bayerns Bedingungen. — Württembergs Zögern. — Ankunft der Vertreter dieser beiden Staaten mit dem Badens in Versailles. — Heikle Stellung Bismarcks. — Seine Sorgen. — Drohung gegen Bayern und Württemberg, ihre Korrespondenz mit Rouher veröffentlichen zu wollen, die in Cerçay aufgefunden worden war. — Das Wechselreich. — Bismarcks Zorn. — Szene zwischen ihm und dem Kronprinzen. — Der Kanzler will Bayern isolieren. — Er gibt sich nicht die Mühe, Europa über seine Absichten zu informieren. — Österreich verspricht ihm, den Prager Vertrag nicht mehr anrufen zu wollen. — Preußens Mißtrauen gegen Österreich. — Geheime Umtriebe Österreichs. — Bismarcks Worte an den Kronprinzen. — Frage der Zustimmung des Reichstages und der Parlamente des Südens. — Delbrücks Anteil. — Der Kronprinz ist nicht zufrieden. — Die Aufgabe des Grafen Holnstein in München. — Der deutsche Kaiser. — Brief des Königs von Bayern für den König von Preußen, von Bismarck vorbereitet. — Glückwünsche des Königs von Bayern beim Jahreswechsel. — Sein Festhalten an der Unabhängigkeit seines Reiches. — Schwierigkeiten, auf die Bismarck bei seinen Absichten stieß. — Brief an seine Frau, worin er sich über den König und die Fürsten beklagt. — Botschaft des Bundesrates an den Reichstag vom 10. Dezember. — Das Deutsche Reich. — Adresse des Reichstages und Änderung der Verfassung. — Abordnung nach Versailles. — Empfang durch den König von Preußen. — Historische Szene. — Zustimmung der süddeutschen Parlamente mit Ausschluß des bayrischen. — Bismarck will das Deutsche Reich trotzdem ausrufen lassen. — Neue Schwierigkeiten. — Geständnisse des Königs von Preußen an den Großherzog von Baden. — Was der König von dem Kaisertitel denkt. — Befürchtung, seine Rechte beschränkt zu sehen. — Sein Brief an die Fürsten vom 14. Januar 1871. — Er stimmt am 15. Januar der Proklamation zu. — Neue Schwierigkeiten wegen des Titels. — Heftige Szene zwischen ihm und dem Kanzler. — Erzählung des Kronprinzen. — Bismarcks Zorn gegen Geffken. — Die Veröffentlichung der Deutschen Rundschau. — Bismarcks Anklagen gegen den Kronprinzen. — Wilhelm hängt nur an Preußen. — Drohung des Königs, abdanken zu wollen. — Bismarck und der Großherzog von Baden. — Ihre Unterredung über den dem Kaiser zu gebenden Titel. — Proklamation des Kaiserreiches in der Spiegelgalerie zu Versailles. —

Seite
Beschreibung der Feier. — Der Zug. — Die religiöse Feier. — Die Predigt des Pastors Rogge. — Das Bild Werners. — Die Ansprache des Königs von Preußen und die Kaiserproklamation. — Zustimmung des bayrischen Parlaments. — Wie der neue Kaiser begrüßt wurde. — Augenblickliche Ungnade Bismarcks. — Seine Bemerkung hierüber. — Brief Wilhelms I. an Augusta. — Erzählung des Kronprinzen. — Bismarcks Werk. — Was er selbst darüber sagt. — Sein Brief vom 21. Januar an seine Frau. — Die Schlacht von Buzenval. — Der Brand von Saint-Cloud. — Das Deutsche Reich und Deutschland 29

Zwölftes Kapitel.

Napoleon auf Wilhelmshöhe und Thiers in Versailles.

Napoleon III. in Gefangenschaft. — Seine Korrespondenz mit der Kaiserin. — Um welchen Preis Bismarck die Rückkehr des Kaiserreiches begünstigte. — Napoleon III., Bazaine und die kaiserliche Garde. — Umtriebe der kaiserlichen Partei. — Napoleon III. und der kaiserliche Prinz. — Die Situation und der Moniteur prussien de Seine et Oise. — Doppelspiel Bismarcks. — Das Kaiserreich und die Republik. — Was der Kanzler wirklich wollte. — Brief Napoleons vom 7. Januar 1871 an Persigny. — Bismarck und Moritz Busch. — Der Prinz Napoleon und Changarnier. — Der Prinz bietet Changarnier an, Regent von Frankreich zu werden. — Weigerung Changarniers. — Jules Favre in Versailles. — Bismarck droht ihm nochmals mit dem Kaiserreiche. — Napoleon III. und der Kladderadatsch. — Das Dekret der Nichtwählbarkeit der Familien, die in Frankreich regiert haben, der Minister, Senatoren und Abgeordneten des Kaiserreichs. — Protest Bismarcks. — Tätigkeit Clément Duvernois'. — Plan, den er der Kaiserin zuschrieb. — Antwort Gambettas auf den Protest Bismarcks. — Das Dekret der Nichtwählbarkeit wird von der Nationalen Verteidigung aufgehoben. — Der Waffenstillstand und die Nichtberücksichtigung der Ostarmee. — Die endgültigen Friedensbedingungen werden der Nationalversammlung überlassen. — Preußen und die Kommune. — Glückwunsch der Vereinigten Staaten an Preußen. — Die Botschaft des Präsidenten Grant. — Kühne Prophezeiungen Bancrofts. — Ansicht Washburnes. — Thiers und Bismarck am 21. Februar in Versailles. — Frage der Verlängerung des Waffenstillstandes. — Ansprüche des Kanzlers. — Die Frage um Metz. — Die Angst Thiers'. — Schwierigkeiten und Gefahren dieser Verhandlungen. — Konnte Thiers Metz retten? — Was der Kaiser Wilhelm und der Generalstab wollten. — Glückgültigkeit und Apathie Europas Frankreich gegenüber. — Wie Bismarck über Thiers dachte. — Das Zirkular vom 27. September 1870. — Die Deutschen wollten Nancy und die Italiener Nizza und Savoyen. — Drohung Bismarcks am 22. Februar, Frankreich das Kaisertum aufzuzwingen. — Denkwürdigkeiten des Generals von Stosch. — Thiers und Wilhelm I. — Die Frage des Einzuges der Deutschen in Paris. — Begegnung des Kronprinzen mit Thiers. — Neue Unterredung Thiers' mit Bismarck. — Sechs Milliarden Kriegsentschädigung. — Vorschlag Bleichröders und Henkel von Donnersmarcks. — Thiers und die Kommissäre der Nationalversammlung. — Gemeinsame Entschlüsse über die Bedingungen und die Friedenspräliminarien. — Der 24. Februar 1871. — Kern und Bismarck. — Drohungen des Kanzlers und Thiers. — Wie Thiers den Preußen Belfort entriß. — Urteil des Generals von Stosch über die französischen Unterhändler. — Neue Szene zwischen Bismarck

Seite

und Thiers über die Intervention des Lords Granville. — Die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien. — Briefe Jules Favres an Jules Simon über diese historische Szene. — Intrigen Napoleons in Chislehurst. — Sendung der Gräfin Mercy-Argenteau zu Bismarck und Wilhelm I. — Brief Napoleons III. — Proklamation an die Franzosen. — Intervention des Kardinals de Bonnechose beim General von Manteuffel. — Was die Deutschen wollten. — Schwierigkeiten der Lage Jules Simons in Bordeaux. — Zurücknahme des Dekrets der Nichtwählbarkeit. — Neue Schritte und Intrigen Napoleons III. — Rolle der Gräfin Mercy-Argenteau. — Die Neutralen und Thiers. — Unruhe und Sorgen Napoleons III. — Der 1. März 1871. — Conti auf der Tribüne der Nationalversammlung. — Heftiger Tumult. — Aufhebung und Wiederaufnahme der Sitzung. — Abstimmung über den Verfall des Kaiserreichs. — Urteil Thiers'. — Reden Bambergers, Victor Hugos, Tachards, Vacherots, Louis Blancs, Changarniers, Buffets, Kellers und Thiers' über die Friedenspräliminarien. — Annahme der Präliminarien. — Abschied der Vertreter Elsaß-Lothringens. — Antrag des Herrn Grosjean. — Gleichgültigkeit Europas. — Einzug der Deutschen in Paris. — Die anderen Truppen müssen, wegen der schnellen Annahme der Präliminarien, in Versailles bleiben. — Überraschung und Unzufriedenheit des Königs. — Vergebliche Intervention der Kaiserin. — Ungerechte Kritiken Paul und Victor Margueritte über Thiers und die Majorität der Nationalversammlung wegen der Abstimmung vom 1. März. — Die Abstimmung der Generäle. — Bemerkungen Washburnes über den Einzug der Deutschen in Paris. — Napoleon III. und Bismarck über die Präliminarien. — Was der General von Monts über den Frieden denkt. — Napoleon bedauert die Härte der Frankreich auferlegten Bedingungen. — Sein Brief an die Gräfin Mercy-Argenteau. — Die Politik Wilhelms I. und Bismarcks. — Freude in Cassel über die Nachricht des Friedens. — Der Triumphbogen an der Aue in Cassel. — Napoleon tadelt die unpolitische Haltung Bismarcks und erwartet ihn bei der sozialen Frage. — Protest des Kaisers gegen die Erklärung seiner Absetzung. — Petition der französischen Armee. — Zweideutige Haltung Bismarcks. — Befreiung Napoleons III. — Seine Abreise aus Wilhelmshöhe am 19. März. — Nachricht von dem Aufstande der Kommune. — Zusammentreffen Napoleons und der Prinzessin Mathilde in Herbesthal. — Ankunft des Kaisers in Dover. — Er trifft dort die Kaiserin und den Kaiserlichen Prinzen. — Eindruck, den er in Cassel hinterlassen hat. — Unbeständigkeit der Gewalt in Frankreich 96

Dreizehntes Kapitel.

Die Befreiung des Landes. — Die letzten Taten der kaiserlichen Partei.

Die Aufgaben Thiers' nach der Annahme der Friedenspräliminarien. — Schwierigkeiten dieser Aufgaben. — Umtriebe der kaiserlichen Partei. — Verhaftung Rouhers. — Listen Bismarcks. — Brief Napoleons an die Gräfin Mercy-Argenteau. — Seine Entmutigung. — Brief Pietris über die Haltung der imperialistischen Partei. — Unglücksprophezeiungen des Kaisers. — Die Pariser Kommune und die Deutschen. — Der General von Fabrice und der Abgesandte der Kommune. — Der Oberbefehl über die Okkupationstruppen wird dem General von Manteuffel übertragen. — Maßvolles Betragen dieses Generals. — Seine Freundschaft

mit Thiers. — Der Graf de Saint-Vallier. — Der Vicomte de Gontaut-Biron und die Botschaft in Berlin. — Das Spiel des deutschen Kanzlers. — Neue Forderungen. — Feindliche Haltung des deutschen Generalstabes. — Bismarck und die Kommune. — Die Konferenz in Brüssel. — Drohung mit dem Eingreifen in die inneren Angelegenheiten Frankreichs. — Rede des Reichskanzlers am 1. April im Reichstage. — Neue Garantien. — Kritik über die Friedenspräliminarien von der deutschen Militärpartei. — Schwierige Lage unserer Vertreter auf der Brüsseler Konferenz. — Neue Drohungen des Kanzlers. — Doppeltes Spiel unserer Feinde. — Erklärungen Thiers'. — Notwendigkeit einer Zusammenkunft unserer Vertreter mit Bismarck. — Rede Jules Favres in der Nationalversammlung vom 13. Mai. — Jules Favre und Pouyer-Quertier in Frankfurt. — Der endgültige Frieden. — Annahme durch die Nationalversammlung am 18. Mai. — Betrachtungen über den Vertrag. — Das Verbleiben Belforts bei Frankreich. — Der Militärrayon des Platzes. — Die Arbeiten der Grenzbestimmung. — Ansicht Thiers' über den Frankfurter Frieden. — Haltung des Generals Chanzy. — Einrücken der französischen Truppen in Paris am 28. Juni 1871. — Die Parade in Longchamps. — Rede Jules Grévys. — Erfolgreiches Eingreifen Pouyer-Quertiers in Frankfurt. — Erklärung Thiers' über die Verbindlichkeiten Frankreichs. — Seine Rede vom 16. September. — Neue Konvention mit Deutschland. — Die Räumung des Landes wird beschleunigt. — Hindernisse, die der Kanzler Manteuffel in den Weg legt. — Ansicht dieses Generals über die stolzen Forderungen der Deutschen. — Schwierigkeiten, die durch die Ankunft des Grafen von Arnim, des neuen Botschafters in Paris verursacht werden. — Die Pariser Gesellschaft und Graf von Arnim. — Heftige und tückische Berichte dieses Botschafters nach Berlin. — Seine Verbindungen mit Bazaine. — Ratschläge Manteuffels für Saint-Vallier. — Zusatzkonvention zu dem Frankfurter Frieden vom 9. Januar 1872. — Gontaut-Biron übergibt sein Beglaubigungsschreiben dem Kaiser Wilhelm I. — Seine Aufnahme bei Bismarck. — Neue Schwierigkeiten in der Aufgabe Thiers'. — Wie er die Fremden zufriedenstellen und den Frieden erhalten will. — Seine Abdankung wegen der Ablehnung des Zolles auf Rohprodukte. — Brief Thiers' an Gontaut-Biron über seine Politik. — Günstiges Urteil Wilhelms I. über Thiers. — Finanzielle Vorschläge Bleichröders an Gontaut-Biron und Thiers. — Ablehnung einer Einmischung der Deutschen in die Finanzen Frankreichs. — Die Militärpartei bedauert die Abtretung Belforts. — Drohungen Moltkes. — Der Kulturkampf. — Weise Ratschläge Thiers' an Gontaut-Biron. — Schwierigkeiten, den Vertrag über die endgültige Räumung des Landes aufrecht zu erhalten. — Intrigen und Umtriebe des Grafen von Arnim. — Angebliche Befürchtungen über einen Rachefeldzug der Franzosen. — Übertriebene Unruhe der deutschen Militärpartei. — Mißtrauen Wilhelms I. — Vorwürfe der deutschen Presse. — Geduld und Kaltblütigkeit Thiers'. — Er weist den Vorwurf vorgeblicher Rüstungen zurück. — Er sucht alle Besorgnisse zu beseitigen. — Frankreich und Rußland. — Umtriebe Bismarcks und Arnims. — Beziehungen des deutschen Botschafters zu der kaiserlichen Partei. — Was der Kanzler darüber denkt. — Hindernisse einer beschleunigten Räumung. — von Arnim und Saint-Vallier. — Antwort Thiers' auf die deutschen Forderungen. — Er beteuert die friedlichen Absichten Frankreichs und der Regierung. — Urteil Saint-Valliers über die zweideutige Politik Bismarcks. — Der Kanzler benutzt die Reorganisation der französischen Armee, um die deutsche Armee zu verstärken. — Er begreift endlich die Gefahren einer verlängerten Okkupation des französischen Gebietes und sucht sich mit Thiers über die Abtragung der Kriegsschuld zu verständigen.

Seite
— Anscheinende Feindschaft gegen Frankreich in Berlin. — Doppeltes Spiel Bismarcks mit den Republikanern und den Bonapartisten. — Neue Schritte Bleichröders bei Gontaut-Biron. — Schwierigkeiten der Aufgabe Thiers'. — Sein Vertrauen zu Gontaut-Biron. — Friedliche Rede am 8. Juni 1872. — Erklärung des Herrn von Thile. — Was Gontaut-Biron davon hält. — Ankunft Bleichröders und Hansemanns in Paris. — Neue Finanzkonvention. — Die Dreimilliardenanleihe. — Rede des Herrn Goulard über den Erfolg dieser Anleihe. — Überraschung in Deutschland und Europa. — Sympathische Erklärungen des Zaren Alexander zugunsten Frankreichs. — Ratschläge Gortschakows. — Ergebnis der Dreikaiserzusammenkunft. — Angriffe der deutschen Militärpartei gegen Manteuffel. — Thiers und Gambetta. — Thiers und Wilhelm I. — Brief Bismarcks vom 5. November 1872 an Manteuffel. — Die Barackenlager der deutschen Truppen. — Prophezeiungen des Grafen von Arnim. — Botschaft Thiers' vom 13. November 1872. — Die konservative Republik. — Das monarchische Frankreich und Deutschland. — Antwort auf die Botschaft des Präsidenten. — Der Bericht Batbies. — Die Verhandlung vom 29. November. — Erklärung Thiers'. — Die Dreißiger-Kommission. — Das Ministerium vom 7. Dezember. — Briefwechsel zwischen Thiers und Gontaut-Biron. — Die französischen Finanzen und die Zahlung der Kriegsentschädigung. — Intrigen des Grafen von Arnim. — Drohungen Bismarcks. — Die Besetzung Belforts und Verduns. — Unterzeichnung des Vertrags über die endgültige Befreiung des Landes am 15. März 1873. — Die Nationalversammlung spricht aus, daß Thiers' sich um das Vaterland verdient gemacht hat. — Die Wahl Barodets im Seinedépartement. — Der 24. Mai. — Tagesordnung Ernouls. — Der Marschall de Mac Mahon zum Präsidenten der Republik erwählt. — Bedauern des Grafen von Arnim. — Botschaft Mac Mahons. — Abzug der Deutschen am 16. September 1873. — Thiers der Befreier des Landes. — Die letzten Taten der kaiserlichen Partei. — Kundgebungen bei der Beerdigung Contis. — Graf Chambord und der Kaiserliche Prinz. — Umtriebe des Prinzen Napoleon. — Der Prozeß Vitu-Trochu. — Entmutigung Napoleons III. — Brief Napoleons an die Generäle, die bei Sedan mitgefochten haben. — Behauptung des Generals Pajol. — Plan einer Wiederaufrichtung des Kaiserreiches. — Tod Napoleons III. — Was der Kaiserliche Prinz sein wollte. — Voraussagungen des Grafen von Arnim zugunsten der Bonapartisten. — Ansicht des Grafen de Meaux. — Seine politischen Erinnerungen. — Der Herzog de Broglie und Rouher. — Kundgebungen in Chislehurst am 16. März 1874. — Propaganda des Komitees für einen Appell ans Volk. — Der Kaiserliche Prinz will an der englischen Expedition gegen die Zulus teilnehmen. — Sein unerschrockener Tod. — Sein letzter Wille. — Bismarck und der Prinz Napoleon. — Grausame Prüfungen der Kaiserin. — Warum sie den Krieg gewollt hat. — Ansicht des Generals du Bareil. — Haltung der Kaiserin während des Krieges. — Die Geschichte und Napoleon III. — Ansicht der Königin Victoria über den Kaiser. — Sein Charakter. — Seine Absichten. — Das Kaiserreich und sein Unglück. — Napoleon I. und Franz II. — Klaczko und das Unglück Österreichs. — Dramatische Zusammenkunft zwischen der Kaiserin und dem General Trochu. — Nichts konnte das Kaiserreich vor dem 4. September retten 154

Schluß.

Ansicht des Grafen Daru über den Krieg. — Materielle Ursachen unserer Niederlage. — Unvorsichtigkeit, Verwirrung, Unordnung. — Mangel an Vor-

Seite

bereitungen. — Mangel an Effektivbestand. — Fehler der Majorität des Gesetzgebenden Körpers. — Ablehnung der militärischen Vorschläge Niels. — Verzögerungen in der Mobilisation. — Mangel an Bündnissen. — Erklärungen und Geständnisse des Herzogs de Gramont. — Seine Verteidigung. — Seine wirklichen Fehler. — Geständnis des Herrn Emile Olliviers. — Seine Irrtümer und seine Verantwortung. — Seine Anklagen gegen das französische Volk. — Seine Weigerung, vor der Untersuchungskommission auszusagen. — Irrtümer des Marschalls Le Boeuf. — Seine Berechnungen über die Mobilisation und seine Vorbereitungen. — Seine Abdankung als Oberbefehlshaber. — Seine gute Haltung bei der Belagerung von Metz. — Verantwortung der Majorität, der Presse und des Hofes. — Bestürzung der Nation bei den ersten Niederlagen. — Verantwortung der Regierung der nationalen Verteidigung. — Urteil Thiers'. — Der Widerstand Frankreichs und die Geschichte. — Urteil Wilhelms I. — Ansicht der Herren de Freycinet, Moltke, des Grafen de Mun, des Herzogs de Broglie. — Gleichgültigkeit der neutralen Mächte. — Ergebnisse des heroischen Widerstandes Frankreichs. — „Der Finger Gottes." — Moralische Ursachen unserer Niederlage. — Kritiken über Thiers. — Strenges Urteil Olliviers. — Wie er den Unterhändler und den Befreier des Landes behandelt. — Was man von Thiers halten muß. — Was uns der Krieg von 1870 lehren muß. — Die Politik Bismarcks und seiner Nachfolger. — Frankreich muß immer an Elsaß-Lothringen denken. — Das Recht muß bei der Macht Unterstützung finden. — Notwendige Eigenschaften eines Landes, um auf die Zukunft vertrauen zu können 221

Inhaltsverzeichnis der Kapitel.

Zehntes Kapitel. Die Affäre Regnier-Bazaine 1
Elftes Kapitel. Die Folgen der Kapitulation von Metz und die Gründung des Deutschen Reiches 31
Zwölftes Kapitel. Napoleon auf Wilhelmshöhe und Thiers in Versailles . . 96
Dreizehntes Kapitel. Die Befreiung des Landes. — Die letzten Taten der kaiserlichen Partei 154
Schluß. 221
Urkunden 248
I. Antrag der Abgeordneten von Elsaß-Lothringen vom 17. Februar 1871 248
II. Bericht des Grafen von Bismarck über die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern 251
III. Brief des Grafen von Bismarck an Lothar Bucher 254
IV. Kurze Notiz Le Boeufs für den Kaiser über die Lage der Armee vom 6. Juli 1870 255
V. Bericht des Freiherrn von Werther an den König von Preußen vom 12. Juli 1870 257
VI. Offizieller Bericht über das, was sich in Ems zugetragen hat, und Bericht des Obersten Radziwill an den König vom 13. Juli 1870 261
VII. Abstimmung vom 15. Juli 1870 über die Mitteilung der Depeschen an den Gesetzgebenden Körper 264
VIII. Erklärung des Grafen von Bismarck im Bundesrat am 16. Juli 1870 266

Seite

IX. Antwort König Wilhelms auf die Adresse der Berliner Kommunalbehörden vom 18. Juli 1870 270
X. Rundschreiben des Grafen von Bismarck an die Vertreter des Norddeutschen Bundes im Auslande 271
XI. Thronrede des Königs von Preußen zur Eröffnung des Reichstages am 19. Juli 1870 275
XII. Die Kriegserklärung Frankreichs 276
XIII. Graf von Bismarck an den Grafen von Bernstorff in London am 19. Juli 1870 277
XIV. Rede des Grafen von Bismarck im Reichstage 279
XV. Adresse des Reichstages an den König von Preußen als Antwort auf die Thronrede am 20. Juli 1870 281
XVI. Brief des Königs von Preußen an den König von Bayern vom 21. Juli 1870 283
XVII. Erlaß des Königs von Preußen betreffend einen allgemeinen Bettag 284
XVIII. Zirkulardepesche des Herzogs de Gramont an die Vertreter Frankreichs im Auslande vom 21. Juli 1870 285
XIX. Zirkulardepesche des Herzogs de Gramont vom 24. Juli 1870 289
XX. Brief des Papstes Pius IX. an den König von Preußen 293
XXI. Antwort des Königs von Preußen an den Papst 293
XXII. Proklamation Napoleons III. an das französische Volk 294
XXIII. Proklamation des Kaisers an die Armee 295
XXIV. Dankerlaß des Königs von Preußen vom 25. Juli 1870 296
XXV. Proklamation des Königs von Preußen an das preußische Volk vom 31. Juli 1870 296
XXVI. Proklamation des Königs von Preußen an die Armee vom 2. August 1870 297
XXVII. Tagesbefehl des Prinzen Friedrich Carl vom 6. August 1870 . . 297
XXVIII. Proklamation der Kaiserin-Regentin vom 7. August 1870 298
XXIX. Proklamation des Königs von Preußen an seine Armee vom 8. August 1870 298
XXX. Proklamation des Kronprinzen von Preußen an die Bewohner Lothringens vom 18. August 1870 299
XXXI. Lord Granville an Lord Lyons in Paris am 10. August 1870 299
XXXII. Die Kapitulation von Sedan 301
XXXIII. Militärisches Promemoria über einen Krieg mit Preußen . . 304
XXXIV. Bemerkungen über die Organisation der Truppenkörper für 1870 . . 314
XXXV. Notiz über die französische Artillerie im Jahre 1870 319
XXXVI. Zahlung der Kriegsentschädigung 321
XXXVII. Die Fahnen von Metz 328
XXXVIII. Briefe Napoleons III. an die Kaiserin 331
XXXIX. Brief des Kaiserlichen Prinzen an H. Taine 332
XL. Anhang 333
Die Emser Depesche. — Brief des Professor Hans Delbrück an Henri Welschinger und die Antwort darauf. — Brief des Generals Trochu an den Grafen von Bismarck und die Antwort darauf, vom 8. Februar 1871. — Die Philosophie des Krieges von 1870.
Inhaltsverzeichnis 345

APR 11 1984

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 12 13 08 011 8